Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2012

Zeitschrift Band 136

Alpenvereinsjahrbuch

Berg 2012

Zeitschrift Band 136

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion
Anette Köhler, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhalt

Editorial: Wie ein Berg sein >> *Anette Köhler* 6

BergFokus: Weltnaturerbe Dolomiten

Auferstanden aus Fossilien >> *Martin Roos* 10
Dolomiten Welterbe UNESCO >> *Ulrike Lanthaler* 28
Große Bergführer der Dolomiten >> *Florian Trojer* 34
„Das Bewahren des klassischen Kletterns wird irgendwann ein Plus für die Dolomiten sein" – Hanspeter Eisendle im Gespräch >> *Anette Köhler* 42
Gherdëina, Badia, Fascia, Fodom, Anpezo – Sprache und Kultur in den ladinischen Dolomitentälern >> *Roland Verra* 50
Catores, Aiut Alpin und Lia da Mont – ein vorbildlicher Sonderfall der Zusammenarbeit in Gröden >> *Ingrid Runggaldier Moroder* 56

BergWelten: Brenta

Campanile Basso – Ein Spiegel der Alpingeschichte >> *Ewald Weiß* 60
Brenta alpin – Die großen Kletterklassiker >> *Ralf Gantzhorn* 70
Wie die Brenta das Biken entdeckte >> *Traian Grigorian* 80

BergSteigen

Chronik I – Die internationalen Highlights >> *Max Bolland* 90
Chronik II: Frauen *special* >> *Karin Steinbach Tarnutzer* 102
Dronning Maud Land – Das unbekannte Traumland in der Ostantarktis >> *Christoph Höbenreich* 110
„Riss heißt langes Griff" – Klettern im Sandsteingebiet Adršpach >> *Helmut Schulze* 122
Canales Patagónicos – Mit dem Faltboot durch die chilenischen Fjorde >> *Ina und Eduard Koch* 130
Zwischen Gletschertischen – Kleine Hochtouren in der Angelusgruppe >> *Dennis Cramer* 138

BergMenschen

Jung. Wild. Grautvornix – Hansjörg Auer im Porträt >> *Tom Dauer* 146
„Frauen sollten ihren eigenen Weg finden, hohe Gipfel zu besteigen" – Nives Meroi im Gespräch >> *Karin Steinbach Tarnutzer* 154
Freigeist der Lawinenkunde – Werner Munter im Porträt >> *Caroline Fink* 158
Hias Rebitsch – Bergsteigen war seine Lebensform >> *Horst Höfler* 164
Der Visionär von Cradle Mountain – Gustav Weindorfer im Porträt >> *Stefan Spath* 172

BergWissen

Cogito ubi sum – Ein Plädoyer für gute, aktuelle Gebirgskarten und deren Benutzung >> *Manfred Buchroithner* 182
Vom Recht auf Risiko >> *Andi Dick* 186
In die Zukunft gedacht – Skibergsteigen umweltfreundlich >> *Manfred Scheuermann* 196
Ski-Erschließungsdruck in Österreich >> *Clemens M. Hutter* 204
Lügen haben kurze Beine – Hui und Pfui der internationalen Skyrunner-Szene >> *Toni Freudig* 210

BergKultur

Die Eisenbahn als Alpinismuspionier >> *Peter Grimm* 220
„Am Schlern ein Schutzhaus steht" – Der Alpenverein, sein Umfeld und seine politische Rolle >> *Horst Christoph* 226
Edelweiß im Judenstern – Alpinhistorische DAV-Exkursion zum Friesenberghaus im Zillertal >> *Andrea Zinnecker* 232
150 Jahre Alpenverein >> *Luis Töchterle* 238
Feeling groovy – Alpines als Lifestyle >> *Tom Dauer* 244

Autorinnen und Autoren 252
Impressum 255

Wie ein Berg sein

Zur 136. Ausgabe des Alpenvereinsjahrbuches

>> Anette Köhler

Es gibt Worte, die einen begleiten und sich entfalten. Das nebenstehende Gedicht des Schweizer Schriftstellers Paul Emanuel Müller[1] ist so ein Satz, den man mit sich tragen und der einen nähren kann. Was das mit dem Alpenvereinsjahrbuch zu tun hat? Ganz einfach: In der Zeit, in der mich dieses Projekt gedanklich sehr beschäftigt hat, ist mir dieser Spruch immer wieder in den Sinn gekommen. Einfach so. Vielleicht ist es an der Assoziation „Berg" gelegen.

Was ist das Jahrbuch? Welche Aufgabe erfüllt es für die Alpenvereine, welche Bedeutung hat es darüber hinaus? Und vor allem: Wie lässt sich diese Aufgabe im Jahr 2011 wahrnehmen und weiterführen? Das waren die Fragen, die mich lange schon, bevor ich die Redaktion übernehmen konnte, beschäftigt haben.

Wie ein Berg sein: Wie die Reihe des Alpenvereinsjahrbuches nun seit 135 Jahren die alpinistischen Zeitläufe beobachtet, widerspiegelt, beschreibt – und überdauert, das hat tatsächlich etwas Monolithisches. Als „Langzeitgedächtnis des Alpenvereins" (O. Wörz) ist es quasi der El Cap unter den Bergbüchern.

Ein Magazin, das nur einmal im Jahr erscheint, kann sich herausnehmen aus dem lauten, hektischen Tagesgeschäft, sich zurücklehnen und beobachten: Es gilt Übersicht zu schaffen, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden sowie kompetent und differenziert Orientierung zu bieten im zunehmend undurchdringlichen Dschungel auch des alpinen *Geschäfts*. Das Anachronistische, das diesem Traditionsbuch anhaftet, ist auch seine Stärke: Nur wer das allzu Geschwinde vergisst, kann die Zeit überdauern.

Dazu ist es allerdings nötig, von Zeit zu Zeit auch den eigenen Standort zu überdenken und den monolithischen Kern von den Ablagerungen wechselnder Moden und Handschriften zu befreien. In Umkehrung des bekannten Spontispruches „Weg mit den Alpen, freie Sicht aufs Meer" heißt das in diesem Fall: weg mit dem Meer der Beliebigkeiten, freie Sicht aufs eigentlich Alpine.

Deswegen wurde das Alpenvereinsjahrbuch einem gründlichen *Relaunch* unterzogen, grafisch wie konzeptionell: Entrümpeln, entschlacken, vereinfachen war die Devise; eine klare, frische, freundliche Einladung zum Lesen und Betrachten das Ziel. Dazu haben die Alpenvereine einen Grafikwettbewerb ausgeschrieben, den schließlich die Münchner Agentur Gschwendtner und Partner mit dem Motto „Evolution statt Revolution" und einem Layoutkonzept, das Texte und Bilder – und damit auch den Leser – atmen lässt, für sich entschied.

Inhaltlich stellt sich der Anspruch, die einmalige Vielfalt der Themen in hoher Qualität und klarerer Stringenz fortzuschreiben. Vielfalt muss perspektivenreich, nicht beliebig sein! Deswegen werden die traditionellen Themenfelder des Jahrbuches künftig in sechs festen, wiederkehrenden Rubriken geführt: **BergFokus** setzt heuer mit dem Thema „Weltnaturerbe Dolomiten" einen attraktiven thematischen Schwerpunkt, mit dem das Gebietsthema „Brenta" der Rubrik **BergWelten** ideal korrespondiert. Alpenvereinsmitglieder erhalten hierzu als Bonus kostenlos die neu aufgelegte Alpenvereinskarte „Brentagruppe" im Maßstab 1: 25.000.

Die Rubrik **BergSteigen** entführt mit spannenden Berichten in die weite Welt des modernen Bergsports und spiegelt die verschiedenen alpinistischen Spielformen und Tätigkeitsfelder der Alpenvereine wider. Dem Fortschreiben der alpinen Chronik kommt dabei eine besonders wichtige Rolle zu, schließlich ist das Jahrbuch an sich Geschichtsschreibung im weitesten Sinn: Es gilt dabei Leistungen unabhängig von wirtschaftlichen Interessen zu dokumentieren und zu bewerten, internationale Trends aufzuzeichnen, Leistungen des Spitzensports uns Basisbergsteigern zu vermitteln und dabei immer auch über den eigenen Tellerrand zu blicken. Beispielhaft gelungen ist dies den beiden Chronisten Max Bolland, der mit einem Blick über den Großen Teich auf den „American Way of Climbing" auch viel über unser Tun in den Alpen erzählt, und Karin Steinbach Tarnutzer, die – nicht zuletzt aus Anlass des Hypes um die Achttausenderfrauen im letzten Jahr – berichtet, was Frauen sonst noch am Berg zu leisten vermögen.

Hinter die Namen und Nachrichten zu schauen, das ist das Ziel der neuen Rubrik **BergMenschen**. Sie widmet sich in Gesprächen und Porträts bemerkenswerten historischen und zeitgenössischen Berg-Persönlichkeiten. Der Bogen spannt sich diesmal von Mathias Rebitsch, einem der herausragenden Bergsteiger der 1930er- und 40er-Jahre, der 2011 hundert Jahre alt geworden wäre, und dem „austro-australischen" Nationalpark-Visionär Gustav Weindorfer, über Werner Munter, der das Thema Lawinen wie kein Zweiter prägte, und die sympathisch stille, reflektierte italienische Achttausenderfrau Nives Meroi bis hin zum jungen „Wilden" Hansjörg Auer.

Die Rubrik **BergWissen** versammelt Themen aus den Bereichen Natur- und Umweltschutz, Sicherheit und Risikomanagement sowie Hintergrundreportagen. Hätten Sie zum Beispiel gewusst, dass es weit jenseits des Lichtkegels des fragwürdigen Christian Stangl eine ernstzunehmende internationale Skyrunning-Szene gibt?

Hat der Mensch ein Recht auf Risiko? Wie ist es um unsere Orientierungsfähigkeit im Gebirge bestellt? Wie lässt sich der Skitourenboom umweltverträglich gestalten? Was plant die Seilbahnlobby in den österreichischen Alpen? Diesen wichtigen Fragen gehen die Autoren in diesem Kapitel nach.

Völlig neu und nicht nur im Sinn des Chronikalischen spannend ist der Medien- und Kulturspiegel in der Rubrik **BergKultur**. Tom Dauer geht dort heuer zum ersten Mal der Frage nach, wie das Thema Berge öffentlich wahrgenommen wird bzw. was unser Bild vom Bergsteigen prägt. Lassen Sie sich von seinem Befund überraschen!

„Die Unkenntnis der eigenen Geschichte führt meist dazu, dass man noch größere Dummheiten macht, als unbedingt nötig", konstatierte der ehemalige Jahrbuchredakteur Walter Klier unnachahmlich vor wenigen Jahren an dieser Stelle. Sich der eigenen **Geschichte** zu vergewissern, ist eine der größeren Kulturleistungen einer Gesellschaft und die Frage nach dem Woher ist zwangsweise immer auch eine nach dem Wohin. In diesem Herbst kommt das große Geschichteprojekt der drei Alpenvereine nach dreijähriger Forschungsarbeit eines unabhängigen internationalen wissenschaftlichen Teams aus Historikern, Volkskundlern und Pädagogen mit der Publikation „Berg Heil!" zum Abschluss, 2012 feiert der Oesterreichische Alpenverein sein 150-jähriges Bestehen. Anlass genug, die Rubrik BergKultur in dieser Ausgabe der Geschichte des Alpenvereins zu widmen.

„Treu bleiben kann sich nur, wer sich mit den Umständen verändert", heißt es im Porträt des jungen Ötztaler Extrembergsteiger Hansjörg Auer. Dies gilt mehr denn je auch für die Fortführung dieses Jahrbuchs. Wach sein und unvoreingenommen, Vielfalt zulassen, Verwerfungen aushalten, tiefer gehen, weiter blicken, das Beste geben – das wäre ein Ziel. Ob die Richtung stimmt und ob es gelingt, das entscheiden letztendlich Sie. Wir freuen uns über Lob und sind offen für Anregungen und Kritik (anette.koehler@tyrolia.at).

Genießen Sie es, ein schön gestaltetes, auf hochwertigem Papier aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern gedrucktes Exemplar des klassischen Kulturgutes Buch in den Händen zu haben! Noch dazu völlig werbefrei. Seine Halbwertszeit ist um ein Vielfaches höher als die der meisten digitalen Daten, die wir gespeichert haben. Dank der engagierten Arbeit von mehr als dreißig hochqualifizierten Autorinnen und Autoren, international renommierten Fotografen und den Buchprofis rund um den Tyrolia-Verlag gestattet Ihnen Berg 2012, ganz entspannt *offline* und trotzdem auf dem Laufenden zu sein.

„Wenn du
die Zeit überholen willst,
musst du alles Geschwinde vergessen
und so wie ein Berg sein, geduldig und still,
und alles geschehen lassen:
Winde und Regen und Schnee und das Licht. –
Und so wie ein Berg sein."

Paul Emanuel Müller

1 *In: Bernd Ritschel: Der andere Horizont. Kraft und Inspiration aus den Bergen, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2011*

BergFokus

Die Erkenntnis ist nicht neu, wohl aber ihre Bedeutung: „Von einzigartiger monumentaler Schönheit“ sind die **Dolomiten,** deshalb zählen weite Teile seit 2009 zum **UNESCO-Weltnaturerbe.** Diese Auszeichnung verdanken sie u. a. ihrer geologischen Entstehungsgeschichte und einer unvergleichlichen Formenvielfalt. Lesen Sie die spannende Geschichte eines nicht nur in geologischer Hinsicht unvergleichlichen Aufstiegs und von den kulturellen wie alpinistischen Besonderheiten dieses faszinierenden Gebirges.

© H. Ender

Auferstanden aus Fossilien

Bilden die Dolomiten einen Endpunkt geologischer Geschichte ab? Mitnichten. Die Elemente, und der Mensch, formen das Gebirge weiter.

>> Martin Roos

Bergregion der Superlative: Weltweit gehören die Dolomiten zu den beliebtesten Gebirgen, zumal Teile seit 2009 unter Schutz der UNESCO stehen. Zudem stellen die Dolomiten einen der am besten erforschten Schauplätze der Erdgeschichte dar. Sie liefern der Wissenschaft seit zweihundert Jahren einmalige Einblicke in geologische Prozesse, geben aber auch noch manches Rätsel auf.

Einst steckten die Bleichen Berge immer im Blau – bedeckt vom Wasser des Urmeeres. Die Marmolada (rechts) bestimmt heute als höchster Dolomitengipfel das Panorama.
Foto: A. Strauß

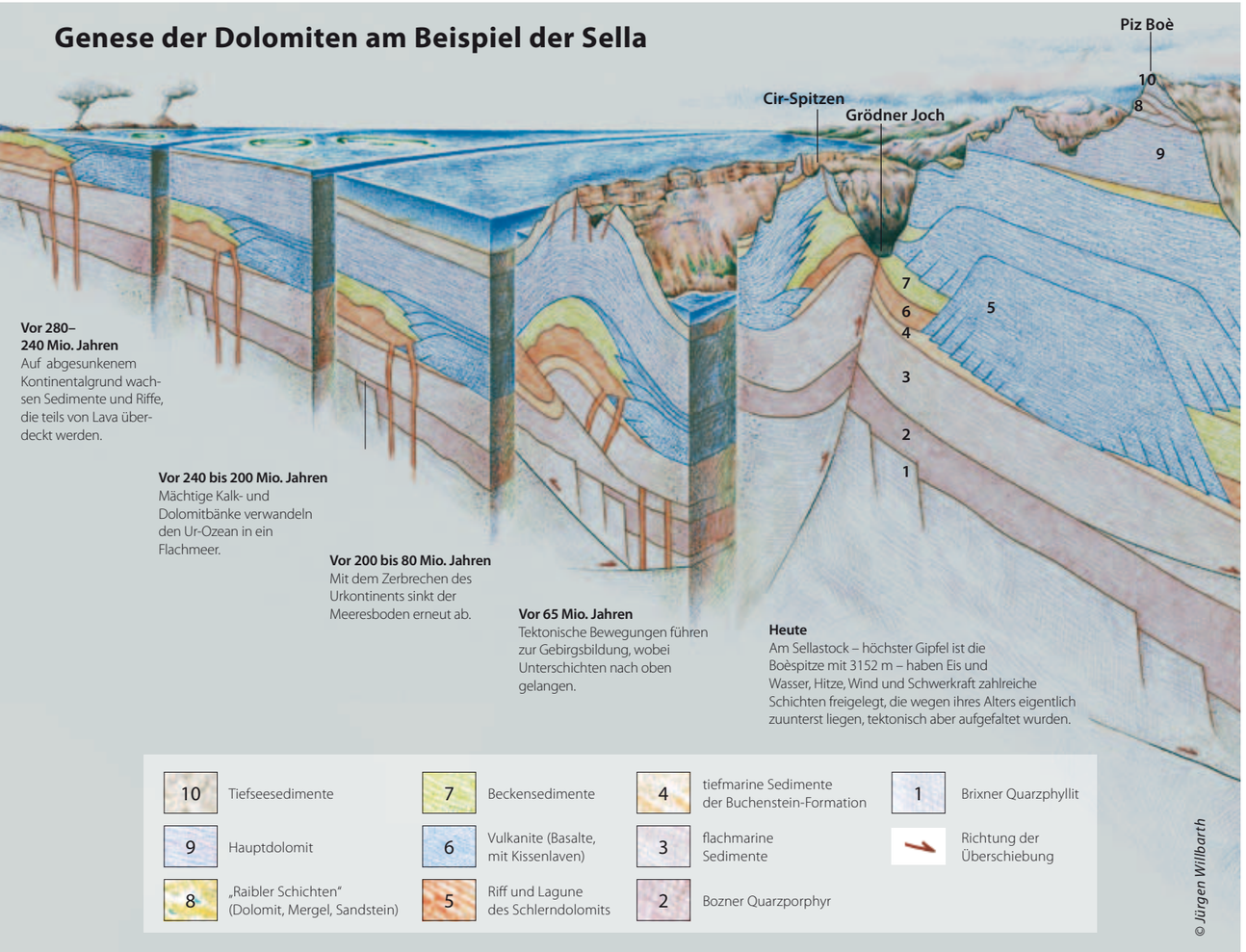
Anorganische Gebirgsstöcke gingen aus organischen Ozeanriffen hervor. Im Vordergrund die Cinque Torri, im Sattel Rifugio Scoiatolli, dahinter Nuvolau und Averau, im Hintergrund die Civetta mit der mächtigen Nordwestwand und rechts die Palagruppe.
Foto: A. Strauß

Ausgerechnet in den Niederlanden werden die Dolomiten neu erfunden. Wenige Meter nur über Meeresniveau, in einem kleinen Labor im flandernnahen Eindhoven, blubbern Blasen durch einen Glaskolben mit einer klaren, heißen Flüssigkeit. Hinein stiert Johan Carel Deelman, Doktor der Mineralogie, 63 Jahre alt und sein halbes Leben der Entstehung von Dolomit auf der Spur. Denn wenn in den Bergen auch alle Gesteinsschichten datiert, unzählige Verwerfungen vermessen und sogar das Erbmaterial manch fossiler Reste entschlüsselt ist, so haben sich die Dolomiten doch einen Wissensschatz bewahrt: Wie entsteht Dolomit?

Immense Kalkriffe

Hundert Jahre schon tüfteln Chemiker aller Kontinente daran, Dolomit im Labor herzustellen. Erdgeschichtlich ist das wenig, ein humanhistorisches Jahrhundert bedeutet kaum mehr als ein geologisches Fingerschnippen, als eine Sekunde – eine Entsprechung, die hier wortwörtlich gilt:

100 Menschenjahre sollen der Anschaulichkeit halber einer Dolomiten-Sekunde entsprechen. 280.000.000 Menschenjahre entsprechen dann rund einem Dolomiten-Monat (33 Dolomiten-Tage). Warum sei ausgerechnet diese Millionenmarkierung auf der Zeitachse bemüht? Nun, etwa vor einem Dolomiten-Monat nimmt die Gesteinsbildung der späteren Dolomiten ihren Anfang. Und das geht so: Damals noch im Bereich des tropischen Klimagürtels, sinken Teile des Urkontinents Pangäa unter den Pegel des Urmeeres Tethys ab, sodass sich Meeresgetier in Massen über dem



späteren Gebiet der Dolomiten ansiedelt. Korallen, Weichtiere und Schwämme wuchern zuhauf; Würmer, Stachelhäuter und Krebstiere bevölkern die im Zuge mehrerer Dolomiten-Wochen gigantisch sich auftürmenden Riffe. Berge von Kalk laden vor allem die Korallen und Schwämme ab. Zwischendurch legt Vulkanus aus dem Erdinneren Lavaströme über die Kalkriffe, die immer weiter absinken, bis sie vor 24 Dolomiten-Tagen mit dem Zerbrechen Pangäas zu Tiefseeboden werden. Mehrere Dolomiten-Tage zuvor setzt bereits der Prozess ein, der Kalk zu Dolomit werden lässt: Kalziumkarbonat („Kalk") wandelt sich unter Einwirkung des magnesiumhaltigen Meerwassers in das gemischte Doppel namens Kalziummagnesiumkarbonat um („Dolomit").

Über einen Zeitraum von mehr als zwei Dolomiten-Wochen hinweg – also rund 140 Millionen Jahre lang – füllt Leben und Sterben die untermeerischen Kalkspeicher immer weiter an: mit Riffen und Resten von Pflanzen, mit Schalentieren und Skeletten höherer Tiere, mit Plankton und Protozoen. Abertonnen dieser Sedimente wandeln sich mit hereinsickerndem Meerwasser, in manchen Fällen wahrscheinlich unter Einfluss von Kleinstlebewesen, zu Dolomit um. Noch bevor die Gesteinsbildung abgeschlossen ist, beginnen die titanischen Kräfte der Plattentektonik, das spätere Dolomitengebiet unter berstenden Druck zu setzen: Die Europäische und Afrikanische Kontinentalplatte kollidieren, die kleinere Adriatische wirkt wie ein Rammsporn. Sie drückt im Laufe von vier Dolomiten-Tagen immer mehr Meeresboden empor, über den europäischen Südrand hinweg und stülpt dabei tiefer gelegene Schichten nach oben. So kommt es, dass in vielen Gebirgsstöcken neben Kalkstein und Dolomit beispielsweise auch Schiefer, Porphyr, Sandstein und Tuff an die Oberfläche gelangen – und der Bestand an Dolomit weitaus geringer ausfällt, als der Gebirgsname vermuten lässt. Berühmt ist zum Beispiel am Latemar die Mischung von Dolomit und Basalt, was zu dunklen Kaminen im hellen Gestein führt. Tektonische Umwälzungen sind die Ursache dafür, dass Mineralien- und Fossiliensammler in den Dolomiten wahre Schatzkammern vorfinden: Von Amethyst bis Vesuvian sind Hunderte häufige, aber auch seltene Mineralien zu finden. Zudem lässt sich das ganze Spektrum an Fossilien aufstöbern, von Ammoniten bis Voltzien, darüber hinaus exotische Petrefakte wie Bellerophon, Dolomiten-Bjuvia oder Ladin-Voltzie.

Schliff durch Eis und Wasser

Zurück zur Morphogenese, zur Entwicklung der Landschaftsstrukturen, die durch Erosion in Gang gesetzt wurde, seit das Gebirge zerknautscht, zerfurcht, zermahlen in den Himmel geschoben wurde. Zur Ruhe kommen die Dolomiten niemals: Von Anbeginn zehren die Elemente an ihnen, Wasser und Wind, Frost und Firn. Wahrscheinlich sieben Kaltzeiten überziehen die Alpen über viele Dolomiten-Minuten hinweg mit Eispanzern. Sie schrammen und schaufeln bergeweise Geröll aus den Dolomiten. Im Zuge zyklischer Erwärmungen reißt Schmelzwasser die brüchige Gipfelwelt weiter auseinander.

Heutzutage fallen sommerliche Gletscherschmelzen immer geringer aus – zu dürftig sind die glazialen Überbleibsel. Doch ganz so schmalbrüstig kommen die Gletscherreste der Dolomiten nicht daher, wie es zum Beispiel eine Fremdenverkehrsgemeinschaft des Fassatals oder auch mancher Alpinsportveranstalter glauben machen wollen. Der Eispanzer auf der Marmolada ist keineswegs „einziger Dolomitengletscher"! Immerhin noch fünfzehn Gletscher verzeichnet der in Zürich koordinierte World Glacier Monitoring Service (WGMS). Der „Marmolada Centrale" ist darunter zwar der größte. Aber ein ganzes Stück weiter südlich liegen noch Fradusta- und Travignolo-

Dolomiten-„Tagebuch": Vom Beginn der Gesteinsbildung (vor ca. 280 Millionen Jahren) bis heute

1 Dolomiten-Tag entspricht etwa 8,5 Mio. Jahren, 1 Dolomiten-Sekunde 100 Jahren.

Tag/Sekunde	Gesteinsbildung	Gebirgsbildung	Geschichte der Menschheit
33	Teile von Pangäa sinken ab, starker Vulkanismus		
29	Riffe entstehen neben tiefen Meeresarmen		
28	Lava füllt Tiefen, bedeckt teils Riffe		
27	Erneutes Absinken, plus immense Kalkablagerungen		
24	Pangäa zerbricht, seichter Meeresgrund wird Tiefsee		
	Großteil der Ablagerungen und Gesteinsbildung		
12		Kollision der Europäischen Kontinentalplatte mit der Afrikanischen bzw. deren „Rammsporn", der Adriatischen Platte: Meeresboden wird emporgehoben und über den europäischen Südrand gedrückt.	
9		Orogenese (Gebirgsbildung) nahezu abgeschlossen. Sieben Kaltzeiten modellieren; Erosion und Schwerkraft lassen die Berge bröckeln	
8			
90			Steinzeitliche Jäger dringen in Bergeshöhen vor
30			Veneter siedeln dauerhaft in Talsohlen
20			Unter den Römern entsteht lokales Volkslatein
15			Ladinisch gilt als eigenständige Sprache
03			Dolomieu analysiert nach ihm benanntes Gestein (1789)
02			Brennerbahn eröffnet (1867)
01			Dolomitenfront im Ersten Weltkrieg

Links: Im Rosengarten treiben wildeste Formationen ihre Blüten: Rosengartenspitze, Punta Emma, Gartl und Vajolettürme (von links nach rechts).
Foto: H. Blank

Rechts: An den Nordwänden der Drei Zinnen wurde Klettergeschichte geschrieben.
Foto: A. Strauß

Formenvielfalt ohnegleichen: *Bänder, Brocken, Bruchflächen, Dächer, Dolinen, Felsen, Finger, Festungen, Grate, Halden, Höhlen, Hörner, Joche, Kare, Kämme, Kamine, Kerbtäler, Klausen, Mauern, Nadeln, Pfeiler, Plateaus, Platten, Rillen, Rinnen, Runsen, Reisen, Risse, Sättel, Säulen, Schlote, Schluchten, Schrofen, Schuttfächer, Spitzen, Stöcke, Sturzmassen, Terrassen, Tobel, Tore, Türme, Überhänge, Vorsprünge, Wände, Zacken, Zähne, Zinnen*

Gletscher. Das Gros der verbliebenen Eismassen befindet sich nordöstlich: zum Beispiel am Antelao, dem zweithöchsten Dolomitengipfel, und an der Sorapis.

Massenbilanzen führt der WGMS für die Dolomiten nicht mehr durch, als Maß für den Eiszustand halten die Längenänderungen der Gletscherzunge her. An der Marmolada lässt sich das Gletscherschrumpfen deutlich konstatieren: Endete die Gletscherzunge dort im Jahr 1982 noch auf einer Höhe von 2475 m, so muss man im Jahr 2005 schon 115 Höhenmeter mehr aufsteigen, um auf den Eisriesen zu stoßen. Anderswo hingegen scheinen die Eismassen einigermaßen stabil zu bleiben. Am „Antelao Inferiore" endet die Gletscherzunge in obiger Zeitspanne fast unverändert auf rund 2330 m. Drastisches konstatieren die Glaziologen hingegen 2007 am Cristallo: Binnen nur eines Jahres ist die Gletscherzunge um 180 m kürzer geworden. „Möglicherweise hat sie sich über eine Steilstufe zurückgezogen", spekuliert WGMS-Mitarbeiter Samuel Nussbaumer. „Die Zunge kann sich auch vom Rest des Gletschers losgelöst haben – ein in den Alpen letztlich oft beobachtetes Phänomen."

Rechte Seite: Der Dent de Mesdi, unweit des Piz Boè, ragt als steiles Beispiel dolomitischer Formenvielfalt auf.
Foto: B. Ritschel

Gipfelambitionen seit 150, Bergtourismus seit 120 Jahren

Als an der Marmolada erstmals glaziologische Studien vorgenommen werden, liegt die Besteigung der 3343 m hohen Punta Penìa keine vierzig Jahre zurück: 1864 besteigt Paul Grohmann, Wiener Bergsteiger und Gründungsmitglied des Oesterreichischen Alpenvereins, den höchsten Punkt der Marmolada. Allerdings hinkt die Geschichte des Felskletterns in den Dolomiten wie auch anderswo in den Alpen dem traditionsreicheren Gehen auf Schnee und Eis hinterher. „Hochtouren" haben längere Tradition. So liegt die Erstbesteigung des Mont Blanc und anderer „weißer Berge" bereits fast siebzig Jahre zurück, als der irische Alpenpionier Sir John Ball 1857 mit dem Monte Pelmo den ersten markanten Dolomitengipfel besteigt.

Das Jahr 1864 markiert dann aber nicht nur wegen der Marmolada-Erstbesteigung einen Wendepunkt im Dolomiten-Alpinismus. In jenem Jahr erscheint in London „The Dolomite Mountains", ein 570-Seiten-Schmöker, verfasst von den wohl ersten passionierten Dolomitentouristen: Josiah Gilbert und George Churchill. Die deutsche Buchübersetzung, erschienen 1865, mag bei Ent-

Auf dem mittleren Nuvolau errichtete die Sektion Leipzig 1883 die erste AV-Hütte der Dolomiten; ehedem Sachsendankhütte, heute Rifugio Nuvolau.

Foto: R. Gantzhorn

Sepp Innerkofler. In Gedanken versunken, wandelt er vor der Kulisse der Drei Zinnen.

Foto: A. Witzenmann

scheidungsträgern der in derselben Dekade gegründeten Alpenvereine auf Resonanz gestoßen sein. Jedenfalls machen sich mehrere Sektionen für die Errichtung von Schutzhütten auch in den Dolomiten stark – was nicht wundert angesichts der stolzen Zahl von fünfhundert (!) Sektionen des damaligen „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" (DuOeAV) bereits im Jahr 1876.

Als der Alpinismus in den Dolomiten in den 1880er-Jahren kräftigen Aufschwung nimmt, bieten sich erste AV-Hütten als Stützpunkte an: seit 1883 auf dem mittleren Nuvolau die Sachsendankhütte (heute „Rifugio Nuvolau"), seit 1887 im Rosengartengebiet die Grasleitenhütte (heute „Rifugio Bergamo") – beide errichtet von der Sektion Leipzig. Außer den Sachsen preschen in den Dolomiten auch die Franken nach oben. Die Sektion Nürnberg eröffnet 1897 nahe des Ombrettapasses das Contrinhaus und bemüht sich um die Versicherung des Westgrates hinauf zur Punta Penìa – erstbestiegen 1898 und als Klettersteig eröffnet 1903.

Als eigentlicher Meilenstein der Kletterei darf jedoch die Nordwand der Kleinen Zinne gelten, seilfrei bestiegen im Jahr 1890. „Diese Führe", schreibt der fränkische Kletterer und Buchautor Jürgen Kremer auf seinen Webseiten, „ragt so extrem heraus, weil hier erstmals ein Berg nur für die Tour, auf einer dem uneingeweihten Betrachter nicht klar zu erschließenden Linie begangen wurde – Klettern um des Kletterns willen, nur für den Kletterer sichtbare Linien in den Fels zeichnen."

Das Paradigma des Bergführers

Protagonist an der Zinne ist Sepp Innerkofler, den Vortritt überlässt der jedoch am Ende seinem Kunden, Hans Helversen. Als Klettertourist steht Helversen exemplarisch für ganze Generationen von Fremden, die in den Dolomiten landschaftlichen Genuss mit körperlicher Ertüchtigung kombinieren wollen, bei der Durchführung aber auf Lokalexperten angewiesen sind. Sepp Innerkofler wiederum verkörpert das Paradigma eines gestandenen Bergführers. Als Hüttenwirt und Hotelier, als alpinistischer Vorkämpfer und „Alpini-Schreck" gehört der gebürtige Sextener zu den gewieften Multitalenten, welche die Dolomiten über Staatsgrenzen hinweg bekannt machen. Das Österreichische Biographische Lexikon tituliert ihn als „einen der erfolgreichsten Dolomitenerschließer", mit sechzig Erstbesteigungen und Neurouten. Zum Vorkämpfer mutiert Sepp Innerkofler auch im martialischen Wortsinne – freiwillig und mit tragischem Ausgang: Keine zwei Monate nachdem Italien sich 1915 offiziell zum Gegner Österreich-Ungarns gewandelt hat, fällt „der Sepp" beim Versuch, den Paternkofel von den Alpini zurückzuerobern.

Der Erste Weltkrieg ist das dunkelste Kapitel für die Dolomiten seit Menschengedenken: Mehr als drei Jahre felsharter Stellungskrieg entlang der „Italienfront", mitten in den Dolomiten und den weiteren Ostalpen. Hunderttausende Tote, ein Großteil getötet durch Felsstürze, Kälte, Hunger. Rund 60.000 Tote allein durch Lawinen, allein 6000 tote Alpini am Col di Lana (unweit von Cortina), den die Italiener Col di Sangue nennen.

Drei dunkle Jahre

Viele Strategien des unerbittlichen Stellungskriegs basieren zynischerweise auf der Geologie der Dolomiten: Derart gut lässt sich das Gestein durchbohren, dass sich die Berge am Frontverlauf in wahre Termitenbauten der Kriegskunst verwandeln. Wer weiß, vielleicht wäre die Dolomitenfront viel früher zusammengebrochen, der Krieg eher zu Ende gegangen, hätten die Taktiker, statt auf Kalk und Dolomit, auf Granit und Basalt gebissen?

Gräben, Stollen, Kavernen, Bastionen, ganze Festungen kreieren Kaiserjäger und Alpenkorps auf der einen, Alpini auf der anderen Frontseite. Letztere sprengen in der Nacht auf den 17. April 1916 am Col di Lana mit über fünf Tonnen Nitrophenol-Sprengstoff eine Art Doppelkrater (25 m breit, 35 m lang, 12 m tief) und mit einem Schlag über zweihundert Feinde in den Tod. Gegen Ende des Gebirgskriegs gehen immer infernalischere Sprengladungen hoch: 14.000 kg Nitrophenole am Monte Cimone, 30.000 kg am Lagazuoi und 60.000 kg am Pasubio.

Heute noch lassen die alten Kriegsstollen und -steige die Tragik des Gebirgskriegs spüren, faszinieren jedoch Bergbegeisterte wegen Wegführung und Aussicht. Das Grauen von damals, so die Ironie der Geschichte, speist einen Großteil des touristischen Kapitals von heute: „Herrliche Zufahrtsstraßen", jubiliert gleich nach Kampfende der k. u. k. Kriegsberichterstatter Walter Schmidkunz, „ausgezeichnete Saumwege, Gratwege und Magazinhöhlen, tausend vortreffliche Klettersteige!"

Schon vor dem Ersten Weltkrieg interessieren sich die Alpenvereine für Klettersteige. Abgesehen vom bereits erwähnten Hans-Seyffert-Weg entlang des Westgrats der Marmolada, gilt die in der NW-Wand des Piz Ciavazes in der Sella gesicherte Route als Klassiker. Eröffnet hat ihn 1907 die namensgebende Sektion Pößneck und der Pößnecker Steig zählt „bis heute zum Verwegensten". Das Zitat stammt aus Rothers „Klettersteigatlas Alpen", der für die Dolomiten fast hundert Steige listet – mehr als für die gesamte Schweiz.

Um eine weitere Grobeinschätzung der Popularität der Dolomiten für eine andere touristische Zielgruppe vorzunehmen, sei aus dem gleichen Verlagsprogramm der Band „Hüttentrekking Ostalpen" konsultiert: Ein Fünftel der vorgestellten Touren bewegt sich im Raum der Dolomiten, während die Dolomiten von den Ostalpen kein Zehn-

Weltnaturerbe Dolomiten – wo, wer, was?

Die Provinzen Belluno, Südtirol und Trento teilen sich den Löwenanteil der Dolomiten, kleinere Bereiche liegen in Pordenone und Udine. Dies zumindest im Einklang mit der UNESCO, zu deren Welterbe seit 2009 neun Dolomitenareale zählen. Eines umfasst auch die Trentiner „Dolomiti di Brenta", obgleich diese Zuordnung häufig als falsch bewertet wird: Moderne Alpinliteratur klammert die Brenta explizit von den übrigen Dolomiten aus. In Friaul und Pordenone/Udine segnet die UNESCO noch einmal eine Ausnahme von der modernen Dolomiteneinteilung ab, indem sie Gebiete jenseits der abgrenzenden Piave zum Welterbe rechnet.

Von den mehr als hundert Dreitausendern in den Dolomiten listet die norditalienische UNESCO-Imagebroschüre 29 Dreitausender auf; als höchsten die Punta Penìa der Marmolada (3343 m). Zu den „Top-Five" der Dolomiten gehören außerdem Antelao (3262 m), Tofana di Mezzo (3244 m), Civetta (3220 m) und Cima di Vezzana (3192 m, Palagruppe). Die drei höchsten Dolomitengipfel wurden von Paul Grohmann erstbestiegen (1863/64).
Im engeren Rahmen bieten die Dolomiten knapp 90 Skigebiete, über 1200 km Skipisten, rund 450 Bergbahnen, neun Weitwanderwege und mehr als hundert Klettersteige.

Oben: Das Bamberger Haus im Jahr 1907.

© Archiv des DAV, München

Mitte: Sommerfrischler, abgebildet im Klassiker „Die Dolomiten" (erstmals veröffentlicht 1925 von Theodor Christomannos und Fritz Benesch).

Unten: Paul Grohmann, Erstbesteiger zahlreicher Dolomitengipfel, hier im Porträt von Ernst Platz, Zeichnung 1927.

© Alpenverein-Museum Innsbruck

Schauerliche Historie speist herrliche Gegenwart: Viele heutige Ferrata-Klassiker gehen auf Steige an der Dolomitenfront während des Ersten Weltkriegs zurück, so der „Strobel-Klettersteig" über die Pomagagnonkette (links) und natürlich der „Sentiero degli Alpini" in der Marmarolegruppe (rechts).
Fotos: H. Blank

tel ausmachen. Einen legendären Ruf genießen unter Weitwanderern die Dolomiten-Höhenwege, dessen Nummer eins vor bald fünfzig Jahren eröffnet wurde. Nicht nur, dass sich auf den Höhenwegen Typisches der Geologie und Morphologie erleben lässt; auch ein Großteil der Schutzgebiete für Flora und Fauna liegt am Weg.

Allein vier der zehn Höhenwege durchstreifen die drei „Regionalparks" zwischen Cortina und Toblach – mit fast 50.000 Hektar zusammen ein Schutzgebiet größer als Köln. Drei Höhenwege passieren den einzigen Nationalpark in den Dolomiten, nordwestlich von Belluno – mit 30.000 Hektar immerhin so groß wie Leipzig. Neun Schutzgebiete lagen schon vor der UNESCO-Nominierung im Raum der Dolomiten, der Schutzgedanke kam also nicht erst mit der Welterbe-Kürung zum Ausdruck. Und die Schutzvorhaben werden alles andere als statisch bleiben können, zumal seltene Tierarten wie Bären und Wölfe, Adler und Eulen allmählich wieder in die Dolomiten zurückkehren – im Fall des Wolfes zufällig, wie 2009 nahe Trient konstatiert. Im nahen Brentagebiet durften Wildhüter den mageren, vom Aussterben bedrohten Bärenbestand unter EU-Finanzierung mit zehn Exemplaren wiederaufstocken.

Aber kann es möglich sein, die Dolomiten für Touristen noch attraktiver zu machen, ohne dass es zum Kollaps kommt, vor allem wegen des Straßenverkehrs? Trotz hinreichender Aufklärung wälzt sich nach Recherchen der Alpenkonvention von Jahr zu Jahr noch immer mehr Blech über den Brennerpass. Und was die sogenannte Tourismus-Intensität anbelangt (Betten pro Einwohner), gehören die Dolomiten neben Regionen wie Dauphiné-Alpen oder Abschnitte der Salzburger Kalkalpen zu den Spitzenreitern. Schon lange ist daher im Gespräch, Gebühren oder Sperrungen für Autos einzuführen. Laut einer Umfrage von „Südtirol Online", die rund zwölftausend Einträge verzeichnet, befürworten zwei Drittel eine Mautpflicht statt sommerlicher Passsperrungen. Der Alpenverein Südtirol hingegen spricht sich gegen eine Maut aus und für Sperrungen des Individualverkehrs in den Sommermonaten. Eines der AVS-Argumente: „Die Maut auf das Timmelsjoch gibt es seit 2006, aber zu einer Verkehrsberuhigung hat das nicht geführt." Abgesehen von der Nervenlast für Anwohner und Touristen leidet vor allem die Luftqualität.

Verändertes Klima, veränderte Berge

Und was das globale Klima betrifft: dazu tragen die Auspuffgase der Dolomitentouristen immerhin auch ein Quäntchen bei. Denn es lässt sich kaum mehr leugnen: Die Durchschnittstemperaturen steigen in den Alpen. Das Netz der Nullgradgrenze, das die Alpen quasi dreidimensional überspannt, wird immer weiter nach oben gelupft. Uralte Eisreste, die in den Hochlagen der Berge das Gestein verfugen, werden morsch – der sogenannte Permafrost taut jedes Jahr weiter auf. Nichts illustriert mögliche Folgen drastischer als das Beispiel des Bergsturzes, der vor gut vier Jahren durch alle Medien ging: Am 12. Oktober 2007 stürzten in den Sextener Dolomiten etwa 60.000 Kubikmeter Gestein vom Gipfel des „Einser" ins Fischleintal. Obwohl noch immer nicht geklärt ist, ob dieser große Felssturz allein auf fehlenden Permafrost zurückzuführen ist, bekommen Hochgebirgstouristen allerorten im Kleinen die Folgen der Erwärmung wenn nicht zu spüren, so doch zu sehen: mehr Murgänge, mehr Steinschlag, mehr Felsschutt auf Gletschern.

Nicht alle Bergstürze haben in den Dolomiten jedoch mit schwindendem Permafrost zu tun. Schließlich können Erdbeben, wie sie für diese seismisch aktive Alpenzone typisch sind, mächti-

Kommentar: Verhaltener Jubel

Als Teile der Dolomiten im Jahr 2009 unter UNESCO-Schutz gestellt werden, sprechen Lokalpolitiker von einer Art „Nobelpreis für unsere Naturgüter". Doch Schutzauflagen dürfen ruhig schwerer wiegen, als die Leichtigkeit einer noblen Auszeichnung suggeriert. Die am UNESCO-Gebiet beteiligten Provinzen stehen vor der Aufgabe, den Naturschutz nachhaltig in die Regionalentwicklung zu integrieren und die Akzeptanz für Schutzmaßnahmen auf lokaler Ebene zu erhöhen.
„Nur wenn die lokale Bevölkerung mitzieht, funktioniert ein Schutzgebiet wirklich", weiß Naturschutzexperte Hubert Job, Uni Würzburg. Eine einheitliche Tourismusstrategie zu entwickeln, wie von der UNESCO gefordert – beauftragt ist die Europäische Akademie Bozen –, gehört zu den dringlichsten Aufgaben. Stehen soll die Strategie bis zur UNESCO-Vollversammlung 2011 (nach Redaktionsschluss). Restrukturierungen werden auf verschiedenen Ebenen notwendig. „Dies reicht von der Mobilität über die Bereiche Wanderwege und Mountainbike bis hin zu dem, was in den Gastbetrieben auf den Tisch kommt", so der Südtiroler Umweltlandesrat Michael Laimer.
Aber es fragt sich, wie realistisch hochtrabende Pläne angesichts notorischer Geldknappheit sind. „Wie können wichtige internationale Abkommen unterzeichnet und gleichzeitig die finanziellen Mittel gekürzt werden, die zu ihrer Umsetzung nötig sind?", klagt in Italien der Schutzgebietsverband AIDAP im November 2010 angesichts einer gravierenden Finanzkrise. Der Hintergrund: Die Regierung hat beschlossen, das Budget für die italienischen Nationalparks auf die Hälfte herunterzuschrauben.

Schwindsucht, hier an der Tofana di Mezzo: Den kalkhaltigen Gesteinen setzen die Elemente besonders stark zu.
Foto: H. Blank

ge Bergbewegungen nach sich ziehen. Ebenso fatal wirken sich schwere Regenfälle aus, wie sie als Mitauslöser einer der schlimmsten Katastrophen gelten, die seit Menschengedenken in den Alpen stattfanden: 1963 rauschten im Friaul 260 Millionen Kubikmeter Fels, Erde und Wald in den Vajont-Stausee und brachten ihn zum Überschwappen. Die Fluten vernichteten den Ort Longarone, rund 2500 Todesopfer waren zu beklagen.

Labile Welt

Großereignisse wie Bergstürze verändern die Gebirgsgestalt sprungartig und verstellen quasi den Blick darauf, dass ja die morphologischen Veränderungen in den Dolomiten unablässig und an allen Gebirgsstöcken zugleich stattfinden. Der viel zitierte „Zahn der Zeit" nagt ohne Unterlass: Oberflächennah werden die Dolomiten in immer kleinere Bruchstücke zerlegt, zum Beispiel durch Frostsprengung. Sprengungen im natürlichen Sinn finden auch durch bloße Temperaturunterschiede statt. Denn dunkle, absorbierende Oberflächen, wie sie Felsen vulkanischen Ursprungs aufweisen, unterliegen beim Wechsel zwischen Sonnenerwärmung und Abkühlung immer erneuten Dehn- und Schrumpfbewegungen. Dadurch schuppen sich die Oberflächen ab, bei rascher Abkühlung können sogar Kernsprünge senkrecht zur Oberfläche entstehen.

Ist Dolomit zum Aussterben verurteilt?

Abgeschuppter Fels braucht dann nur noch von Wind, Wasser oder Eis fortgetragen zu werden – wieder haben die Felspolster der Dolomiten etwas abgespeckt. Anders als bei dunklem, festem Gestein, wo diese physikalische Form von Verwitterung dominiert, spielt für die kalkreichen Dolomiten vor allem die chemische Verwitterung eine Rolle, zumal im Zusammenspiel mit Wasser. Nicht nur, dass Wasser mineralisches Material ablösen kann, mit sich hinwegspült und damit als Hauptmotor der Erosion fungiert. Wasser reagiert auch direkt mit Mineralverbindungen, zumal wenn es andere Reaktionspartner in Poren und Spalten mitschleppt. Beispiel Kohlendioxid: Kohlensäurehaltiges Wasser „verwässert" Kalk (Kalziumkarbonat), sodass Hydrogenkarbonat und Kalzium-Ionen mit dem flüssigen Element abhandenkommen. Ist Dolomit quasi zum Aussterben verurteilt? Keineswegs.

Erstens liegt natürlich das Gros der Berge abgeschirmt und eingepackt in Gebirgstiefen. Zweitens entsteht mancherorts Dolomit unter dem Einfluss von Meerwasser auch heute noch: im Persischen Golf, an den Bahamas und auf einigen anderen karibischen Inseln, die zu den Antillen zählen. Einige dieser Inseln stellen autonome Länder dar innerhalb des Königreichs der Niederlande – just dort, wo in Eindhoven der kauzige Chemiker vor gut einer Dekade seine kleine, aber feine Entdeckung macht: Man nehme Kalk und Bittersalz. Man belasse deren wässrige Lösung über anderthalb Monate hinweg bei sechzig Grad einmal stärker, einmal schwächer in saurem Milieu – fertig ist der Dolomit!

Literatur- und Internet-Info:

Standardwerk zur Kulturgeografie von Werner Bätzing: Die Alpen (2005).

Profundes über Déodat de Dolomieu von Paul Caminada: „Das abenteuerliche Leben des …" (2006)

Inspiration zur Geschichtsanalyse: Der digitale Peters, DVD und Buch (2010).

Digitalisiertes Original der „Dolomite Mountains" von Josiah Gilbert & George Churchill (1864): tinyurl.com/Dolomites-1864; deutsche Erstübersetzung (1865): tinyurl.com/Dolomitberge-1865.

Offizielles italienisches Portal: www.dolomiti-unesco.org

Dolomieus Dolomit

Das Doppelkarbonat namens Dolomit enthält Kalzium und Magnesium zu gleichen Anteilen. Dies brockte ihm die Bezeichnung $CaMg(CO_3)_2$ ein, alternativ geschrieben als $CaCO_3 \cdot MgCO_3$. Mineralogisch beschrieb es vor 220 Jahren der Sohn des berühmten Gelehrten und Alpinisten Horace-Bénédict de Saussure, Vorname Nicolas-Théodore.
Doch Saussure hatte das Doppelkarbonat nicht selbst gefunden. Er bekam es zugeschickt von einem hünenhaften Naturforscher, der im Sommer des Jahres 1789 unter anderem südlich und nördlich des Brenners sein Gesteinshämmerchen schwang und Tests mit Salzsäure ausführte. Stutzig wurde der Mann, als seine Proben nicht reagierten, wie es sich für Kalkgestein gehörte: Es löste sich kaum und phosphoreszierte beim Aneinanderstoßen, sodass der Forscher um Aufschluss bei Saussure bat.
Der im Jahr 1750 geborene Forscher hieß Dieudonné Sylvain Guy Tancrède de Gratet de Dolomieu und nannte sich kurz Déodat de Dolomieu.

Man ist geneigt, sich den Franzosen als leidenschaftlichen Bergsteiger vorzustellen, der in den „Bleichen Bergen" steile Zinnen erklomm und jeden Felswinkel erforschte. Das aber ist falsch: Dolomieu kannte die Dolomiten so gut wie gar nicht. Den Dolomit entdeckte er wahrscheinlich unweit des Tribulaunmassivs sowie unweit der Etsch. Das war im Sommer 1789, als die Französische Revolution Zentraleuropa in Unruhe versetzte.
Saussure hatte 1792 den Namen „Dolomie" für das Doppelkarbonat vorgeschlagen; „Dolomit" hieß es erstmals in Schriften des Geologen Christian Leopold von Buch.

Déodat de Dolomieu, wie ihn ein unbekannter Künstler um 1800 auf Leinwand porträtierte.
© Alpenverein-Museum Innsbruck

Schwundkraut heißt im Volksmund die Alpen-Grasnelke, weil sie als Heilpflanze gegen Lungenschwindsucht Verwendung fand. Die – übrigens nicht zu den Nelkengewächsen zählende – Pflanze blüht hier auf rund 2500 Meter Höhe am Antermoia-See (Rosengarten).

Rechts: Schwer zu übersehen ist der gelbe Alpenmohn, eine der Pionierpflanzen in den Dolomiten.
Fotos: A. Strauß

Das Dolomiten-Alpenglühen, Enrosadira genannt, am Monte Cristallo.
Foto: R. Gantzhorn

Spektakulär? Einzigartig? Grandios? Märchenhaft? – Vorsicht, ausgetretener Sprachpfad!

Fast unweigerlich muss der Versuch, die Dolomiten-Bergwelt zu beschreiben, in klischeehafter Lobhudelei enden. Worin aber bestehen nun die Besonderheiten dieser Gebirgsregion? Und wie kommen sie zustande? Einzigartig sind wohl die immensen, vielgestaltigen Gebirgsstöcke, die ein dichtes Talnetz aus dem Hochland pellt. Die spektakuläre Formenvielfalt ergibt sich, weil in den Stöcken die Gesteinsarten häufig wechseln und obendrein unterschiedlich schnell verwittern. Zudem durchziehen die Dolomiten zahlreiche Brüche, was abrupte Erosionskanten begünstigt. Hinzu kommt, dass im Zuge der Gebirgsauffaltung einst horizontale Schichten bizarr verformt und teils bis in die Vertikale gezwungen sind. Leichtes Spiel haben deswegen immer wieder Schwerkraft und Elemente, sodass solide Blöcke zu Türmen, Zinnen und Zacken mutieren. Die Kräfte der Abtragung fungieren unablässig als Bildhauer, bemeißeln die Gebirgsstöcke unnachgiebig weiter und werden dereinst von der märchenhaften Bergwelt nicht viel mehr übrig lassen als kolossale Schutthaufen.

Metapher des ozeanischen Ursprungs: Aus einem Meer von Wolken ragen Felsinseln heraus, hier von den Geislerspitzen aus gesehen.
Foto: B. Ritschel

Links: Abruptes und Anmutiges verwachsen zur Reinkultur alpiner Postkarten-Ästhetik, hier im Villnösstal unter den Geislerspitzen.
Foto: A. Strauß

Schöner Schreck

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts galten die Alpen als gefährliches, schreckliches Hindernis, das man am besten meidet oder rasch hinter sich lässt. Das Zeitalter der Aufklärung bewirkt ein Umdenken: „Schreckenerregende Berge wandeln sich zu einer schrecklich-schönen Sensation", schreibt Werner Bätzing (siehe Literatur-Tipps). „Die Alpen werden so als schöne Landschaft wahrgenommen und genossen", wobei gerade das Antipodische aus Lieblichem und Bedrohlichem den Schlüssel bildet. „Erst dieser Gegensatz macht den ästhetischen Reiz aus", so Bätzing. „Reine Idylle ohne Bedrohung wirkt langweilig, und reine Bedrohung ohne Idylle ruft keine angenehmen Gefühle hervor."

Kein Genuss ohne Dramatik, ob beim Abseilen in der Brenta (oben) oder beim Anblick des wolkenumspielten Monte Pelmo (rechts).
Fotos: R. Gantzhorn

Klettern klassisch und postklassisch

Besonders in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts lockt die immense Felsvielfalt Scharen von Kletterern in die Dolomiten. Christoph Hainz erinnert sich, dass sich „zur Zeit meiner wilden Jahre in manchen Dolomitenwänden eine Seilschaft an die nächste reihte. Jetzt erfreuen sich viele der einstmaligen Klassiker wieder ihrer seligen Ruhe – bequem erreichbare alpine Sportkletterrouten stehen in der Gunst der Kletterszene."

Zu den anspruchsvollsten Alpenrouten zählt der „Weg durch den Fisch" in der Marmolada-Südwand (Wandhöhe 920 m, 37 Seillängen, UIAA 9–). Im 21. Jahrhundert wirken klettertechnische Meilensteine unfassbar: beispielsweise mit Hansjörg Auer, der den „Fisch" im Freesolo durchsteigt (siehe S. 146).

Links: Hand angelegt in der Pordoispitze, im Hintergrund Sellapassstraße, Piz Ciavazes (Bildmitte), Langkofelgruppe

Foto: R. Gantzhorn

… oder in der Wand der Extreme: Rebecca Finch in der Marmolada-Südwand, Via Italia.

Foto: K. Reichhalter

Klettern klassisch in der Langkofel-Nordkante

Foto: B. Ritschel

Dolomiten Welterbe UNESCO

Ein „Erbe der Menschheit“ stellt sich vor

>> Ulrike Lanthaler

Die Dolomiten: Mekka für Touristen, Alpinisten, Kletterer. Feldlabor für Geologen, denen sich hier rund 280 Millionen Jahre Erdgeschichte wie die Seiten eines geöffneten Buches präsentieren. Einzigartig und so außergewöhnlich schön, dass Teile dieses Gebirges im Juni 2009 von der UNESCO zum Welt(natur)erbe der Menschheit erklärt wurden. Diese Auszeichnung bildet den Abschluss eines langen Prozesses – und zugleich eine große Herausforderung für die Zukunft.

Kreuzkofelgruppe (Naturpark Fanes-Sennes-Prags) und Geisler (Naturpark Puez-Geisler).
Foto: J. Hackhofer

Der Weg zur Eintragung in die Welterbeliste war lang. Unterstützt vom Ministerium für Kulturgüter und vom Umweltministerium, haben die Provinzen Belluno, Bozen-Südtirol, Pordenone, Trentino und Udine im Dezember 2004 begonnen, die für den Antrag notwendigen Unterlagen zu erarbeiten: ein 500 Seiten starkes Dossier samt Entwicklungsplan und einer umfangreichen fotografischen, filmischen und literarischen Dokumentation. Ein erster, im September 2005 eingereichter Antrag wurde bei der Welterbekonferenz im Sommer 2007 vertagt. Der zweite Antrag mit einem grundlegend überarbeiteten Dossier wurde dann im Juni 2009 angenommen – allerdings unter folgenden, innerhalb von zwei Jahren zu erfüllenden Bedingungen:

1. Gründung einer Stiftung, um die einheitliche Führung und Entwicklung des Welterbes zu sichern;
2. Ausarbeitung einer Führungsstrategie für das gesamte Welterbegebiet;
3. Ausarbeitung einer Strategie für die nachhaltige touristische Nutzung, da in einigen Bereichen die Grenzen der Belastbarkeit erreicht sind.

Das Welterbegebiet

Das Welterbe Dolomiten ist kein in sich geschlossenes Gebiet, sondern ein sogenanntes serielles Welterbegut, das trotz der räumlich-landschaftlichen und geologisch-geomorphologischen Aufgliederung und Komplexität ein einheitliches Ganzes bildet. Es gliedert sich in neun, mehrere Gebirgsgruppen umfassende Systeme (siehe Karte Seite 32). Diese bilden mit rund 141.910 Hektar die Kernzone und damit die eigentliche UNESCO-Welterbestätte; weitere Gebiete von insgesamt 89.266 Hektar sollen als Pufferzone die Kernzone zusätzlich schützen. Das Südtiroler Welterbegebiet umfasst die Naturparks Drei Zinnen (vormals Naturpark Sextner Dolomiten), Fanes-Sennes-Prags, Puez-Geisler und Schlern-Rosengarten samt Latemar sowie das Naturdenkmal Bletterbach.

Aus der Eintragung in die Welterbeliste ergeben sich keine weiteren Schutzbestimmungen von Seiten der UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization), gemäß Welterbekonvention verpflichten sich die Länder aber, die Welterbestätte in ihrer Einzigartigkeit und Integrität zu schützen und für zukünftige Generationen zu erhalten. Deshalb ist bereits bei Antragstellung der Nachweis effektiv vorhandener, angemessener Unterschutzstellungen für eventuelle zukünftige Welterbegebiete zu erbringen. Dies ist der Grund, warum – wie oft beanstandet – die Langkofelgruppe und der Sellastock nicht Teil des Welterbes Dolomiten sind: Sie sind zweifellos landschaftlich und geologisch ebenso imposante und bedeutsame Massive, verfügen aber über keinen besonderen Schutz.

Die Führung des Welterbes Dolomiten

Eine der drei von der UNESCO an die Eintragung in die Welterbeliste geknüpften Bedingungen war die bereits weiter oben erwähnte Gründung einer

Dreischustergruppe und Haunold (Naturpark Drei Zinnen).
Foto: J. Hackhofer

Stiftung. Ausschlaggebend dafür war die Tatsache, dass fünf (!) Provinzen mit unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen, finanzieller Ausstattung sowie Verwaltungsabläufen vom Welterbe betroffen sind. Die Stiftung soll die einheitliche Entwicklung des Welterbes Dolomiten sicherstellen. Ihre Aufgabe ist es, die Zusammenarbeit zwischen den Provinzen zu fördern, die örtliche Bevölkerung sowie wissenschaftliche Institutionen und die vom Welterbe betroffenen Schutzgebietsverwaltungen stärker einzubeziehen.

Gegründet wurde die Stiftung „Dolomiti – Dolomiten – Dolomites – Dolomitis UNESCO" im Mai 2010, mit Rechts- und Steuersitz in Belluno und Geschäftssitz in Cortina. Daneben sind bei den einzelnen Provinzen operative Sitze eingerichtet – in Südtirol bei der Landesabteilung Natur und Landschaft, Amt für Naturparke. Die Mitglieder des Verwaltungsrates wechseln sich im Drei-Jahres-Rhythmus in der Vorsitzführung ab. Derzeit hat Belluno den Vorsitz inne, ab Mai 2013 geht er an Südtirol über.

Was bisher geleistet wurde

Die Welterbe-Partnerprovinzen haben sich unmittelbar nach Eintragung der Dolomiten in die Welterbeliste darangemacht, die von der UNESCO geforderten „Hausaufgaben" zu erledigen. Nachdem die Stiftung gegründet und inzwischen auch personell voll ausgestattet und funktionsfähig ist, geht es nunmehr darum, die Erarbeitung der Führungsstrategie für das gesamte Welterbegebiet und der Strategie für die nachhaltige touristische Nutzung abzuschließen. Im Auftrag der UNESCO wird nämlich im Oktober dieses Jahres ein Vertreter der IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resource) das Welterbegebiet besuchen und den Stand der Arbeiten überprüfen.

Neben diesen vordringlichen, von der Stiftung koordinierten Aufgaben wurden außerdem vor allem im Bereich Öffentlichkeitsarbeit, Information und Einbeziehung der örtlichen Bevölkerung wichtige Maßnahmen gesetzt. Unter anderem wurde eine 48 Seiten starke, reich bebilderte Broschüre in deutscher, italienischer und englischer Sprache über die Werte der Dolomiten und die Welterbegebiete herausgegeben und breit verteilt. Mittels eines Ideenwettbewerbs wurde das Logo für das Welterbe Dolomiten ausgewählt.

Das fürs Welterbe Dolomiten zuständige Südtiroler Landesamt für Naturparke hat außerdem eine Reihe weiterer, speziell Südtirol betreffender Initiativen und Projekte durchgeführt: Es wurden (und werden) Informationsveranstaltungen für die betroffenen Gemeinden und andere Institutionen und Vereine angeboten, eine mobile Freilichtausstellung mit großformatigen Bildern der Südtiroler Welterbegebiete entwickelt und den Gemeinden zur Verfügung gestellt, die Hauptzugänge der Welterbegebiete mit entsprechenden Hinweistafeln ausgestattet und die eigene Homepage (www.provinz.bz.it/natur) entsprechend erweitert. Auf der Homepage ist neben einer Tonbildschau auch der für die Welterbekonferenz 2009 in Sevilla produzierte Film „Dolomites" zu se-

Berge von außergewöhnlichem universellen Wert

„Die neun Teilgebiete des Welterbes Dolomiten bilden eine Serie einzigartiger Gebirgslandschaften von außergewöhnlicher Schönheit. Ihre beeindruckend senkrechten und bleichen Gipfel weisen eine weltweit außerordentliche Formenvielfalt auf. Diese Berge sind ferner für die Erdwissenschaften von internationaler Bedeutung. Die Anzahl und Ansammlung äußerst unterschiedlicher Karbonatformationen ist weltweit einzigartig. Die großartig aufgeschlossene Geologie ermöglicht einen Einblick in das Meeresleben der Trias, das sich nach dem größten jemals in der Erdgeschichte nachgewiesenen Artensterben entwickelt hat. Die erhabenen, monumentalen und farbenreichen Landschaften der Dolomiten haben seit jeher eine Vielzahl an Reisenden fasziniert und waren die Quelle zahlreicher wissenschaftlicher und künstlerischer Interpretationen."

Aus der Erklärung des Welterbekomitees, Sevilla 26. 6. 2009

Tschamintal und Grasleitenspitze (Naturpark Schlern-Rosengarten).

Rechts die Beschilderung der Hauptzugänge ins Welterbegebiet.

Fotos: Archiv Abteilung Natur und Landschaft – Autonome Provinz Bozen-Südtirol

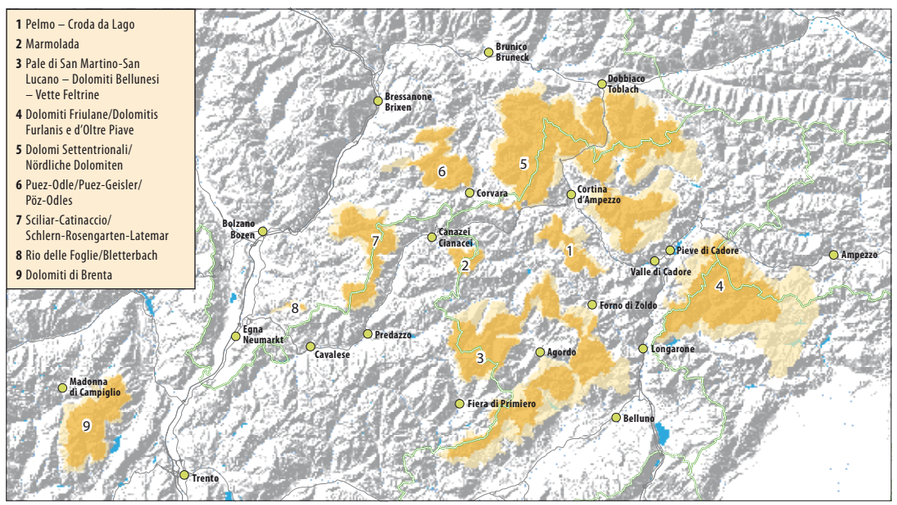
Schlern (Naturpark Schlern-Rosengarten) und rechts der Piciodelsee mit der Eisengabelspitze. (Naturpark Fanes-Sennes-Prags).

Fotos: M. Trocker, H. Elzenbaumer

hen. Außerdem werden demnächst Infopoints für die Welterbegemeinden und die Naturparkhäuser Südtirols sowie Paneele für Schutzhütten und große Panoramatafeln längs der Brennerautobahn zur Verfügung stehen.

Der Wert der Auszeichnung

Kein Zweifel: Durch die Eintragung in die Welterbeliste der UNESCO sind die Dolomiten noch bekannter geworden, als sie es vorher schon waren. Es gibt einen spezifischen „Welterbetourismus" und Rückmeldungen aus den Welterbegemeinden lassen bereits jetzt erkennen, dass das Publikum internationaler geworden ist. Das Gütesiegel der UNESCO kann also auch bei der Bewerbung der Tourismusdestination Dolomiten erfolgreich eingesetzt werden – eine Tatsache, die geteilte Reaktionen hervorruft. Während sich vor allem die Tourismuswirtschaft auf steigende Besucherzahlen freut, verfolgen (nicht nur) die Naturschützer die Entwicklung durchaus kritisch. Sie befürchten, dass der Druck auf das bereits in „welterbelosen" Zeiten stark besuchte Gebiet noch größer beziehungsweise zu groß wird.



Wahrscheinlich ist auch hier eine differenzierte Sichtweise angebracht: „Besitzer" eines Welterbegebietes zu sein, bedeutet, nach eingehender Überprüfung für ein Gut ausgezeichnet zu werden, das weltweit einzigartig und daher von außergewöhnlicher Bedeutung für die Menschheit ist. Die Bewahrung dieses unersetzlichen Erbes ist somit nicht nur Anliegen und Verpflichtung für den jeweiligen Staat, sondern für die gesamte Völkergemeinschaft.

Die Anerkennung der Dolomiten als Welterbe der Menschheit ist eine Bestätigung für die gute Naturschutzpolitik und -verwaltung Südtirols und der anderen Partnerprovinzen. Gleichzeitig ist damit aber auch eine große kulturelle Herausforderung, Verantwortung und Verpflichtung für Bevölkerung, Politik, Verwaltung und wirtschaftliche Nutznießer verbunden.

Es gilt, das Welterbegebiet – und darüber hinaus die gesamte Dolomitenregion – für die nachkommenden Generationen zu bewahren und so weiterzuentwickeln, dass die Bedürfnisse der Natur mit jenen der Menschen in Einklang gebracht werden.

Stichwort UNESCO-Welterbe

Im Jahr 1972 hat die UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization) das „Internationale Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt" verabschiedet. Es ist das international bedeutendste Instrument, das jemals von der Völkergemeinschaft zum Schutz ihres kulturellen und natürlichen Erbes beschlossen wurde.
Bisher (Juni 2010) haben 187 Staaten die Welterbekonvention unterzeichnet. Dadurch sollen natürliche oder vom Menschen geschaffene, als weltweit einzigartig befundene und deshalb unersetzliche Güter bewahrt und aufgewertet werden; ihr Verschwinden oder ihre Beeinträchtigung wäre ein Verlust nicht nur für den betroffenen Staat, sondern für die gesamte Menschheit.
Bis heute hat die UNESCO in 153 Staaten insgesamt 936 Welterbestätten – 725 kulturelle, 183 natürliche und 28 gemischte – anerkannt. Italien ist Spitzenreiter mit 47, von denen allerdings nur drei der Liste „Weltnaturerbe" angehören: die Äolischen Inseln, der Monte San Giorgio (grenzüberschreitend mit der Schweiz) und die Dolomiten.
Welterbestätten werden streng begutachtet, bei Naturgütern durch die IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resource – Internationale Naturschutzorganisation), bei Kulturgütern durch die ICOMOS (International Council of Monuments and Sites – Internationaler Rat für Denkmalpflege). Sie müssen weltweit einzigartig, unversehrt und vollkommen sein sowie bereits über einen wirksamen Schutzstatus verfügen; außerdem muss die betroffene Bevölkerung in die Kandidatur einbezogen werden und es müssen spezielle Entwicklungspläne ausgearbeitet werden.

Große Bergführer der Dolomiten

Die Erschließungsgeschichte der „Bleichen Berge“ ist untrennbar verbunden mit Namen wie Dibona, Innerkofler, Piaz oder Vinatzer. Ihre Routen sind Meilensteine des Alpinismus.

>> Florian Trojer

Bergführer waren und sind eine Berufsgruppe, um die sich viele Mythen und Legenden ranken. Angesichts der Anforderungen, die man als Geführte an sie stellt, ist das nicht weiter verwunderlich: Sie sollen den ambitionierten Laienbergsteiger an Orte bringen, die er ohne sie nicht erreichen könnte, und ihn über seine Grenzen hinauswachsen lassen. Am Seil des Bergführers in einer schwierigen Route oder auf einem schmalen Grat wünscht sich der Kunde geradezu, dass dieser dem Bild des verwegenen und durch nichts zu verunsichernden „Bergfexen“ entspricht, einem Bild, das seit über einem Jahrhundert durch eine Vielzahl von Anekdoten und Geschichten gepflegt wird.

Besonders geprägt wurde der Mythos „Bergführer“ durch eine ganze Reihe von herausragenden Bergsteigern, die aufgrund ihrer außergewöhnlichen alpinistischen Leistungen und nicht selten auch wegen ihrer markanten Charakterzüge über ihre Arbeitsgebiete hinaus Berühmtheit erlangten. Arena und Erwerbsgrundlage zugleich boten vielen von ihnen jene markanten Felsgipfel, die bis heute mythischer Anziehungspunkt vieler Alpinisten und Erholungssuchender sind: die Dolomiten.

Michl und Hans Innerkofler

Zwei der Bergführer, die sich an den „Bleichen Bergen“ verewigten, waren die Sextener Michl (1844–1888) und Hans Innerkofler (1833–1895). Als begeisterte Jäger waren sie viel in den Bergen unterwegs, mit schwierigen Gipfeltouren machten sie sich schon in jungen Jahren einen Namen als ausgezeichnete Bergführer. Der Augsburger Alpinist Gustav Euringer ließ in einem 1882 veröffentlichten Tourenbericht keinen Zweifel daran, wer zu dieser Zeit die Topkletterer in den Sextener Dolomiten waren: „Für kleinere Touren und Übergänge wird der Bergsteiger in Sexten ohne Anstand einen Führer finden, meist auch für Drei-Schuster-Spitze und Drei Zinnen. Wer aber Elfer und Zwölfer ersteigen oder überhaupt schwierige Projekte ausführen will, muss sich einen oder beide Innerkofler sichern.“

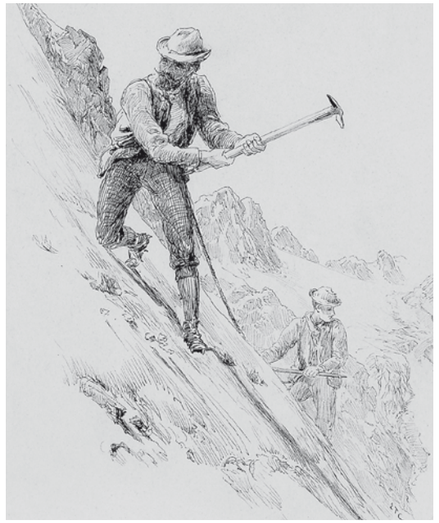
Die Erstersteigung des Zwölfers, des mächtigen und vielfach zersplitterten Riesen im Zentrum der Sextener Sonnenuhr, begründete den Ruf der beiden Brüder als ausgezeichnete Alpinisten. Bereits mehrere englische Alpinisten hatten sich mit ihren Bergführern vergeblich an dem brüchigen Fels und den steinschlaggefährdeten Eisrinnen auf dem Weg zum Gipfel versucht, als Michl und Hans 1874 selbst eine Besteigung wagten. Am 27. September erkundeten die beiden Brüder zunächst das Gelände und legten sich eine Aufstiegsroute zurecht. Als ideale Linie erschien den Bergführern eine steile Eisrinne, die sie bis auf die Zwölferscharte unterhalb des Gipfels führen sollte. Früh am nächsten Morgen machten sich Michl und Hans auf den Weg, um ihren Plan in die Tat umzusetzen. Als Schlüsselstelle entpuppte sich tatsächlich die mit Blankeis bedeckte und steinschlaggefährdete Eisrinne, die die Gipfelanwärter durch das Schlagen von unzähligen Stufen bewältigten. Die Frontzacken an den Steigeisen etablierten sich erst in den 1930er-Jahren, deshalb mussten Bergsteiger wie die Brüder Innerkofler Meister in der kräftezehrenden Kunst des Stufenschlagens sein. Um zehn Uhr vormittags erreichten die beiden Bergführer schließlich den Gipfel, errichteten das obligate Steinmandl und machten sich dann wieder an den Abstieg. Im Tal angekommen und nach den Schwierigkeiten befragt, die der Zwölfer an den ambitionierten Alpinisten stelle, erwiderte Michl Innerkofler, dass die höhere Dreischusterspitze im Verhältnis zum Zwölfer ein „Damenberg“ sei.

Michl Innerkofler führt Emil Zsigmondy und Ludwig Purtscheller auf den Elfer. Edward Theodore Compton, Aquarell

© Alpenverein-Museum Innsbruck

*„Welche **prächtige Typen** von Bergführern gab es da in Gröden, in Fassa, in Enneberg, in Cortina und Sexten“ (Luis Trenker)*

Bis heute verkörpert der Zwölfer die trotz aller erfolgten Erschließungsmaßnahmen immer noch vorhandene Ungezähmtheit der Dolomitenbergwelt. Im Alpenvereinsführer Sextener Dolomiten von Richard Goedeke von 1990 warnte der Autor den Gipfelaspiranten vor den „beachtlichen Ansprüchen“, die die Besteigung des Zwölfers „sowohl an die Kletterfähigkeit als auch an Ausdauer



Michl Innerkofler

Bevor Steigeisen mit Frontzacken entwickelt wurden, mussten Bergführer oft Hunderte von Stufen schlagen, um Eisrinnen wie am Zwölfer zu bewältigen.
E. T. Compton, Skizze

Das „Kriechband" am Zwölfer (unten).
Alle Abb. © Alpenverein-Museum Innsbruck

und die Fähigkeit, sich in urweltlich wildem, fast nie von Menschen aufgesuchtem Gelände zurechtzufinden", stellt. Nicht umsonst bezeichnete Reinhold Messner die Erstbesteigung des Dolomitenriesen als „bedeutendste alpinistische Erschließungstat" der Brüder Innerkofler.

In den folgenden Jahren profilierte sich vor allem Michl mit weiteren Erstbegehungen als einer der besten Kletterer seiner Zeit. Die Grohmannspitze (1880), die Kleine Zinne (1881), die Croda da Lago (1884) sowie die Nordwand-Eisrinne am Monte Cristallo (1887) brachten ihm den Übernamen „Dolomitenkönig" ein. Vom einfachen Knecht in Schluderbach im Höhlensteintal wurde Michl Innerkofler zum gefragtesten Bergführer in den Sextener Dolomiten, der von einer internationalen Klientel, wie zum Beispiel Baron Roland von Eötvös, den Brüdern Zsigmondy oder dem bereits erwähnten Gustav Euringer, gebucht wurde.

So wie das Leben Michl Innerkoflers als Bilderbuchkarriere eines Bergführers und Alpinisten angesehen werden kann, entsprach auch sein Tod allen Klischees eines tragischen Bergführerschicksals. Beim Abstieg vom Monte Cristallo, den er fast dreihundert Mal mit Touristen bestiegen hatte, brach im Sommer 1888 unter einem seiner beiden Münchner Kunden eine Schneebrücke ein. Alle drei wurden in eine Gletscherspalte gerissen und Innerkofler konnte, erst 44-jährig, nur noch tot geborgen werden.

Angelo Dibona

Das Bergführerwesen entwickelte sich Ende des 19. Jahrhunderts in den Dolomiten zu einem wichtigen Berufszweig, dem viele junge Männer nachgingen. Allerdings konnten nur die wenigsten so wie Michl Innerkofler ausschließlich von ihrer Tätigkeit als Bergführer leben. Die meisten waren außerdem in der Landwirtschaft oder als Handwerker tätig und führten in den Sommermonaten in der Nähe ihres Heimatortes einige Touristen auf die Berge. Nur die besten Kletterer und die umsichtigsten Führer wurden durch Mundpropaganda alpenweit bekannt und konnten sich dadurch einen so breiten Kundenstamm aufbauen, dass sie während der ganzen Bergsaison ausgebucht waren.

Einer von denen, die über die Dolomiten hinaus Berühmtheit erlangten und sich auch in anderen Gebirgsgruppen einen Namen als Alpinisten machten, war der Cortineser Bergführer Angelo Dibona (1859–1956). Bergsteigern ist Dibona vor allem als Namensgeber für eine der beliebtesten alpinen Routen in den Dolomiten bekannt, die Nordostkante an der Großen Zinne. Tatsächlich gilt aber inzwischen als relativ gesichert, dass nicht der Cortineser Bergführer diese Route erstbegangen hat, sondern der Osttiroler Rudl Eller. Dies tut dem Renommee eines Angelo Dibona allerdings keinen Abbruch, gelang ihm doch eine Vielzahl schwieriger Erstbegehungen im gesamten Alpenraum.

Noch deutlicher als am Beispiel von Michl Innerkofler zeigt sich an Dibona, wie wichtig es für Bergführer war, eine internationale Klientel zu haben, die in potenziellen Kundenkreisen seine Fähigkeiten bewarb. Zu Dibonas Gästen zählten das belgische Königspaar, die Baronessen Eötvös sowie mehrere Mitglieder des Alpine Club in London. Durch ihre positive Bewertung des deutsch, italienisch und englisch sprechenden Bergführers war er schon bald einer der gefragtesten Bergführer in den Dolomiten. Besonders fruchtbar zeigte sich für Dibona die Zusammenarbeit mit den Brüdern Mayer, zwei erfolgreichen Industriellen aus Wien, sowie einem weiteren Bergführer, Luigi Rizzi aus Campitello di Fassa. Das Viergespann unternahm viele gemeinsame Bergtouren, darunter eine große Zahl von Erstbegehungen. Im Sommer 1910 gelang ihnen die erste Durchsteigung der 700 Meter hohen Nordwand des Einsers, der Südwestwand des Croz dell'Altissimo in der Brenta und der Nordkante des Großen Ödsteins im Gesäuse. Alle drei Touren befanden sich im obersten zu dieser Zeit erreichbaren Schwierigkeitsbereich. Im Alpenvereinsführer Sextener Dolomiten gilt die Einser-Nordwand als „haarsträubender Bruch" und wird mit dem Schwierigkeitsgrad VI– bewertet, auch Dibona selbst musste zugeben, dass die Wand „manche harte Nuß zum knacken gab". Die 1000 Meter hohe Wand am Croz dell'Altissimo gelang ihnen erst im zweiten Anlauf und nach zwölfstündiger Kletterei.

Am meisten Aufmerksamkeit in Bergsteigerkreisen erweckten die vier allerdings mit der Durchsteigung der Nordkante des Großen Ödsteins. Sie galt lange Zeit als eines der „letzten Probleme" und bekam nach der Durchsteigung den Titel „schwierigste Alpentour", obwohl ihr die anderen Routen des Vierergespanns in nichts nachstanden. Dibona war dort zum ersten Mal außerhalb der Dolomiten unterwegs. Guido Mayer schrieb nach diesem erfolgreichen Bergsommer in das Führerbuch Dibonas: „Mehrfach wurde von hervorragenden Alpinisten erklärt, dass die Nordkante des Großen Ödsteins nur dem alpinen Zukunftsmenschen möglich sei! Dieser ist nun in Angelo Dibona erstanden! […] Ich kann daher mein Urteil ruhig dahin umändern, dass Dibona nicht einer der besten Dolomitenkletterer, sondern überhaupt der beste Kletterer der Welt ist!"

Im Jahr darauf setzten die beiden Bergführer Dibona und Rizzi mit ihren bergbegeisterten und zahlungsfähigen Kunden Guido und Max Mayer ihre Erfolgsserie fort. Im Juli eröffneten sie eine neue Nordwandroute am Langkofel und im August gelang Dibona schließlich sein Meisterstück: die Laliderer-Nordwand. Mehrere Tage suchten die vier Kletterer vom Wandfuß aus nach der idealen Route, dann mussten sie noch einen Schlechtwettereinbruch abwarten, doch am 18. August um vier Uhr früh war es so weit: „Äußerste Schwierigkeiten stellten sich uns entgegen, beim Einbruch der Nacht standen wir erst 450 Meter über dem Einstieg. Biwak. Am zweiten Tag erreichten wir erst nach acht schweren Stunden den Gipfelgrat; diese schwerste Felstour hatte 21 Stunden Kletterzeit gekostet. Doch der Sieg war unser! Und die Einserwand übertroffen."

Die Brüder Mayer schrieben ausführliche Berichte über ihre Touren mit dem Cortineser Bergführer und veröffentlichten sie in den Publikationen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Damit legten sie den Grundstein für den Ruf Dibonas als legendärer Kletterer und Bergführer. Sie betrachteten ihn inzwischen als guten Freund und wollten ihn bei ihren Bergtouren möglichst oft dabeihaben. 1912 widmeten sich die Brüder zusammen mit ihrem Bergführer den Westalpen, hier zeigte Dibona, dass er sich im Eis ebenso gut zurechtfand wie im Fels der Dolomiten. Bis heute erinnert die Aiguille Dibona in den Dauphiné-Alpen an die alpinistischen Leistungen des Bergführers.

Der Erste Weltkrieg beendete die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Dibona und den Brüdern Mayer. Der Bergführer wurde als Kaiserjäger vor allem in den Bergen eingesetzt. Im Ortlergebiet verlegte er überall dort Telefonkabel, wohin kein anderer Soldat gelangen konnte. Nach dem Krieg setzte Dibona seine Arbeit als Bergführer fort. Die Auftragslage hatte sich jedoch geändert, weniger Touristen bedeuteten weniger Kunden. Trotzdem fand Dibona mit seiner Frau Angelina und den sieben Kindern sein Auskommen. Noch 1939, im Alter von sechzig Jahren, führte er zusammen mit seinem Sohn Ignazio einen amerikanischen Klienten durch „seine" Routen am Einser

Angelo Dibona. Bis heute erinnert die Aiguille Dibona in den Dauphiné-Alpen an den berühmten Dolomiten-Bergführer.
© Archiv des DAV, München

Tita Piaz führte unzählige Bergbegeisterte auf die Vajolettürme im Rosengartenmassiv
E. T. Compton, Ölbild

© Alpenverein-Museum Innsbruck

Tita Piaz

Wie Dibona führte auch Piaz „ein Leben für das Bergsteigen". Allerdings war diese Leidenschaft nur eine Facette der schillernden Persönlichkeit von Giovanni Battista Piaz (1879–1948), genannt Tita. Geliebt und gehasst, wurde er bereits zu Lebzeiten zur Legende. Legendär waren nicht nur seine Kletterkünste, sondern auch seine Dickköpfigkeit, seine Hilfsbereitschaft, sein Jähzorn, sein Gerechtigkeitssinn – und seine hohen Bergführertarife.

Geboren 1879 in Pera im Fassatal, wurde schon in jungen Jahren die Vajolethütte am Fuße der berühmten Vajolettürme Titas Heimat und die Hüttenwirtin seine Frau. Bereits im Alter von zwanzig Jahren legte er mit der Bewältigung des Nordostrisses der Punta Emma den Grundstein für seinen Ruf als einer der besten Kletterer seiner Zeit. Die berüchtigte Route im fünften Schwierigkeitsgrad meisterte Piaz im Alleingang. Damit war er eine feste Größe in Bergsteigerkreisen.

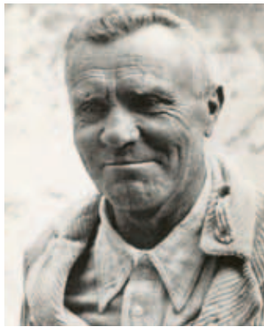
1908 fixierte er seinen Platz im „Pantheon der Spitzenkletterer" endgültig. Piaz durchstieg mit Franz Schroffenegger, Rudolf Schietzold und Josef Klammer erstmals die Westwand des Totenkirchl im Wilden Kaiser, für Piaz die „glorreichste Tour" seines Lebens. Sein Seilgefährte und guter Freund Schietzold berichtete, dass auch der Fels nicht vor den berüchtigten Wutausbrüchen des Fassaner Bergführers gefeit war: „Auch da war er nahe daran, den spröden Fels mit den Fäusten zu verdreschen, als wir zwischen jenem Kaminabbruch in den Platten und der späteren ‚Piazwand' dreimal hin und her wechseln mussten. Er bekam wieder sein […] böses Flimmern in den Augen, als er sagte: ‚Nun verfluchen wir diese Wand – Oschtia! Und wenn es dann nicht geht, kommen wir morgen wieder'." Aber es ging doch, alle vier erreichten am gleichen Tag wohlbehalten den Ausstieg, eines der „größten Probleme der Ostalpen" war gelöst. Wieder zurück unter seinen geliebten Vajolettürmen, bestieg Piaz 1911 die Westkante des Delagoturms. Heute, hundert Jahre später, ist diese Route die beliebteste und am öftesten wiederholte im Rosengartenmassiv und damit eine der bekanntesten Führen in den gesamten Dolomiten.

Die Kraft und die Ausdauer für seine vielen Erstbesteigungen holte sich Piaz in seinen „Hausbergen" rund um die Vajolethütte. Viele Male bestieg er die Gipfel des Rosengartenmassivs, fast immer als Bergführer, oft aber auch bei ausgedehnten Touren im Alleingang. Von einer dieser legendären Gewalttouren berichtete Piaz: „Acht Gipfel in sieben Stunden, zwei neue Routen, Delagoturm in zwanzig Minuten, Erster Durchstieg durch die gesamte Ostwand des Rosengartens, Erstbesteigung des kleinen Turms südlich des Delago. Alles im Alleingang."

Meistens jedoch war Piaz als Bergführer unterwegs. Viele Hunderte Bergsteiger führte er auf „seine" Berge im Rosengartenmassiv, und er war dafür bekannt, alle interessierten Einwohner des Fassatals auf den Winklerturm zu bringen, um sie an seiner Begeisterung für die Berge teilhaben zu lassen. Dabei blieben auch seine Kunden nicht vor Wutausbrüchen verschont, denn Piaz drohte schon mal an, den Gipfelanwärter die Wand hinunterzuwerfen, wenn er nicht schneller klettere. Doch nicht nur die Launen des Bergführers trieben den Klienten die Blässe ins Gesicht, sondern auch seine Tarife. Piaz selbst bezeichnete die Preise für seine Klettertouren als „grausam mörderisch", zumindest jene für gut betuchte Touristen. Begeisterte junge Alpinisten mit schmaler Brieftasche zahlten manchmal auch nichts.

Ungeachtet seiner meist hohen Gagen wurde Piaz oft gebucht, seine Kunden kamen immer wieder und waren fasziniert von seinen Kletterkünsten und seinem Charme. Eine von ihm geführte Bergsteigerin schrieb nach der Überschreitung der drei Vajolettürme ganz begeistert in sein Führerbuch: „In der Wand hat Piaz seine Augen in den Fingerspitzen".

So draufgängerisch und zielstrebig wie beim Klettern und Bergsteigen war Piaz auch in seinen politischen Ansichten und gegenüber den regierenden Autoritäten. Gesetze galten für ihn nur so lange, wie sie den „natürlichen Prinzipien der Menschlichkeit" nicht widersprachen. Diese Einstellung brachte ihm, wie er selbst sagte, „die Ehre, die Gefängnisse vier europäischer Staaten" von innen zu kennen. Schon früh schloss sich Piaz der irredentistischen Bewegung im Trentino an, die den Anschluss an Italien forderte. Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein verweigerte ihm deswegen zunächst den Bergführernachweis, später wurde ihm die Pächterschaft für die geliebte Vajolethütte entzogen. 1915 kam er schließlich



Tita Piaz, der wegen seiner außergewöhnlichen Kletterfähigkeiten und seines kantigen Charakters auch „Diavolo delle Dolomiti" – „Teufel der Dolomiten" genannt wurde.
links: beim Klettern am Sass Pordoi.

Beide Abb.: Besitz: Archivio storico – Biblioteca della montagna-SAT

ins Visier der österreichisch-ungarischen Justiz und wurde inhaftiert. Nach dem Ersten Weltkrieg schien sich das Blatt für den Fassaner Bergführer zunächst wieder zu einem Besseren zu wenden. Das Trentino kam zu Italien und Piaz konnte wieder die Vajolethütte übernehmen, 1920 wurde er sogar zum Ortsvorsteher des oberen Fassatales ernannt.

Doch die Idylle war nur von kurzer Dauer. Wie nicht anders zu erwarten, kam der idealistische Querkopf Piaz mit den menschenfeindlichen faschistischen Systemen, die in Europa nun Fuß fassten, nicht überein. 1930 verhafteten ihn die faschistischen Behörden wegen „subversiver Tätigkeit", und nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Italien steckte ihn die SS 1944 als politisch missliebige Person präventiv ins Gefängnis von Bozen.

Seinem alpinistischen Tatendrang tat all das allerdings keinen Abbruch. Nach wie vor war Piaz, wann immer es ging, in den Bergen unterwegs. Noch 1935, bereits 53-jährig, eröffnete er eine neue Route im sechsten Schwierigkeitsgrad an der Nordostwand des Winklerturms. Damit konnte der Fassaner Bergführer auf insgesamt mehr als fünfzig Erstbegehungen zurückblicken.

Tita Piaz ging als „Teufel der Dolomiten" in die Alpingeschichte ein. Diesen Spitznamen erarbeitete sich der Bergführer nicht nur mit seinen außerordentlichen Kletterfähigkeiten – auch seine Vorliebe, sich mit den lokalen Autoritäten anzulegen, und sein kantiger Charakter trugen nicht unwesentlich dazu bei. Das Tüpfelchen auf dem i war dabei allerdings sein treuer Hund, der ihm am Berg das Seil bis zum Einstieg trug – der hörte nämlich auf den Namen „Satan".

Batista Vinatzer

So laut und immer vornedran Tita Piaz war, so still und bescheiden zeigte sich der Grödner Bergführer Giuani Batista Vinatzer (1912–1993). Vinatzers Name ist untrennbar mit der „Königin der Dolomiten", der Marmolada, verbunden. Mit seiner Route durch die Südwand auf die Punta Rocca setzte er 1936 einen Meilenstein in der Geschichte des Freikletterns. Bis heute zieht die Route unzählige Bergsteiger an und zählt zu den absoluten Klassikern in den Dolomiten.

Trotzdem blieb Vinatzer in seiner alpinistischen Blütezeit, den 1930er-Jahren, nahezu unbekannt. Es scheint fast so, als seien die Routen Vinatzers ihrer Zeit so weit voraus gewesen, dass die Welt der Kletterer Jahrzehnte brauchte, um dem Grödner Bergführer auf seinen klaren und eleganten Linien folgen zu können.

Vinatzer, der 2012 hundert Jahre alt geworden wäre, stammte aus einer Grödner Bauernfamilie und begann als Jugendlicher zunächst eine Lehre als Bildhauer. Schon bald zeigte sich allerdings, dass ihm die Arbeit mit Seil und Karabiner viel besser lag als jene mit Stemmeisen und Hammer. Mit siebzehn stand für ihn bereits fest, dass er Bergführer werden würde, die Anmeldung zu den entsprechenden Kursen wurde allerdings noch abgelehnt, weil er zu jung war. Das Klettern war für den jungen Grödner zu dieser Zeit bereits zu einem zentralen Lebensinhalt geworden. Auf die ihm viele Jahre später gestellte Frage, warum er denn Bergsteiger geworden sei, antwortete Vinatzer kurz und bündig: „Aus purer Lust am Kraxeln".

Batista Vinatzer, unter anderem auch Gründungsmitglied der Klettergilde Catores (vgl. Beitrag Seite 56).

Foto: Privatbesitz Ingrid Runggaldier Moroder

Batista Vinatzer (links) und Vinzenz Peristi.

Foto: Privatbesitz Ingrid Runggaldier Moroder

Erst zwanzigjährig, zeigte der Grödner Bergführer 1932 bereits, dass er zu den besten Kletterern der Welt gehörte. Zusammen mit Giuani Rifesser wagte er sich an eine neue Route in der Nordwand der Furchetta, einer 800 Meter hohen, überhängenden und extrem brüchigen Wand. Vor ihnen waren schon mehrere Seilschaften an diesem Projekt gescheitert, doch den beiden jungen Kletterern gelang das schier Unmögliche: Ohne großes Aufsehen zu erregen, durchstiegen sie die Nordwand. Reinhold Messner urteilte über diese alpinistische Leistung, dass sie „unermesslichen Mut und enorme Fähigkeiten" voraussetze und dass Vinatzer damit bewiesen habe, dass es „im Alpinismus keine absoluten Grenzen" gebe. Vinatzer und Rifesser waren mit ihrer Route bereits damals in den siebten Schwierigkeitsgrad vorgestoßen und setzten damit neue Maßstäbe im Klettersport!

Noch im gleichen Jahr wagte sich Vinatzer an jene Wand, an der die Grenzen des im Klettersport Möglichen nach dem Zweiten Weltkrieg mehrmals neu ausgelotet wurden und die bis heute ein begehrtes, fast schon mythisches Ziel ambitionierter Alpinisten ist: die Marmolada-Südwand. Bisher gab es nur zwei Routen durch diese abweisende Wand, eine davon, die von Luigi Micheluzzi und Roberto Perathoner erst 1929 eröffnete Führe, planten Vinatzer und Vinzenz Peristi zu wiederholen. Doch die Sache hatte einen Haken: Vinatzer verlor auf der Hinfahrt mit dem Fahrrad zur Marmolada seine Kletterschuhe. Zwar liehen ihm die Erstbesteiger der Route, bei denen man sich auf dem Hinweg in Canazei noch ein paar Tipps geholt hatte, ein Paar Schuhe, doch erwiesen sich diese schon bald nach dem Einstieg in diese Route im sechsten Schwierigkeitsgrad als untauglich. Trotzdem schaffte Vinatzer die schwierige Route mit seinem Seilpartner in nur zwölf Stunden – und zwar barfuß.

Vier Jahre später verewigte sich Vinatzer selbst mit einer neuen Führe an der Marmolada-Südwand. Der Grödner Bergführer hatte gerade eine neue Route am Piz Ciavazes hinter sich, als ihm Ettore Castiglioni vorschlug, sich gemeinsam an der Marmolada zu versuchen. Die Linie, die Castiglioni eigentlich im Auge hatte, war kurz vorher bereits eine andere Seilschaft geklettert, also entschied man sich kurz entschlossen für das „letzte" noch offene „Marmolada-Problem" – die 800 Meter hohe Südwand der Punta Rocca, eine einzige riesige Platte mit tiefen Einschnitten an beiden Seiten, die ersten 200 Meter überhängend. Am 2. September 1936 stiegen die beiden Gipfelanwärter in die Wand ein, die Schwierigkeiten waren größer als erwartet, nach 13 Stunden hatten sie erst zweihundert Meter Höhe geschafft. Am zweiten Tag kamen die beiden schneller voran, im Dunkeln erreichten Vinatzer und Castiglioni den Gipfel.

Gipfel der Punta Rocca. An der Südwand der Marmolada schrieb Batista Vinatzer mit seiner Route Alpinismusgeschichte.

© Alpenverein-Museum Innsbruck

Damit hatte der Grödner Bergführer die zu dieser Zeit anspruchsvollste Route der Dolomiten eröffnet, doch das internationale Aufhorchen blieb aus. Erst als 1949 zum ersten Mal eine andere Seilschaft in die Route einstieg, wurde die italienische und internationale Kletterwelt auf die unglaubliche Leistung der „Sestogradisti" der 1930er-Jahre aufmerksam. Die Wiederholer, Josve Aiazzi und Baldassare Alini, zwei italienische Topalpinisten, biwakierten drei Mal in der Wand und mussten nach einem Schlechtwettereinbruch vierzig Meter unterhalb des Ausstiegs in einer spektakulären Rettungsaktion aus der Wand geholt werden.

Es gibt wahrscheinlich viele Gründe, warum Vinatzer als einer der besten Kletterer seiner Zeit nicht international bekannt wurde, einer davon ist sicher seine von Bescheidenheit geprägte Art, sich im Hintergrund zu halten. Als ihn 1981 der Journalist und Bergsteiger Toni Hiebeler um einige Fotos für einen Zeitungsartikel bat, antwortete Vinatzer auf eine Weise, wie sie seinem zurückhaltenden Charakter entsprach: „Kann deinen Wunsch nur zum Teil erfüllen, da ich für Fotos immer abgeneigt war." Ein schwerer Skiunfall setzte Vinatzers Karriere als Spitzenkletterer noch vor dem Zweiten Weltkrieg ein jähes Ende. Trotzdem blieben die Berge für ihn zentraler Lebensinhalt: als Mitbegründer und langjähriges Mitglied der Bergrettung und der Klettergilde Catores sowie als Skilehrer und Direktor der Skischule St. Ulrich.

Die Alpingeschichte der Dolomiten ist untrennbar verbunden mit der Geschichte der Bergführer, die an ihren Wänden Herausforderung, Lohn und meistens auch ihr Glück fanden. Die fünf vorgestellten Alpinisten bilden lediglich eine willkürliche kleine Auswahl aus einer riesigen Bandbreite von Dolomitenbergführern, die – jeder auf seine eigene Art – den Mythos der Dolomiten mitgeschrieben haben und vielleicht dabei selbst zur Legende wurden. Eines ist jedenfalls sicher: Die vielen großartigen alpinistischen Leistungen der letzten Jahre zeigen, dass die Geschichten und Anekdoten über verwegene junge Bergführer in steilen Dolomitenwänden so schnell nicht ausgehen werden.

© IMS/M. Ferrigato

Interview

Anette Köhler sprach mit Hanspeter Eisendle über die Besonderheiten des Kletterns in den Dolomiten.

„Das Bewahren des klassischen Kletterns wird irgendwann ein Plus für die Dolomiten sein“

Anette Köhler » Hanspeter, die Dolomiten wurden vor knapp zwei Jahren in die Liste des UNESCO-Weltnaturerbes aufgenommen. Wegen ihrer „einzigartigen monumentalen Schönheit“, wie es in der Begründung hieß. Was macht für dich das Klettern in den Dolomiten einzigartig und unverwechselbar?

Hanspeter Eisendle » Als Südtiroler bin ich da wahrscheinlich vorbelastet, denn hier liegen die Wurzeln meines Bergsteigens. Wenn einem etwas ganz natürlich vorkommt, übersieht man leicht die Schönheit, aber wenn man ein bisschen herumfährt in der Welt, kommt man darauf, dass die Dolomiten von der Ästhetik, von der Formenvielfalt schon etwas ganz Einzigartiges sind. Und zum Klettern sind die Dolomiten wie geschaffen. Der Kalk lässt ja viel mehr dieses federleichte Steigen zu als vergleichsweise Granit. Granit hat für mich immer auch mit Kampf zu tun, mit Kraft und Sich-Durchbeißen. Das gibt es im Dolomitenbruch natürlich auch, aber in der Regel fühlt man sich beim Klettern in den Dolomiten wie ein Vogel, frei, leicht, es gibt viele Griffe, man kann Varianten machen, es ist sehr spielerisch.

Vom Rest der Kalkberge unterscheiden sich die Dolomiten, weil sich hier das klassische Klettern stärker erhalten hat. Die großen klassischen Touren für eine Allgemeinheit herzurichten, zu „sanieren“ ist bei uns nicht üblich. Natürlich gibt es auch bei uns Sportkletter- und Plaisir-Kletterrouten en masse, aber die großen Klassiker wurden eben nicht „saniert“. Das ist der große Unterschied. Momentan werden sie deswegen fast ein bisschen gemieden, aber ich glaube, irgendwann in einer späteren Zeit wird dieses Bewahren des klassischen Kletterns ein Plus für die Dolomiten sein.

AK » Worin liegen für dich als Bergführer die besonderen Aufgaben und Verpflichtungen, die mit der Auszeichnung als „Weltnaturerbe“ verbunden sind?

HE » Das ist sicher eine Gratwanderung, einerseits muss man die Bedingungen schaffen, dass die Menschen, die dort noch siedeln, auch dort bleiben und ihren ursprünglichen Lebensraum in irgendeiner Form bewirtschaften. Der Tourismus ist dabei sicher der Motor der gesamten Dolomiten und alles andere baut auf dem Tourismus auf. Da muss man gewisse Infrastrukturen einfach zulassen. Andererseits aber muss man aber auch schauen, dass man dieses Touristische, das Urbane nicht bis in die höchsten Regionen hinaufträgt. Es muss Berge geben, die ein Mythos bleiben. Das erhält den Wert der Dolomiten höher, als wenn man alles zu einem Einheitsbrei herrichtet für die breite Masse.

AK » Das heißt, dass das, was du als Mythos bezeichnest, durch eine gewisse Unversehrtheit und Wildheit gekennzeichnet ist.

HE » Absolut. Es gab vor etwa fünfzig Jahren ein Projekt, eine Seilbahn auf den Langkofel zu bauen, das ist aus finanziellen Gründen gescheitert. Heute denke ich mir, die Grödner haben ein Riesenglück gehabt! Wenn jeder mit der Bahn auf den Langkofel hochfahren könnte, dann wäre er kein Riese mehr, zu dem man staunend emporsieht, sondern nur noch ein austauschbarer Steinhaufen. Er hätte an Wert verloren. Die Wildheit, die „Unnahbarkeit“ macht den Berg aus. Der Wanderer bewundert den Kletterer, der ihn auf dem Normalweg erreichen kann, der erlebt eine Art Abenteuer dabei, und die großen langen Routen bieten Abenteuer für eine noch kleinere Anzahl Menschen. So lebt der Mythos und es entsteht kein Schaden dabei. Wenn man den Berg auch so verbauen würde, wie das Tal eh schon ist, dann würde der Berg vielleicht gar nicht mehr auffallen. Deswegen ist es unsere Verpflichtung, diesen Mythos zu erhalten.

AK » Du bist ein Exponent jener Klettergeneration, die als Erste das Sportklettern in Südtirol etabliert und vorangetrieben haben. Was hat euch damals motiviert und inspiriert?

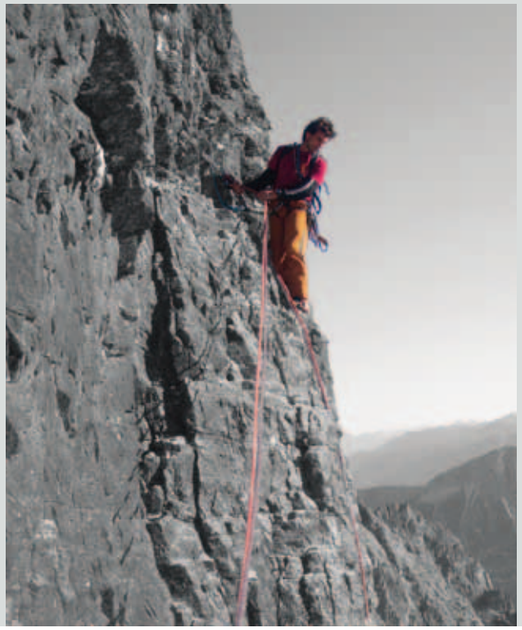
HE » Inspiriert hat mich persönlich immer die alpine Geschichte. Die Geschichte der Menschen, die sich in diese riesigen Wände hineinwagten. Das hat mich fasziniert. Das wollte ich auch können. So bin ich ins Klettern hineingewachsen. Irgendwann sind wir dann an der Grenze unseres Mutes angekommen, obwohl die körperliche Leistungsfähigkeit noch lange nicht ausgeschöpft war. 30 Meter über dem letzten Haken am Limit klettern, das ist immer zwischen Leben und Tod. Und dann kam – nicht in Südtirol, sondern anderswo – das Sportklettern auf. Ich bin 1979/80 das erste Mal im Verdon gewesen und das war für mich ein Aha-Moment: Zu sehen, wenn da eine super Absicherung ist, dann kannst du endlich bis an die absolute Grenze klettern, bis dorthin, wo dein Körper noch kann, sich dein Kopf

aber längst nicht mehr traut. Das war der Weg, auch im wilden Gelände besser zu werden!
Heutzutage ist das ja selbstverständlich, aber für uns damals war das eine völlig neue Erkenntnis. Dabei wollten wir niemals die Sicherheitsinfrastruktur des Sportkletterns in die Berge transportieren, sondern einfach nur das neue Können. Für uns war damals und noch weit bis in die Achtzigerjahre dieses Gefühl, etwas zu wagen, exponiert zu sein, wichtiger als die sportliche Höchstleistung. Sportklettergebiete sind für mich nach wie vor eine Art Labor, wo ich mir meinen „Zaubertrank" zusammenbrauen kann, den ich dann brauche, um in einer großen Wand bestehen zu können. Die große Wand muss aber so bleiben, dass ich Angst habe, dass ich etwas wagen muss. Das sind die beiden Konzepte, die ich vom Klettern habe: Klettern als Sport, als Training, als Spaß einerseits – und andererseits Klettern als inneres Wachsen, als sich Aussetzen und Bestehen in einer Welt, in der wir eigentlich nichts zu suchen haben. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge, die ich auszutarieren versuche.

AK » Die du auch als ganz selbstständige Spielarten siehst, mit unterschiedlichen Regeln und Werten?

HE » Ja, völlig selbstständig. Und völlig gleichberechtigt. Alles andere wäre Monokultur. Und ich wünsche mir, dass noch viel mehr Verständnis und Toleranz zwischen diesen beiden Kletterkulturen aufkommt, dass man das jeweils andere Spiel am Leben lässt, jedes an seinem Ort. Dazu gehört auch, dass man begreift, dass man hineinwachsen kann ins klassische Klettern, ins Abenteuer, und das dies einen Wert an sich hat. Es gibt in den Dolomiten ja auch zuhauf sogenannte Sporttouren, die plaisirmäßig abgesichert sind, das ist völlig in Ordnung. Wenn man zum Beispiel an den Traumpfeiler in der Sella denkt: Das ist super gelöst – perfekter Fels, ohne alpine Geschichte. Und ich könnte dir noch hundert solche Sachen aufzählen. Aber wenn wir jetzt die „Comici" in der Nordwand der Großen Zinne einbohren oder in der Marmolada-Südwand die „Vinatzer" oder den „Fisch" – das wäre einfach ein Verbrechen.
Als wir Südtiroler Kletterer und Bergführer vor über zehn Jahren – ziemlich am Höhepunkt der Sanierungswelle – einmal medial aufgemotzt haben, dass wir das nicht wollen, wurde uns das zunächst ziemlich übel genommen. Aber es war ein notwendiger Schritt und ich empfinde heute, dass bereits ein Umschwung stattfindet, dass diese vermeintlich arrogante, elitäre Haltung jetzt viel eher akzeptiert wird als vor zehn, fünfzehn Jahren.

AK » Gab es damals systematische Pläne, auch die sogenannten Klassiker zu sanieren? Oder war das eine Initiative von Einzelnen?



HE » Ich habe das zunächst nur im kleinen Rahmen erlebt, aber empfunden: jetzt geht's los. Das ist jetzt sicher siebzehn Jahre her oder mehr. Im Rahmen einer Bergführerausbildung haben zwei Freunde von mir – Pustertaler Bergführer, super Kletterer – vorgeschlagen, wir sollten jetzt in der Geierwand und in der „Comici" in der Großen Zinne die Stände einbohren. Da haben bei mir alle Alarmglocken geläutet. „Seid ihr wahnsinnig?", hab ich gesagt, „wollt ihr euch selbst euren Arbeitsplatz ruinieren? Wenn wir Bergführer die Standplätze systematisch einbohren, dann darf jeder andere auch tun, was er will. Als Nächstes kommen dann die Schlüsselstellen und irgendwann wird es so sein – wie es in der Schweiz schon häufig ist –, dass einfach alles durchgebohrt wird. Wenn ihr wirklich einen sozialen Auftrag haben wollt, mit gut abgesicherten Routen, dann macht was Neues, aber lasst die Klassiker in Ruh."
Daraufhin hat Othmar Zingerle, mit dem ich eine sehr gute Diskussionsbasis hatte – er ist leider verstorben –, im Rienztal die „Spitagoras" erstbegangen, eine eingebohrte Tour, aber sehr kühn. Genau das war der richtige Weg: eine neue, supergute Route in einer unerschlossenen Wand; ein Ausdruck dieses Jahres und dieser Person. Aber nicht in irgendwelche Klassiker gehen und sagen, so, die Alten hatten alle einen Vogel und wir machen das jetzt mit Bohrhaken besser.

„Das Gefühl, etwas zu wagen, exponiert zu sein …": Hanspeter Eisendle bei der Erstbegehung von „Paradise now" am Gschnitzer Tribulaun (links unten und oben).
Fotos: H. Eisendle

AK » Aber du bist nicht grundsätzlich gegen Bohrhaken im Gebirge, wenn es um neue Touren geht?

HE » Absolut nicht. Meine Einstellung ist radikal, was die Veränderung der großen klassischen Dolomitenrouten betrifft – und ich habe deswegen schon viele Bohrhaken herausgeschlagen und leider auch Prozesse geführt –, aber ich bewundere gut gemachte, neue Bohrhakenrouten, die von Rolando Larcher aus dem Trentino zum Beispiel. Der folgt in seinem Spiel einer ganz eisernen eigenen Ethik: Er klettert, setzt einen Bohrhaken mit der Maschine und dem ganzen Werkzeugkasten, den er da mithat – aber dann klettert er von diesem Bohrhaken weg, weiter ins Ungewisse, so weit wie möglich, so weit ihn sein Kopf trägt. So entstehen Sportkletterrouten im Gebirge in einer sehr hohen alpinen Qualität. In den Dolomiten und überhaupt in den Bergen ist genügend Raum für solche Neuerfindungen, aber das muss nicht unbedingt in einer Wand sein, wo es schon zehn klassische Routen gibt. Es gibt unzählige Wände, die stehen irgendwo, die haben keine Bedeutung. Und da kann man mit einer neuen Route eine Bedeutung hineinlegen.

AK » Du hast viele Bohrhaken aus sanierten Routen wieder herausgeschlagen …?

HE » Ja, an Stellen, wo zum Beispiel neben riesigen, soliden Sanduhren plötzlich einfach zwei Bohrhaken stecken und mit einer Kette verbunden sind. Das ist tatsächlich leider an ein paar Orten so. Aber man kann ja keinen Krieg anfangen als erwachsener Mann. Wenn man zum Beispiel heute die Delagokante klettert, findet man fast nach jeder Seillänge zwei Stände mit Bohrhaken und Ketten. Natürlich könnte man nun hingehen und die Haken absägen, aber dann kommt der andere wieder, setzt neue und das ganze Spiel beginnt von vorn. Und so machen wir uns dann irgendwann selbst die Dolomiten kaputt. Aber ich glaube, dass mittlerweile der Höhepunkt der Akzeptanz von solchen Sanierungsaktionen überschritten ist und die Kritik ziemlich massiv wird.

AK » Gibt es auch Routen von dir, die in der Sanierungswelle verändert wurden?

HE » Ja. Zusammen mit Gerhard König habe ich am Ersten Sellaturm eine vogelwilde Route erstbegangen, die „Icterus". Sie ist so um 6c, und damals, 1983, gab's noch nicht viele Routen in dieser Art wie die „Locker vom Hocker" in der Schüsselkar-Südwand. Nun wurde diese Route vor zwei

„Klettern als Kulturtat einer kleinen Minderheit … “: Manolo Zanolla und Hanspeter Eisendle, Adam Holzknecht …

… Florian Riegler und rechts Simon Gietl, stellvertretend für andere „Kulturträger“. *Fotos: H. Eisendle, A. Holzknecht, Th. Ulrich (Abb. rechts)*

oder drei Jahren richtig sportklettermäßig eingebohrt. Die haben mich vorher angerufen und mit mir geredet. Ich hab gesagt: „Schaut's, die Route ist kurz, aber ich hab da so viel erlebt, das war meine absolute Grenze. Mir gehört da nichts, weder der Erste Sellaturm noch diese Route – mir gehört nur dieses Erlebnis. Und wenn ihr jetzt selbst ein Erlebnis haben wollt, dann würde ich euch raten, neben der ‚Icterus', dort, wo es ganz steil und gelb ist, was Neues zu machen. Aber ich sage nicht, ihr dürft die ‚Ictarus“ nicht einbohren, ich hab kein Recht dazu. Ihr müsst euch überlegen, ob ihr ein Recht habt, das zu machen.“

Sie haben die Tour dann tatsächlich eingebohrt, weil das halt so eine super Route sei, die sonst niemand klettern würde, und das wäre ja schade. Und jetzt hat die Tour im Sommer pro Tag um die sechs Begehungen, während sie vorher in fünfzehn Jahren drei oder vier Begehungen gehabt hat.

AK » Das sagt schon etwas aus.

HE » Ja, und weißt du, was interessant ist? Jetzt gehen relativ gute Kletterer da hin und sagen: Das ist eigentlich ein Irrsinn, was da gemacht wurde. Da ist man 25 Jahre vorher mit fast nichts an Absicherung hochgekommen, und jetzt gehen da die Schulmädchen spazieren! Nun ist das ja kein Drama, aber wenn das mit vielen Routen passiert, dann ist das langfristig schon ein großer Schaden, in jeder Hinsicht.

AK » Wo siehst du denn den Schaden?

HE » Der Schaden liegt für mich im Vergessen – darin, dass diese Geschichte, wie diese Route geklettert wurde, wie die Kunst des Kletterns aussah, verloren geht. Es wäre ja auch ein Schaden, wenn jemand über einen Paul Klee etwas Moderneres drübermalen würde. Der Vergleich hinkt vielleicht, aber für mich ist Klettern auch Kunst, Kultur. Eine Kletterroute ist eine Kulturtat einer kleinen Minderheit von Menschen. Und wenn man dieses Kunstwerk verändert, zerstört, dann tut mir das einfach weh, weil ich Kletterer bin. Sicher, es ist kein großer Schaden, verglichen mit dem Unheil auf der Welt. Aber ich bin der Meinung, wenn wir als Kletterer schon in dieser Subkultur leben, dann sollten wir die auch möglichst vielfältig am Leben erhalten.

AK » Apropos Subkultur. Die Zeiten, wo beim Thema Freiklettern noch ein Hauch von Anarchie und Gegenkultur mitgeschwungen ist, sind ja längst vorbei. Sportklettern ist in der Mitte, in der Masse angekommen: Klettern ist Mainstream.

HE » Absolut. Wenn ich heute noch mal sechzehn wäre – in dem Alter hab ich mit dem Klettern angefangen –, ich glaub, ich würde mir heute etwas anderes suchen.

AK » Tatsächlich?

HE » Damals, als ich mit dem Klettern begonnen habe, hab ich das vor meinen Eltern und Freunden verschwiegen, weil es denen als viel zu gefährlich galt. Außerdem war damals in Südtirol Luis Trenker der bekannteste Bergsteiger, und mit dem wollte ich absolut nicht in Verbindung gebracht werden. So war ich eigentlich ganz in meiner eigenen Welt und hab die neu erfunden. Natürlich hab ich alle Bücher übers Bergsteigen gelesen, die ich irgendwo gefunden habe, und lernte die Geschichte kennen. Insofern war ich nicht nur ein Erfinder, sondern auch ein Nachahmer. Aber trotzdem: Dieses Erfinden und Entdecken einer neuen Welt – das, glaube ich, geht beim reinen Sportklettern, vor allem in der Halle, total verloren. Dort arbeitest du nach einem Trainingsplan, isst nach einem Ernährungsplan, weil dir jemand gesagt hat, dass du so mehr Kraft oder mehr Ausdauer kriegst. Alles läuft kontrolliert nach Plan, da ist von Anarchie wirklich nicht mehr viel übrig.

Außerdem dreht sich im Klettern heute alles brutal um Zahlen, halbe Schwierigkeitsgrade rauf oder runter, Minuten, Sekunden von Speed-Begehungen, dass alles andere, um was es eigentlich geht, hinter diesen Zahlen zu verschwinden droht. Aber es gibt auch Ausnahmen, junge Wilde, die genauso spinnen wie wir damals. Die machen Sachen, wo ich mir denke, Buben, passt auf, das ist gefährlich, das könnt ihr noch nicht! Aber die sagen einfach: Wir probieren das jetzt. Das zu beobachten ist sehr interessant für mich.

AK » An wen denkst du da?

HE » Es sind in der Regel Leute, die man in der Szene kaum kennt. Aber wenn man jetzt Bekanntere hernimmt – Südtiroler – dann auf jeden Fall an die Riegler-Brüder. Und wer momentan da ganz obenauf schwimmt, vielleicht auch philosophisch, ist der Simon Gietl. Sein Bruder Manuel ist sicher gleich talentiert, aber der hatte ein alpines Horrorerlebnis – er ist sehr weit geflogen und hatte sich schwer verletzt – das steckt ihm noch im Hinterkopf. Aber er klettert wieder, an Sportkletterfelsen – und saugut! Simon macht Erstbegehungen, die auffallen. Letztes Jahr hat er im Vallonkessel die „Fairplay“ gemacht, 8a. Er hat sie von unten mit normalen Haken erschlossen, also fast wie früher. Und das in diesem hohen Schwierigkeitsbereich! Das ist natürlich schon ein großer Unterschied, weil man viel mehr herumbasteln muss, bis die Route kletterbar ist. Also einsteigen, sich an einem Griff halten, einen Haken schlagen, weiterklettern, das kommt da ja nicht mehr so oft vor. Da hängt man an einem Cliff und macht eine Seillänge fast technisch, und dann ist da eine gewisse Absicherung da, und das klettert man dann rotpunkt. „Fairplay“ gibt eine Richtung vor, die stimmt – meiner Meinung nach. Der Name ist Programm, weil du dich mit deiner Absicherung der Felsstruktur anpassen, Fantasie und Kreativität entwickeln musst – und damit gewinnt die Route ja an innerem Wert. Der Wert solcher Routen lässt sich ja nicht auf Zahlen und Daten reduzieren, er ist schwer kommunizierbar.

Ich glaube, dass der große Wert einer Kletterroute letztendlich nur von ganz wenigen begriffen werden kann. Das ist im Grunde ähnlich wie in der Kunst. Man muss sich sehr lange mit moderner Kunst beschäftigen, bis man erkennt, was da wirklich dahintersteckt.

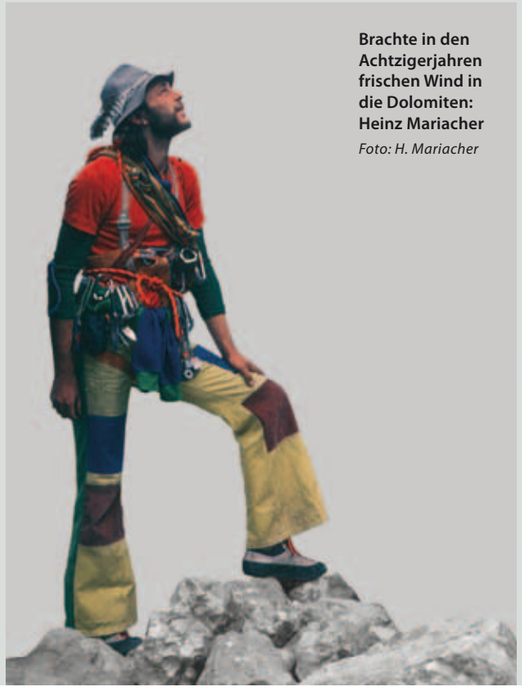
AK » Wenn du unter diesem Gesichtspunkt jetzt auf die letzten vierzig Jahre zurückschaust, was sind für dich die herausragenden Kletter-Kunstwerke in den Dolomiten?

HE » Der neue Wind im Dolomiten-Klettern ist eigentlich von der Nordtiroler Szene gekommen. Als Umbruch und absoluten Meilenstein muss man die „Modernen Zeiten“ nennen an der Marmolada. Heinz Mariacher hat dort das erste Mal sein rein alpinistisches Konzept verlassen, denn er hat die erste Seillänge ein bisschen hergerichtet, bevor er sie wirklich geklettert ist. Das war der Übergang vom vogelwilden Alpinklettern zum alpinen Sportklettern.

AK » Was meinst du mit „Herrichten“?

HE » Die Route ist nur mit Normalhaken abgesichert, viele dieser Haken mussten aus dem Cliff heraus geschlagen werden – das meine ich mit „Herrichten“. Auf diese Art und Weise ist eine bemerkenswerte Route entstanden, also wirklich etwas – von der Länge und vom Schwierigkeitsgrad her –, das es bis dahin in den Dolomiten nicht gegeben hat. Parallel dazu müsste man die „Supermatita“ von Manolo Zanolla am Sass Maor nennen, die noch total dem alten alpinistischen Konzept verpflichtet ist – es stecken sehr, sehr wenig Haken – und daher ist sie noch viel vogelwilder.

Diese beiden Routen, das war der Aufbruch, am Beginn der Achtzigerjahre. Und genau diese Kletterer, Heinz Mariacher, Manolo Zanolla, haben vielleicht dann siebzig, achtzig Prozent ihrer Zeit in den Klettergärten verbracht, die sie neu geschaffen haben, die gab's ja vorher gar nicht. Arco zum Beispiel. Die haben sich da ihre Laboratorien geschaffen. Aber keiner von ihnen war interessanterweise bereit, dieses „Arco-Klettern“ ins Gebirge umzusetzen. Und wenn, dann an irgendeinem Gebirgsstock, der bis dahin niemand aufgefallen ist, wo bisher keine alpine Geschichte stattgefunden hat.



Brachte in den Achtzigerjahren frischen Wind in die Dolomiten: Heinz Mariacher
Foto: H. Mariacher

Auch hier hat Heinz Mariacher wieder den entscheidenden Schritt gesetzt, als er an der Nordseite der Marmolada, an der Cima Undici die „Tempi Modernissimi“ erstbegangen hat: die ist voll eingebohrt, aber es ist weit und breit keine alpine Route da. Das finde ich sehr maß- oder rücksichtsvoll. Er hat sich in die Alpingeschichte eingebettet, obwohl beziehungsweise weil er etwas wirklich Neues gemacht hat.

Wenn man das hingegen mit diesen neuen Zinnenrouten vergleicht, wo man einfach einen berühmten Berg hergenommen hat, um seine Handschrift genau dort zu hinterlassen, egal ob man dabei andere Routen ruiniert oder nicht, wenn man sie dauernd links und rechts kreuzt, dann finde ich das schon eher wenig überlegt. Wenn heute jemand die „Hasse/Brandler“ macht und er kommt in ein Unwetter, dann seilt er einfach über eine moderne Route ab. Damit ist der Charakter dieser Route verändert, sie hat an Wert verloren, an Abenteuerwert, an Kunstwert.

AK » Was waren deiner Meinung nach die Meilensteine der Entwicklung in den Neunzigerjahren?

HE » Da darf man auf keinen Fall die beiden Klettergenies Adam Holzknecht und Roland Mittersteiner vergessen. Die beiden waren ihrer Zeit wirklich voraus! Es gab viele gute Kletterer damals – ich bin ja auch gut geklettert –, aber die hatten einen Dreh mehr. In jeder Generation gibt es ein paar Wenige, die abheben und etwas Außergewöhnliches machen. Und das waren die beiden! Ich habe einmal die „Vogelfrei“ von Roland Mittersteiner an den Mésules-Türmen in der Sella wiederholt und war zutiefst beeindruckt.

Über eine Stunde lang war ich da in einer Seillänge drinnen, damit ich sie ohne zu stürzen klettern kann, und hab's nicht begriffen, dass ich da nicht hochkomme. Da steigst du vor, zurück, vor, zurück – und du merkst, da hat jemand genauso, wie in den Dreißigerjahren die Sechser-Routen gemacht wurden, einen Neuner gemacht. Schließlich hab ich sie doch onsight geschafft. Da darf man nicht fliegen, da sind auf 50 Meter fünf Haken! Das beeindruckt mich, mehr als jeder XI. Grad im Sportklettern.

Oder Adam Holzknecht: Der macht bis heute noch schwierigste alpine Sachen, in einem ganz reinen Stil, der den großen Grödner Vorbildern wie Vinatzer oder anderen verpflichtet ist. Und heute gibt's auch junge Frauen, die richtig talentiert klettern, die mich beeindrucken. Rebecca Finch aus Auer im Unterland zum Beispiel oder Judith Gögele aus Sterzing und Angelika Rainer, die unter anderem die „Via Italia“ am Ciavazes gepunktet hat. Die gehen schon hauptsächlich Sportklettern, aber dann machen sie wieder irgendeine vogelwilde alpine Wand. Von der Vernunft eines alten Mannes aus gesehen, dürften die das eigentlich noch gar nicht, aber die tun das. Und das gefällt mir.

Denn das ist der Inhalt des Bergsteigens: Du gehst irgendwohin, wo du eigentlich nicht hingehörst, um wieder zurückzukommen. Das ist alles. Mehr ist nicht drin in diesem Spiel, das wir Alpinismus nennen. Aber was in dieser Zeit zwischen Aufbruch und Zurückkommen stattfindet, das ist wesentlich. Daneben gibt es noch eine Unzahl von urbanen gesellschaftlichen Spielen in freier Natur.

AK » Mit der Entwicklung dieser „urbanen Spiele in freier Natur“, der Ausrüstung und Ausbildung haben auch die Sicherheitsstandards extrem zugenommen, und damit auch die Erwartung, dass ein Unternehmen unter jeden Umständen gelingt. Das sogenannte Restrisiko scheint immer kalkulierbarer zu werden. Und wenn dann doch mal was schiefgeht, dann werden sehr schnell die Schuldigen benannt. Wie siehst du diese Entwicklung?

HE » Die Uridee, dass man versucht, in der Natur zu lesen, zu lernen und daraus allgemein gültige Verhaltensregeln zu machen, ist an und für sich eine Hilfe für jeden von uns. Wir haben aber mittlerweile zu viele Regeln gemacht, die uns Entscheidungshilfen hätten sein sollen, die aber nun gegen uns verwendet werden. Wenn du im Klettersteig nicht das Set verwendest, beim Skitourengehen das VS-Gerät vergessen hast oder überhaupt bei Lawinenwarnstufe 3 auf Skitour gehst, ist das ja schon fast ein Vergehen. Das ist die Perversion einer ursprünglich guten Idee. Jeder Bergsteiger geht ein erhöhtes Risiko ein, ohne Ausnahme. Das sollte klar sein: Der bewusste Umgang mit erhöhtem Risiko ist der Inhalt des Bergsteigens. Dass dies weiterhin möglich ist, dafür sollten wir uns öffentlich starkmachen.

AK » Mittlerweile gibt es ja nicht nur urbane Spiele in der alpinen Natur, sondern auch umgekehrt: alpine Spiele in der urbanen Kultur. Kletteranlagen, Boulderparks, kaum ein Kinderspielplatz, an dem nicht Klettergriffe montiert sind. Durch das Klettern an künstlichen Anlagen, vor allem durchs Bouldern hat sich ja auch der Kletterstil sehr verändert. Es regiert eine unglaubliche Power und Dynamik. Kann dieses Spiel das alpine noch inspirieren und befruchten, oder haben sich die Entwicklungen mittlerweile ganz verselbstständigt?

HE » Ich glaube, dass das die neue Dimension sein wird. Wenn diese neuen Bewegungsmuster, die im traditionellen Klettern und auch im alpinen Sportklettern noch kaum vorkommen – wenn die jemand umsetzt, sagen wir mal drei, vier Meter über einem Friend oder einem Klemmkeil, dann wird das sicher die neue Abenteuerdimension sein. Das ist eine Vision, aber es wird möglich, denke ich.

Wenn ein Talent wie zum Beispiel Adam Ondra – der hat einfach abgehoben von der Masse der Sportkletterer – sich dorthin entwickelt, ins alpine Gelände, da wird er sicher dort etwas ganz Neues machen. Oder David Lama, der versucht das ja schon auf seine Art. Nur ist er eben so jung, dass er aufpassen muss, dass ihn seine wohlwollenden Sponsoren nicht verheizen, weil sie den Inhalt nicht begreifen. Klettern im Gebirge ist nicht einfach Fußball oder Formel 1.

AK » Moderne Gladiatoren sind in gewisser Weise alle, sobald sie sich ins Rampenlicht begeben, egal ob sie Lama, Vettel oder Messi heißen. Was macht den großen Unterschied, was ist deiner Meinung nach wesentlich?

HE » Wir alle wollen und müssen gewissen Regeln folgen. Wir sind drinnen in einem gesellschaftlichen Kontext, der uns Sicherheit gibt, aber auch ein kleines Gefängnis ist. Und jetzt haben wir mit den Bergen – einen freien Raum, wo es eigentlich keine festgeschriebenen Regeln gibt. Es gibt ja keine rote Karte, keinen Strafraum, wenn man sich am Haken festhält oder wenn man einen zu viel schlägt. Das kann jeder tun, wie er will. Niemand kann dir das vorschreiben. Du musst dabei nur die Verantwortung für dich selbst übernehmen. Das ist alles.

Das ist für mich eigentlich der große Wert des Bergsteigens: dieses Zurückgeworfenwerden auf das wirklich existenzielle Eigene; dieser Freiraum, wo nur du selbst die Verantwortung trägst und in der Gefahr bestehen musst als Mensch. Und genau als solcher kommst du dann zurück, nur bist du nicht mehr gleich dumm wie vorher. Du hast etwas dazugelernt. Das ist der „Mehrwert“. Ich kann das schwer beschreiben, aber solche Erfahrungen geben einem Kraft und ein anderes Bewusstsein, sie helfen, ein mündiger Bürger, ein erwachsener Mensch zu werden. Und das, glaube ich, ist der ganz große Wert, den die Alpenvereine gerade jungen Menschen vermitteln sollten: dass die wirklich wichtigen Dinge im Leben ganz einfach sind und es auf jeden selbst ankommt.

Hanspeter Eisendle

geb. 1956 in Sterzing, Ausbildung zum Kunsterzieher, seit 1982 hauptberuflich Bergführer. Teilnahme an mehreren Himalajaexpeditionen mit Reinhold Messner, einer der besten Dolomitenkletterer mit zahlreichen Erstbegehungen, Sportklettern bis zum 10. Schwierigkeitsgrad. Extreme Klettereien in aller Welt, wobei für ihn das Erleben der eigenen Exponiertheit weit vor dem Leistungserlebnis steht. Lebt mit seiner Familie in Sterzing.

Gherdëina, Badia, Fascia, Fodom, Anpezo

Sprache und Kultur in den ladinischen Dolomitentälern

>> Roland Verra

Inmitten des Weltnaturerbe-Gebietes Dolomiten der UNESCO befindet sich das historische Siedlungsgebiet der Dolomitenladiner, einer Sprachgruppe, die seit 2000 Jahren ihre besondere Identität bewahrt hat.

Der gewaltige Sellastock thront inmitten der ladinischen Täler.

Alle Abbildungen © Ladinisches Bildungs- und Kulturressort

Geschichte und Werdegang

Als die römischen Legionen des Drusus im Jahre 15 v. Chr. nach Norden vorstießen, trafen sie auf autochthone Gebirgsvölker, die sie mit einem Sammelbegriff als „Räter" bezeichneten. Der Name geht wahrscheinlich auf die wichtigste Gottheit dieser Völkerschaften, die Göttin „Raetia", zurück, sodass man zur Ansicht neigt, es würde sich um einen kultischen Stammesverband verschiedener Sippen handeln. Inwieweit diese Gebirgsvölker wirklich ausgeprägte räuberische und aggressive Züge aufwiesen, mag dahingestellt sein, denn die römische Kriegspropaganda neigte oft zu solchen pauschalen Schuldzuweisungen. Jedenfalls scheint die Eroberungskampagne äußerst blutig verlaufen zu sein und führte zur völligen Unterwerfung der rätischen Völker, während die römische Politik mit dem benachbarten keltischen Reich des Norikums im heutigen Pustertal und Kärnten viel freundlichere Beziehungen aufnahm.

Während der langen Jahrhunderte des Römischen Imperiums kam es zur Überlagerung der ursprünglichen rätischen Sprache durch das Provinzlatein der neuen Herren. Daraus entstand im Laufe der Zeit eine Urform des heutigen Ladinisch, womit die Bezeichnung „Rätoromanisch", welche für das Ladinische in Graubünden gebräuchlich ist, genauso gut auf die Sprachformen in den Dolomiten angewandt werden könnte.

Während das rätoromanische Sprachgebiet ursprünglich eine weite Region zwischen dem Sankt-Gotthard-Pass in der Schweiz und Triest einnahm, führten die Völkerwanderungen nach und nach zu einer Aufspaltung und Zurückdrängung der ladinischen Sprachinseln: Im Osten bildete sich die große Untergruppe des Friaulischen (lad.: Furlan) mit heutzutage ungefähr 500.000 Sprechern, im Westen die Gruppe der graubündnerischen Rätoromanen (lad.: Grijuns) mit annähernd 45.000 Sprechern und im mittleren Bereich jene der Dolomitenladiner rund um den Sellastock mit ungefähr 30.000 Sprechern.

Während des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit verkleinerte sich das ladinische Sprachgebiet infolge von Assimilation, wie z. B. im Falle des oberen Vinschgaus, als während der Gegenreformationszeit eine ganz bewusste Zurückdrängung des Romanischen durch den Abt Matthäus Lang des Klosters Marienberg betrieben wurde, um eine Beeinflussung durch das benachbarte protestantische Engadin zu unterbinden.

Darüber hinaus fehlte es den Dolomitenladinern an einem kulturellen und politischen Mittelpunkt und an einer Führungsschicht, die imstande gewesen wäre, ähnlich wie im Friaul, eine eigene Hochkultur zu produzieren und die Belange der Sprachgruppe nach außen hin überzeugend zu vertreten. Der fehlende politische und kulturelle Mittelpunkt und die schwierigen internen Verbindungen über die Dolomitenpässe hinweg führten in der Folge zur Herausbildung verschiedener sprachlicher Talvarianten, die bis heute bestehen blieben. So gibt es fünf verschiedene Talidiome des Dolomitenladinischen, genauso viele wie in Graubünden. Die Dolomitenladiner wurden also in der Zeit des Feudalismus und des Absolutismus in eine Position der völligen Abhängigkeit – sowohl politisch als auch kulturell – vom Adel, von den Fürstbischöfen von Brixen und Trient und vom habsburgischen Landesherrn versetzt.

Die „Entdeckung" der Ladiner

Die große Abgeschiedenheit der ladinischen Gebirgstäler von Gröden (lad.: Gherdëina), Gadertal (lad.: Badia), Fassa (lad.: Fascia), Buchenstein (lad.: Fodom) und Ampezzo (lad.: Anpezo) trug wahrscheinlich dazu bei, die ursprüngliche ladinische Sprache zu erhalten. Andererseits konnten sich die ladinischen Bergbauern, die hart am Existenzminimum vegetierten, kaum politisch und kulturell artikulieren. Unter solchen Umständen waren es die ladinischen Landgeistlichen, die im Zuge der romantischen Wiederentdeckung der „geschichtslosen Völker" während des 19. Jahrhunderts, die die mündlichen Zeugnisse der ladinischen Volkskultur als Erste aufschrieben und die Grundlagen einer ersten zögerlichen Blüte der ladinischen Kultur legten. Dabei dokumentierten sie den wertvollen Schatz der dolomitenladinischen Sagen, die später von Karl Felix Wolff in deutscher Sprache herausgegeben wurden und zu einem breiten Publikumsecho in ganz Europa führten.

Durch die „Entdeckung der Ladiner" seitens namhafter Sprachwissenschaftler wurde das kulturelle Selbstwertgefühl der Dolomitenladiner gestärkt und auch die akademische Öffentlichkeit

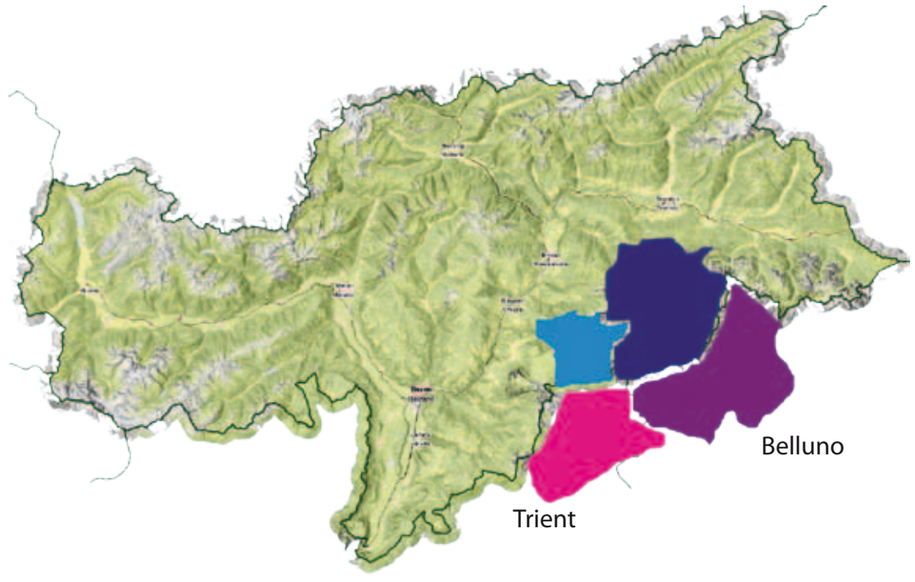
auf die Existenz einer eigenständigen Sprachgruppe im Dolomitengebiet aufmerksam gemacht. Gleichzeitig erfolgte eine andere Entdeckung, nämlich jene der Dolomiten selbst, durch deutsche und englische Reisende und Bergsteiger, was in der Folge zur Entwicklung des Fremdenverkehrs führte, der zum heutzutage bestimmenden sozioökonomischen Faktor in den fünf ladinischen Tälern geworden ist.

Leider kam es durch den italienischen Faschismus zur Spaltung der Ladiner in drei verschiedene Provinzen: Bozen, Trient und Belluno, und diese Trennung ist bis heute nicht überwunden. Obwohl Südtirol und das Trentino nach dem Zweiten Weltkrieg eine breit angelegte Autonomie erhielten, welche auch gesetzliche Schutzbestimmungen für die Ladiner vorsieht, blieben die Ladiner in der Provinz Belluno ohne jeglichen juridischen Schutz, auch weil diese Provinz der Region Veneto angehört, die kein Autonomiestatut besitzt.

Zur Lage der ladinischen Kultur

Zumindest in den autonomen Provinzen Bozen und Trient scheinen die Ladiner gegenwärtig kulturell gut aufgestellt zu sein. Sie verfügen über eigene Kulturinstitute, die sich um die Forschung und Entwicklung der Sprache kümmern, über eigene Rundfunk- und Fernsehsendungen im öffentlichen Sender der RAI Bozen (allerdings in einem sehr bescheidenen zeitlichen Rahmen), über zwei wöchentliche Unterrichtsstunden Ladinisch an den Schulen und über entsprechende Vorlesungen an der Universität in Brixen. Dazu gibt es eine Vielzahl an kulturellen Vereinigungen in den Bereichen Soziales, Sport, Theater, Chorwesen, Musik, Volkstanz usw., die das öffentliche Leben in den ladinischen Ortschaften kennzeichnen und bereichern. Trotzdem ist die tägliche Wirklichkeit in den Dolomitentälern von der massiven Präsenz des Fremdenverkehrs geprägt, sodass die ladinische Sprache vielerorts ins Private abgedrängt oder aber zum schmückenden Beiwerk in der Öffentlichkeit degradiert wird.

Obwohl Vollbeschäftigung herrscht, sind die höher qualifizierten Berufe in den Talschaften eher spärlich gesät, was eine bedenkliche Abwanderung der besser ausgebildeten Ladiner in die Städte nach sich zieht; diese assimilieren sich dann meistens im Laufe von nur einer Generation an die deutsche oder italienische Sprachgruppe.
Für die Zukunft der ladinischen Sprachgruppe ist es also nicht einerlei, wie die sozialen und beruflichen Chancen der Bevölkerung im traditionellen Siedlungsgebiet gestaltet werden. Besonders im Fassatal hat letztlich eine interessante Entwicklung begonnen, wonach die Landesregierung in



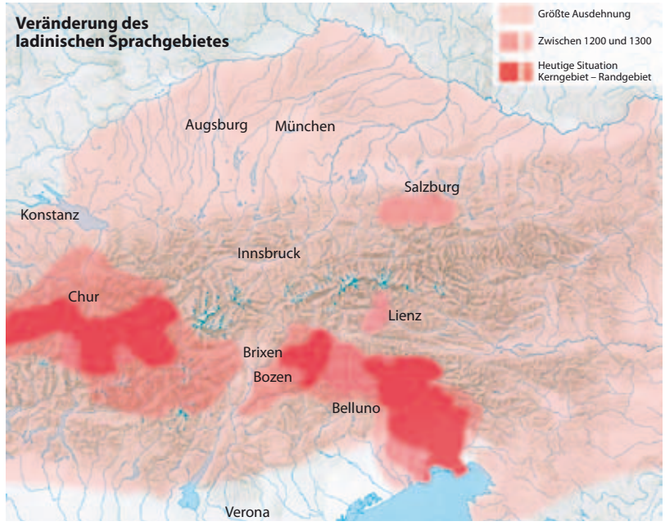
Die ladinischen Täler sind in drei Provinzen aufgeteilt: Gröden (hellblau) und Gadertal (dunkelblau) gehören zu Südtirol, das Fassatal (magenta) zu Trient, Anpezzo und Buchenstein (violett) zu Belluno.

Trient wichtige Kompetenzen in der Verwaltung, im Umweltschutz, im Bildungswesen, in der Urbanistik usw. an die ladinische Talgemeinschaft delegiert hat. Durch die Gründung des „Comun General de Fascia" wurden somit die Grundlagen einer echten ladinischen Selbstverwaltung gelegt, die für das Selbstwertgefühl und die Zukunftschancen der Minderheit von großer Bedeutung sind.

In den Südtiroler Tälern von Gröden und Gadertal ist Ladinisch neben Deutsch und Italienisch offizielle Verwaltungssprache und die nachgewiesene Kenntnis der ladinischen Sprache ist Voraussetzung für den Zugang zu den lokalen Verwaltungen und zum Unterricht an Kindergärten und Schulen der ladinischen Ortschaften. All diese Maßnahmen fehlen gänzlich in der Provinz Belluno, also in Buchenstein und Cortina d'Ampezzo, wo leider ein entsprechender Rückgang des ladinischen Bevölkerungsanteils seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs festgestellt werden muss.

Abgesehen von den gering bemessenen Radio- und Fernsehsendungen und der einzigen ladinischen Wochenzeitung „La Usc di Ladins", die von der Kulturorganisation „Union Generela di Ladins dla Dolomites" herausgegeben wird, fehlt aber jegliche kulturelle Überdachung des gesamten ladinischen Dolomitengebiets: Die drei Provinzen betreiben ihre jeweils eigene Kulturpolitik, und man hat das Gefühl, dass gerade in den letzten Jahren die zentrifugalen Kräfte überhandnehmen, die ladinischen Täler also auseinanderdriften. Das idyllische Erscheinungsbild der ladinischen Täler mit einer florierenden Wirtschaft und einer lebendigen Kulturszene täuscht oft über die Schwierigkeiten des Zusammenhalts hinweg.

Die ladinische Minderheit in den Dolomiten hat mit ungefähr 30.000 Sprechern keinen leichten Stand, um sich gesellschaftlich und kulturell zu behaupten. Das Siedlungsgebiet der Ladiner ist nämlich eine Gebirgsgegend mit fünf Tälern, die ziemlich isoliert voneinander sind und verschiedene Idiome sprechen; darüber hinaus wird diese Trennung noch durch Verwaltungsgrenzen verschärft, die das Gebiet zerschneiden und drei verschiedene Regierungsinstanzen für die verschiedenen Täler vorsehen. Die Folge dieser Situation ist ein eher schwacher Zusammenhalt der Talschaften, der lediglich durch die gemeinsame Sprache und Kultur aufrechterhalten wird. Somit



Die Sprachenkarte zeigt die frühere große Ausdehnung des ladinischen Sprachgebiets und den heutigen Stand mit den drei verbleibenden Sprachinseln: Graubünden, Dolomiten und Friaul.

müsste es im Interesse aller Ladiner sein, gerade diese kulturellen Verbindungen zu stärken, zumal die drei Länder, welche Anteil am ladinischen Territorium haben, oft unterschiedliche Zielsetzungen verfolgen.

Dreiteilung der kulturellen Systeme

In Wirklichkeit ist es aber so, dass gegenwärtig nur sehr bedingt von einer gemeinsamen Kulturpolitik für die Ladiner gesprochen werden kann; die einzige kulturelle Dachorganisation, die Union Generela, ist viel zu schwach und verfügt nicht über den nötigen Rückhalt, um eine gemeinsame Kulturtätigkeit kontinuierlich und in ausreichendem Maße betreiben zu können. Auch die neue Vereinigung der ladinischen Gemeinden, bestehend aus den Bürgermeistern aller 18 ladinischen Gemeinden, hat bisher kaum Akzente in der gemeinsamen ladinischen Kulturtätigkeit gesetzt.

Die Folge ist eine faktische Dreiteilung der kulturellen Systeme, den Provinzgrenzen folgend, die manchmal noch durch lokale Unterschiede und Probleme vertieft wird, sodass gewisse Tätigkeiten nur auf Tal- oder sogar auf Dorfebene begrenzt bleiben; die einzelnen Kulturinstitutionen scheinen mehr mit sich selbst und mit dem eigenen Kulturprogramm beschäftigt zu sein, als eine gemeinsame Perspektive zu verfolgen.

Auch fehlt es an einer längerfristigen Planung, welche gemeinsame verbindliche Zielsetzungen für alle Ladiner vorsehen würde. Am deutlichsten ersieht man das am Stocken des Sprachentwicklungsprojektes für die Ausarbeitung einer gemeinsamen Schriftsprache. Angesichts dieser nicht befriedigenden Situation im institutionellen Bereich würde man sich mehr Eigeninitiative von Basisgruppen oder alternativen Autoren erwarten, doch hat man feststellen müssen, dass auch diese vom lokalen Partikularismus angekränkelt sind und oft nicht den nötigen Durchhaltewillen besitzen, um allfällige Finanzierungs- und Organisationsschwierigkeiten auf die Dauer zu überwinden.

Im Vergleich zu anderen europäischen Minderheiten mangelt es also an Eigeninitiative und an der Bereitschaft, für die eigenen Ideale auch persönliche Opfer zu bringen. Nur so erklärt sich, weshalb die ladinischen Kulturtreibenden bis heute nicht einmal jene alternativen informatischen Instrumente ausreichend nutzen, die anderswo in der Welt von Minderheiten unter viel schwierigeren Umständen eifrig und erfolgreich verwendet werden.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, dass die ladinische Kultur manchmal in Richtung Bewahrung des Althergebrachten beziehungsweise ästhetischen Eskapismus abdriftet. Trotz alledem machen sich vereinzelte Initiativen von Künstlern, Schriftstellern, Musikern usw. bemerkbar, die den Anspruch auf Originalität, Kreativität und Innovation verfolgen.

Ein Ausblick

Bis vor wenigen Jahren wurde ladinische Kultur landläufig mit alpenländischer Volkskultur gleichgesetzt. Gegenwärtig gibt es einige gute Ansätze zu einer aktiveren ladinischen Kulturtätigkeit, bedingt durch die Rührigkeit einiger Gruppierungen und durch zumeist günstige materielle Rahmenbedingungen. Doch fehlt es diesen Bemühungen an Nachhaltigkeit; Aktionen und Initiativen werden geboren, entwickeln sich spontan und fallen oft in sich zusammen, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen. Dieses Herumexperimentieren bringt einzelne interessante Ergebnisse zutage, kann aber auf die Dauer eine durchstrukturierte Kulturtätigkeit im Rahmen eines voll funktionierenden Kultursystems nicht ersetzen.

Immerhin ist etwas Bewegung in die ladinische Kulturszene gekommen, nach einer Phase der Resignation und des Quietismus, die auf den Aufbruch der Siebzigerjahre gefolgt war. Neue Gruppierungen haben sich gebildet und tragen zur dialektischen Auseinandersetzung in der Literatur und in der bildenden Kunst bei, nicht ohne Erscheinungen des Partikularismus und des Sektierertums, was aber unvermeidlich ist und das kulturelle Umfeld nicht unwesentlich belebt.

Andererseits fährt die fest gefügte Ordnung der großen Dachverbände fort, die traditionellen Kunstgattungen zu beherrschen und zu prägen, obwohl auch hie und dort einige neue Strömungen und Tendenzen zutage treten, die Gutes versprechen.

Potenziale im künstlerischen Bereich

Etwas problematischer scheint im Moment die Situation der ladinischen Liedermacherszene, wo eine gewisse Routine eingerissen zu sein scheint. Hier tut eine Erneuerung der Inhalte und der Stile not, um die Initiativen wieder zu beleben.

Ein überdurchschnittlich hohes Potenzial scheint zur Zeit im Bereich der klassischen Musik zu liegen, das durch begleitende Maßnahmen, z. B. Einrichtung von musikalischen Spezialisierungen an den Mittel- und Oberschulen, noch weiter gefördert werden kann.

In der bildenden Kunst, die auf eine 400-jährige Tradition in der Holzbildhauerei zurückschauen kann, drängen neue Künstler und Gruppen auf den Markt, was durch eine Vielzahl an Ausstellungen und Aktionen zu erkennen ist.

Für ladinische Filmemacher ist der Markt sehr klein, ja, es bleibt lediglich die RAI Ladina als möglicher Auftraggeber, und auch ihr sind die Hände durch die Vorgaben der staatlichen Konvention gebunden. Diese zukunftsträchtige Gattung müsste unbedingt auch von größeren Vereinen und Kulturinstitutionen gefördert werden, auch um ein breiteres Publikum durch die elektronischen Medien zu erreichen. Überhaupt schiene mir eine intensivere Auseinandersetzung mit den neuen Medien wichtig, was andere Minderheiten, z. B. in Graubünden, bereits vormachen. Dazu zähle ich auch die Kunst der Fotografie, die einige hervorragende Künstler unter den Ladinern aufweist, welche aber wiederum von der Gunst der großen Verlage und Galerien abhängig sind, die allesamt außerhalb des ladinischen Kultursystems liegen. Im Unterschied zu anderen ladinischen Gebieten haben die Dolomitenladiner bisher kaum größere Projekte auf dem Gebiet der Comics und der Jugendliteratur gestartet.

Da wären wir beim zentralen Problem des Verlagswesens angelangt: Es erscheinen wohl jährlich einige ladinische belletristische Werke, meistens durch die Vermittlung der Schriftstellervereine, der Ladinervereine oder durch die Kulturinstitute. Diese Produktion findet eine mehr oder minder interessierte Aufnahme im lokalen Rahmen und belegt die dynamische Entwicklung der ladinischen Gegenwartsliteratur, deren Existenz aber außerhalb Ladiniens kaum wahrgenommen wird. Einige wenige Autoren brechen aus diesem engen Kreis durch Übersetzung oder durch die Wahl einer anderen Sprache aus. Ich bin überzeugt, dass es möglich sein müsste, die Anteilnahme der Literaturfreunde außerhalb Ladiniens zu wecken, wenn die anderssprachigen Medien und Kulturinstitutionen etwas mehr Aufmerksamkeit der ladinischen Sprachgruppe auch im Kulturellen widmen würden.

Ein konstitutiver Teil der Landeskultur

Das faktische Totschweigen der ladinischen Kultur in der breiteren Öffentlichkeit, wo diese oft schlichtweg mit Folklore verwechselt wird, steht einem positiven Austausch von Erfahrungen und Werken im Wege. Auch kann die Lösung nicht in der Angliederung ladinischer Kulturtreibender an anderssprachige Vereinigungen und Organisationen liegen, wo sie stets nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es müsste also das Bewusstsein heranreifen, dass die ladinische Komponente konstitutiv zur Kultur des gesamten Landes gehört und deshalb ernst genommen werden muss.

Die Sprachbarriere scheint dabei eher zweitrangig zu sein, weil Kultur solche Hindernisse leicht überwindet, wenn die Bereitschaft zum offenen Dialog unter gleichberechtigten Partnern besteht.

Von den ladinischen Kulturtreibenden hat man ironisch behauptet, sie würden die bildende Kunst und die Musik bevorzugen, gerade weil ihnen die Sprache kein ausreichend weit tragendes Mittel bietet, um ihre Botschaft zu vermitteln. Das mag wohl zum Teil stimmen, denn nicht selten geben es ladinische Schriftsteller nach einiger Zeit auf, nur auf Ladinisch zu schreiben, und bedienen sich dafür „größerer" Sprachen wie Deutsch, Englisch und Italienisch.

Dennoch bestreite ich entschieden die Aussage so mancher selbsternannter „Experten", die sogar die Eigenständigkeit der ladinischen Kultur leugnen bzw. nur auf die ladinische Sprache reduzieren. Ohne das wichtige Medium der ladinischen Sprache wäre auch die besondere Konzeption und Färbung der ladinischen Kunst, Musik usw. nicht vorstellbar. Bekanntlich ist Sprache mehr als nur ein Kommunikationsmittel; sie bedingt wesentlich das Entstehen der Gedanken, der Seinsart und des kreativen Prozesses im Allgemeinen.

*Sprache ist **mehr** als nur Kommunikation*

Auch bin ich überzeugt, dass die ladinische Kultur ohne weiteres mit den Gesetzmäßigkeiten und Chancen der Globalisierung auch in der Kultur vereinbar ist; und das nicht so sehr im Sinne eines exotischen Touchs in einer Allerweltskultur, sondern vielmehr durch Behauptung des eigenen Seins im globalen kulturellen Diskurs. Sprachlich-kulturelle Selbstaufgabe würde demnach keineswegs den Weg in die globale Weltkultur öffnen, sondern nur die Verflachung in der selbstverschuldeten Provinzialität und Bedeutungslosigkeit einläuten.

Die Ernennung der Dolomiten zum Weltnaturerbe seitens der UNESCO setzt meiner Meinung nach nicht nur den Schutz dieser unvergleichlichen Landschaft mit ihren sagenumwobenen bleichen Bergen voraus, sie bringt auch die Verpflichtung zum Schutz und zur Förderung der historisch gewachsenen Sprache und Kultur der Bevölkerung des Dolomitengebietes unzertrennlich mit sich.

Abzeichen der Catores: Mauerhaken und Seil. „Cator" ist die ladinische Bezeichnung für Steinhuhn.

Catores, Aiut Alpin und Lia da Mont

Ein vorbildlicher Sonderfall der Zusammenarbeit in Gröden

>> Ingrid Runggaldier Moroder

Die alpinen Vereine und Organisationen in Gröden stellen innerhalb der Südtiroler Vereinslandschaft eine Eigenheit dar. Ihrem Dasein geht eine bemerkenswerte Entstehungsgeschichte voraus, deren Ursprünge auf der besonderen Situation der ladinischsprachigen Bevölkerung des Tales beruhen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in Gröden keine örtlichen AVS- oder CAI-Sektionen. Die 1885 gegründete Sektion Gröden des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins war 1923 aufgelöst worden. Die Grödner Bergführer – darunter auch so bekannte Persönlichkeiten wie Batista Vinatzer oder Ferdinand Glück – waren allesamt CAI-Mitglieder. Auch für den CAI gab es jedoch in Gröden lediglich eine Vertretung des CAI Bolzano, der sich um die Einschreibung der 20 bis 30 Mitglieder kümmerte.

Erst im Jahr 1954 kam es dann in St. Ulrich fast zeitgleich zur Gründung sowohl einer lokalen AVS- als auch einer lokalen CAI-Sektion. Diese schlossen sich unmittelbar danach in der Vereinigung *Lia da Mont* zusammen. Den ladinischsprachigen Grödnern erschien der Zusammenschluss des „deutschen" Alpenvereins einerseits und des „italienischen" CAI andererseits als natürliche Lösung – auch um die während der Optionszeit zwischen Optanten und Dableibern gespaltene Bevölkerung nicht noch mehr zu scheiden, ja, um sie im Gegenteil wenigstens in der Liebe zu den Bergen wieder zu einigen.

Erster Ausschuss des Lia da Mont Gherdeina seit der Gründung im Jahr 1954.
Von links (sitzend): Batista Vinatzer, Flavio Pancheri, Hans Senoner. Stehend: Norbert Mussner, Alex, Heinrich und Bruno Moroder.
Fotos: Privatbesitz Ingrid Runggaldier Moroder

Die Gründung der Alpenvereinssektion Gröden am 4. Mai 1954 erfolgte, nachdem einige Grödner Bergfreunde (Batista Vinatzer, Flavio Pancheri, Peter Demetz da Fëur, Gerhard und Norbert Mussner) bei den entsprechenden Landesleitungen und Vorsitzenden vorstellig geworden waren.

Knapp zwei Monate später, am 27. Juni 1954, wurde auch die Sektion CAI Val Gardena offiziell gegründet. Mit der Gründung der beiden Grödner Sektionen des AVS und des CAI erfolgte praktisch auch der Zusammenschluss der beiden Vereinssektionen in der Dachorganisation der *Lia da Mont* – deren ladinischer Name wortwörtlich „Bergverein" bedeutet. Der Ausschuss der *Lia da Mont* bestand aus den Ausschussmitgliedern der beiden Sektionen des AVS und CAI.

Die Entstehung der Grödner Bergrettung und der bekannten *Catores* ist eine andere Geschichte. Sie erfolgte weitgehend unabhängig von den AVS- und CAI-Sektionen und doch in deren Rahmen. Nach dem Krieg, als der Tourismus sich langsam wieder zu erholen begann, kam es in den Grödner Dolomiten vermehrt zu Bergunfällen. Eine organisierte Bergrettung gab es damals jedoch noch nicht. Deshalb war die Rettung und Bergung von Verletzten und Bergtoten oft sehr problematisch. In seinem 1995 erschienenen Buch über die Grödner *Catores* schreibt Otto Senoner, dass zwischen 1945 und 1954 in Gröden nachweislich an die zwanzig Bergsteiger tödlich verunglückten und die Grödner Bergsteiger zu mindestens fünfzig Rettungseinsätzen ausrücken mussten. Sie waren dabei lediglich mit einer dürftigen Ausrüstung und wohl auch unzureichenden Erfahrung ausgestattet.

Zwei Bergunfälle erschütterten die Talbewohner ganz besonders: 1952 wurden am Gipfel des Langkofels drei Bergsteiger vom Blitz getroffen. Als der Bergführer Giuani Demetz da Iman am nächsten Tag nach ihnen suchte, fand er unter ihnen auch seinen toten Sohn. Bei einem weiteren Unglück im Jahr 1954 stürzten an der Vinatzerführe in der Nordwestwand der Stevia zwei junge Burschen – Luis Senoner und Robert Vinatzer – zu Tode. Sie waren dem Kindesalter kaum entwachsen.

Es war das Bedürfnis der jungen Kletterer, im Fall von Unfällen rasch Hilfe leisten zu können und die Rettungstechniken besser zu erlernen, das 1954 schließlich zur Gründung der Grödner Bergrettung führte. Die treibende Kraft war dabei der Bergführer und Meister des sechsten Grades Batista Vinatzer. Als Geburtshelfer und Berater des neuen Vereins wirkte Erich Abram, der gerade erst von der erfolgreichen italienischen K2-Expedition zurückgekehrt war.

Fast gleichzeitig mit der Bergrettung formte sich in Gröden die Klettergruppe der *Catores*. In zwei Sitzungen im Jahr 1954 wurden die Ziele des Vereins festgelegt, und zwar sollten die Bergsteiger

1. in einer Gruppe vereint werden
2. ihre alpintechnischen Kenntnisse verbessert sowie der Erfahrungsaustausch untereinander ermöglicht und optimiert werden
3. andere Bergbegeisterte unterstützen und sie in die Kletterpraktiken einführen
4. jenen Hilfe bringen, die sich in Bergnot befinden.

Batista Vinatzer wurde per Akklamation zum „ersten Mitglied" ernannt. 1955 fand dann die definitive Gründungssitzung statt. Die Gründungsmitglieder waren: Batista Vinatzer, Oscar Mutschlechner, Zenz Nocker, Flavio Pancheri, die Brüder Norbert und Filipp Prinoth, Franz Runggaldier, Otto Senoner und Edi Stuflesser. Pancheri wurde zum ersten Präsidenten des Vereins gewählt. Dieser Kern von Bergsteigern stellte sozusagen die Elite der Grödner Bergsteiger dar. Sie engagierten sich alle auch in der Bergrettung, der allerdings weitere 20 bis 25 Mitglieder angehörten. Ein Teil von ihnen war nach wie vor im CAI eingeschrieben, ein anderer im AVS, einige waren Mitglieder beider Vereine.

Die Grödner Bergrettung im Jahr ihrer Gründung. In der Mitte mit gemustertem Pullover: Erich Abram, daneben sitzt Batista Vinatzer.
Foto: Privatbesitz Ingrid Runggaldier Moroder

Zu den *Catores* gehören auch heute Bergsteiger von außergewöhnlichem Niveau: Adam Holzknecht, Hubert Moroder und die leider im Himalaja verstorbenen Carlo Großrubatscher und Karl Unterkircher sind nur einige Namen, die in den letzten Jahren internationale Bekanntheit erlangt haben.

Die Tatsache, dass die Spitzenkletterer der *Catores* sich seit jeher auch in der Bergrettung engagieren und dort ihre Erfahrung und Kompetenz einfließen lassen, hat der Grödner Bergrettung große Anerkennung gebracht und sie weit über die Dolomiten hinaus zu einem Begriff werden lassen. Vor allem hat sie sich schon früh durch ihre Pioniertätigkeit im Bereich der Flugrettung hervorgetan, die bereits während der 1970er- und 80er-Jahre unter dem Präsidenten Franz Runggaldier in Zusammenarbeit mit dem italienischen Heer begonnen und vorangetrieben wurde.

Mit der Professionalisierung und Spezialisierung in diesem Bereich ging 1990 aus der Grödner Bergrettung und den *Catores* auf Initiative von Raphael Kostner schließlich der bekannte *Aiut Alpin* hervor: ein Zusammenschluss aller Bergrettungsdienste im Dolomitengebiet. Der Zusammenschluss und die Zusammenarbeit haben in den Dolomiten Tradition – und sind Garantie für Erfolg.

Mit Berg-Persönlichkeiten wie Adam Holzknecht lebt die große Tradition der Catores fort.
Foto: A. Holzknecht

BergWelten

Gehört sie nun zu den Dolomiten oder nicht? Lange Zeit wurde die westlich der Etsch gelegene **Brentagruppe** gesondert behandelt. Heute ist die Brenta Teil der **Dolomiten-Welterberegion.** Kein Wunder, bestehen die Berge dort doch aus allerbestem Hauptdolomit. Die Italiener haben das schon immer gewusst, „Dolomiti di Brenta" heißt die Trentiner Felsbastion. Sie ist ein Paradies für Freunde des klassischen Kletterns und neuerdings haben sie auch die Biker entdeckt.

© R. Gantzhorn

Campanile Basso

Ein Spiegel der Alpingeschichte

>> Ewald Weiß

Was den Schweizern das Matterhorn, bedeutet der Campanile Basso in der Brentagruppe den Trentinern. Die jeweils besten Bergsteiger ihrer Zeit suchten Bestätigung an diesem unverwechselbaren Obelisken, die pathetische Begleitmusik dazu lieferte die europäische Geschichte.

Für die Hirten, die ihre Tiere ins abgelegene Massodikar hinauftrieben, war der abweisendste aller Brentazacken nur der niedrigere von zwei himmelstürmenden Kalktürmen, den sie völlig unromantisch Campanile Basso nannten. Im Sommer 1864 überschritt John Ball, Gründer des Alpine Club zu London, als erster Tourist die Bocca di Brenta; die ihm nachfolgenden Freunde Douglas Freshfield und Frank Fox Tuckett machten mit begeisternden Vorträgen ihre bergsteigenden Zeitgenossen auf diese wilden Zinnen aufmerksam, an denen es Abgründe gab, „grausiger als am Matterhorn".

1882 folgte der Bergsteigermaler Edward Th. Compton den Spuren seiner Vorgänger und verfasste eine Monografie dieser Berggruppe, die 1884 im Jahrbuch des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erschien und die Brenta damit deutschen Bergsteigern bekannt machte. Den Campanile Basso charakterisierte er wie folgt: „Letzterer ist unstreitig die überraschendste Gestalt unter dem ganzen Heer dieser wolkenspaltenden Zinnen. 300 Meter steigt der Campanile von allen Seiten frei in die Luft, ein stumpfer Obelisk auf unregelmäßig viereckiger Basis, und macht von der Tosa aus einen um so imposanteren Eindruck, weil das Auge die wirkliche Tiefe der beiderseitigen Einschnitte nicht ermessen kann."

Ehrgeizige Alpinisten gingen bald an die Eroberung der Brentazinnen, darunter viele aus Deutschland, wo norddeutsche Sektionen des DuOeAV sich die Brenta als „Arbeitsgebiet" auserkoren hatten. Der Leipziger Professor Karl Schulz betrat in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts mit Hilfe der Führer Bonifacio und Matteo Nicolussi aus Molveno zahlreiche Gipfel als Erster und prägte dem Campanile Basso einen neuen Namen, der im deutschen Sprachraum schnell Furore machte: Guglia di Brenta.

Die Brentagruppe lag auf dem Staatsgebiet von Österreich-Ungarn, wo es seit der bürgerlichen Revolution von 1848 unter der italienischen Bevölkerung gärte und vor allem das gehobene Bürgertum sich von einer Loslösung von Habsburg mehr Freiheit und Prosperität erhoffte. Die politische Bewegung der Irredenta (Die von Österreich Unerlösten) gewann zunehmende Kraft. Nicht wenige der Irredentisten waren heimatverbundene Bergsteiger, die sich in der Societá degli

„Es ist ein seltsamer, einsamer Berg. Die meisten anderen lösen sich gegen oben auf und gestatten leichtere Bewegungen. Nicht so die Guglia … Freie, offene Wände entscheiden hier alles." So Otto Ampferer, der Erstbesteiger des Campanile Basso – hier in der Ansicht von Südosten.
Foto: H. Blank

Alpinisti Tridentini (SAT) sammelten. Die Konkurrenz zwischen den deutschen Alpenvereinssektionen und der SAT wurde gerade in der Brenta unübersehbar, wo beide Gruppen in unmittelbarer Nachbarschaft ihre Schutzhütten errichteten. Schon um 1880 erbaute die SAT eine kleine Unterkunft für zwölf Personen, die Tosahütte, am zentralen Scheitelpunkt der Brenta in nächster Nähe des Campanile Basso – dessen Namen beizubehalten war für die Irredentisten so etwas wie ein politisches Programm.

Ein glühender Anhänger der Irredenta und Liebhaber der Brentaberge war Carlo Garbari aus Trient, der in den Neunzigerjahren mit seinem Führer Nino Pooli etliche Erstbegehungen und „italienische Erstbesteigungen" durchführte, so etwa 1896 die Südwand am Campanile Alto, welcher schon 1884 von Gottfried Merzbacher aus München erstbestiegen worden war. Bei dieser Gelegenheit konnte er die unnahbaren Wände des Campanile Basso aus der Nähe studieren und die Gangbarkeit dieses abweisenden Obelisken erwägen.

Die Verzweifelten

Die Erstbesteigung dieser widerspenstigen Nadel galt gleichsam als politisches Fanal und sollte den italienischen Widerstand symbolisieren. Der Aufstieg musste förmlich erzwungen werden – und zwar mit allen Mitteln. Vom Standpunkt der Klettertechnik aus war Garbari geradezu revolutionär: Er führte neben den gerade in Gebrauch kommenden Eisenhaken auch noch einen Hammer mit. Für gewöhnlich wurden die „Bilderhaken" damals mit Hilfe von Steinen oder dem Eispickel eingetrieben. Neben dem bewährten guten Kletterer Pooli wurde der Dolomitenführer Antonio Tavernaro engagiert, der schon in der Palagruppe zahlreiche schwierige Unternehmungen begleitet hatte. Pooli, der im Vorjahr am Campanile Alto eine Stelle des vierten Grades erkletterte, übernahm am 12. August 1897 sogleich die Führung beim ersten ernsthaften Angriff und bewies schnell seine Fähigkeiten, als er die nach ihm benannte Wandstufe über dem Einstieg an der Südwand überkletterte – mit Schwierigkeitsgrad IV+ damals die obere Grenze des Machbaren.

Zielstrebig gelangte die Dreierseilschaft zu einer äußerst exponierten Kanzel an der Nordwestkante des Gipfelturms, wo inmitten glatter Wände und gelber Überhänge kein Weiterkommen mehr möglich schien. Mit letzter Kraft versuchte Pooli noch einen Aufstieg an der gelben Westwand und scheiterte 15 Meter unter dem Gipfel. In greifbarer Nähe des Sieges duckte sich Tavernaro unter den Wutausbrüchen des jähzornigen Garbari, der seinerseits den verzweifelt kämpfenden Nino Pooli beschimpfte und gar mit einem Revolver bedrohte: Gipfel oder Leben! Doch es half nichts, Pooli konnte mit letzter Mühe noch einen Haken für den Rückzug eintreiben und ließ sich daran zum Standplatz hinab. Der endgültig geschlagene Garbari hinterließ einen Steinmann mit Karte. Nach dem Rückzug der gedemütigten Trentiner galt der Campanile Basso als unersteigbar.

Der aus Covelo bei Trient stammende Nino Pooli wurde zwar als „Träger" engagiert, zählte jedoch zu den besten Kletterern seiner Zeit, der selbst die obere Grenze des fünften Schwierigkeitsgrads erreichte. Am Campanile Basso erinnert die nach ihm benannte Einstiegswand des Normalweges an seine Pionierleistung an diesem Berg.
Foto: ALP Nr. 87

Die Eroberer

Mitte August 1899 verließ in den Abendstunden eine kleine Gruppe tatendurstiger Tiroler das verschlafene Molveno in Richtung Val delle Seghe. Otto Ampferer, Karl Berger, Willy Hammer und Otto Melzer hatten sich vorgenommen, endgültig den Schleier der Jungfräulichkeit vom stolzen Massiv des Campanile Basso zu reißen. Siegessicher führten sie eine lange Holzstange mit, die auf dem Gipfel aufgepflanzt werden sollte. Noch in der Nacht stiegen sie ins nebelverhangene Massodikar hinauf, um am nächsten Morgen unverzüglich das begehrte Ziel anzugreifen. Über den düsteren Kamin eines angelehnten Vorzackens gelangten die vier schnell an die ostseitige Massivwand des Campanile, doch da passierte schon das erste Unglück – Melzer renkte sich den Arm aus und konnte von seinen Begleitern mit Hilfe der Holzstange gerade noch auf sicheren Grund gebracht werden; er und Hammer beobachteten den weiteren Aufstieg von Ampferer und Berger, die sich durch den Vorfall nicht aufhalten ließen. Bald fanden die beiden den von Garbari zurückgelassenen Hammer, welcher an einem herausgemeißelten Felsköpfchen hing. War der Campanile gar schon erstiegen? Sie wussten nichts von ihren erfolglosen Vorgängern, die zwei Jahre zuvor an der Gipfelwand gescheitert waren. Zügig erreichten sie das große Schuttband, welches die Nordflanke des Turms umgürtet, und fanden wieder entmutigende Spuren ihrer Vorgänger – geleerte Weinflaschen. Von schrecklichem Durst gequält kletterten sie weiter durch den kühlen Kamin der Westwand bis zu einem Schuttfleck mit einem Steinmann. Sie fanden die zurückgelassene Karte, auf der Carlo Garbari notiert hatte: „Wer wird diese Karte erreichen? Dem wünsche ich mehr Glück!" Ampferer und Berger durchfuhr ein schauriges Glücksgefühl – der Berg war noch nicht bezwungen!

Die schwere Holzstange ließen sie auf dem Absatz liegen und versuchten mit Hilfe von Hammer und Haken der abweisenden Gipfelwand einen Ruhepunkt abzutrotzen. Berger versuchte höher zu kommen und stürzte beinahe, dann schaute Ampferer etwas tiefer um die Ecke in die lotrechte Nordwand: Grauer Fels in einer flachen Einbuchtung versprach dort Hoffnung. Von fürchterlichem Durst geplagt und umbrandet von düsterem Gewölk machten sich die beiden an den Rückzug. Ihre Freunde Hammer und Melzer empfingen sie unten mit einem frischen Schluck Wasser.

Nach einem Ruhetag griffen Ampferer und Berger erneut nach der widerspenstigen Zinne. Einen ganzen Tag lang hatten sie sich vorher die Routenführung fieberhaft eingeprägt, umso schneller stürmten sie jetzt über das bekannte Gelände empor. Doch wieder ein Zwischenfall – noch weit unten stürzte Berger durch einen ausbrechenden Tritt und fiel direkt auf Ampferer, der ihn gerade noch auffing. Ampferer blutete an Händen und Nase, doch die Stürmer ließen sich nicht beirren. Ihre Motivation war hervorragend und ohne zu zögern querte Ampferer an der vor zwei Tagen gefundenen Stelle in die abdrängende Nordwand. Es gelang ihm, einen sicheren Felshaken zu setzen und mit vereinten Kräften die entscheidende Passage zu überwinden. Pfeifend und singend erklommen die ersten Menschen den flachen Gipfel der Guglia, euphorisch über den Sieg schmetterten die stolzen Eroberer die „Wacht am Rhein" – es war der 18. August 1899.

Die Nachfolger

Bald galt die Guglia als einer der schwierigsten Alpenberge – der Begriff „Sportkletterei" war untrennbar mit ihr verbunden. Die Besten der Zeit suchten ihre Bestätigung an den Schwierigkeiten. Um 1900 standen die Münchener Hans Pfann und Hans Leberle als zweite Seilschaft am Gipfel, im August 1901 folgten die Wiener Hanns Barth und Ludwig Geißler; das Jahr 1902 sah schon drei Partien erfolgreich: Joseph Ittlinger und Friedrich Gebhardt am 17. August, Dr. Georg und Kurt Leuchs am 31. August und als sechste Seilschaft am 26. September G. B. Piaz und den Tierser Bergführer Franz Wenter, dieser allerdings im Nach-

Dem Innsbrucker Geologen Otto Ampferer (1875–1947) gelang 1899 der entscheidende Vorstoß bis zum Gipfel. Die nach ihm benannte Gipfelwand beeindruckt auch heute noch mit steiler, ausgesetzter Kletterei im fünften Grad. Ampferer selbst gab wenige Jahre nach der Erstbegehung des Campanile Basso unter dem Eindruck des Bergtodes seines Freundes Otto Melzer das Klettern auf.
© Alpenverein-Museum Innsbruck

Fels-Pioniere: Rudolf Fehrmann, Paul Preuß und Hans Dülfer.
© Alpenverein-Museum Innsbruck

Die „Guglia“ in einem Gemälde von Gustav Jahn (um 1905).
Foto: H. Slupetzky

In der Ansicht von Westen offenbart sich die großartige Linie der Fehrmann-Verschneidung. Sie endet auf der großen Schulter am „Stradone Provinciale“. Die Risse, die von dort weiter zur „Ampfererwand“ leiten, sind gut zu erkennen.
Foto: H. Blank

stieg. Wenter war der erste autorisierte Bergführer, der die Guglia betrat und sie später noch oft mit anderen Partien erkletterte. Der 11. August 1903 sah zwei Seilschaften zugleich am Werk: den Wiener Bergmaler und Grafiker Gustav Jahn mit Otto Laubheimer und den Kufsteiner Bergführer Joseph Ostler mit Franz Wenter in Begleitung der Wienerin Vineta Mayer; zum ersten Mal stand damit eine Frau auf dem flachen Haupt der kühnsten Brentazinne. Bei dieser achten Begehung schleppte Ostler die von den Erstbesteigern zurückgelassene Holzstange mit auf den Gipfel.

Joseph Ostler kehrte nach mehreren anderen Brentatouren am 30. August zur Guglia zurück, diesmal als Alleingänger. Über die von ihm wiedereröffnete Einstiegsroute von Pooli vollbrachte er mit der elften Besteigung zugleich die erste Alleinbegehung und die erste Rekordzeit: 2 Stunden im Auf- und 1.45 Stunden im Abstieg. Immer mehr Besucher verzeichnete das Gipfelbuch in den kommenden Jahren, die Guglia wurde ein Modeberg und langsam bröckelte ihr Mythos.

Die Ehre des Nino Pooli

Im Sommer 1904 betrat die Seilschaft Paul Hübel, Dr. A. Heckel und Hugo Held den Gipfel des Campanile Basso, nachdem Hübel zuvor an der Umkehrstelle von Poolis Versuch, ebenso wie zuvor Ampferer und Berger, gescheitert war. In seinem Buch „Führerlose Gipfelfahrten“, das 1926 erschien, schrieb Hübel: „Über dem geräumigen Gipfelplateau flatterte vom Sturm gepeitscht die kleine Flagge, welche von Wind und Regen zerschlissen nur noch schwer die deutschen Farben erkennen ließ …“ und weiter „… waren es doch bis jetzt nur deutsche Männer, die erobernd den Fuß auf diese weltverlorene Zinne setzten …“ Deutschnationales Pathos allenthalben. Doch kurz nach Hübels Besuch tauchte ein alter Recke wieder an der Stätte seiner Niederlage von 1897 auf: Nino Pooli. Wie sehr musste die Demütigung von damals an ihm genagt haben, wie schwer die Last der Niederlage diesem wagemutigen Kletterer auf dem Selbstbewusstsein gelegen haben – am 31. Juli 1904 nahm er mit dem Gefährten Riccardo Trenti den Kampf noch einmal auf. Wieder ging er die Gipfelwand an seinem alten Rückzugspunkt an – und stand erfolgreich am Gipfel, nachdem er Schwierigkeiten des oberen fünften Grades überwunden hatte. Das war zu jener Zeit die wahrscheinlich schwierigste Kletterstelle der Ostalpen!

Nach und nach mischten sich auch wenige italienische Seilschaften unter die Besucher, wie 1908 Luigi Scotoni und Guido Lubich, die die italienische Trikolore hissten, doch die überwiegende Zahl der Kletterer waren Deutsche oder Österreicher. Dementsprechend gab es 1909 den ersten Bergtoten an der Guglia, es war der Chemnitzer Gustav Barthel. Bis zum Ersten Weltkrieg blieb die Guglia fest in deutscher Hand, wenn man von der Gipfelvariante des britischen Alpinisten Charles Meade und seines französischen Führers Pierre Blanc aus dem Jahre 1909 absieht.

Ein Amerikaner und ein Sachse

Oliver Perry-Smith war ein Draufgänger, der sich schon 1906 mit der Matterhorn-Nordwand anlegen wollte. Mit dem Dresdner Rudolf Fehrmann bildete er eine bestens eingespielte Seilschaft, die im Elbsandsteingebirge die damaligen Grenzen des Menschenmöglichen im Klettern auslotete. Bei alpinen Unternehmungen war stets Perry-Smith der Initiator, Fehrmann der ruhende, auf Sicherheit bedachte Pol des Teams. Als „schwierigster Berg“ der Alpen zog natürlich die Guglia das Interesse der Besten auf sich, wo 1908 die beiden Elbsandsteinkletterer zunächst den Normalweg erkundeten. Fehrmann baute einen Verhauer in böses Gelände und bat Perry, sich der Gefahr wegen auszubinden, worauf dieser losbrüllte: „Was du denkst, was ich bin, ein Mensch oder ein Vieh? Entweder ich halte dich, oder ich falle mit!“ Nervenstark wandten sie sich danach ihrem eigentlichen Projekt zu, der noch undurchstiegenen Südwestverschneidung. Perry-Smith führte die gesamte Route, die seltsamerweise als Fehrmann-Verschneidung berühmt wurde, obwohl sich Perry-Smith diesmal, entgegen ihrer Abmachung, immer in alphabetischer Folge vorzugehen, als Erster ins Gipfelbuch eingetragen hatte.

Ein Herr mit strengen Grundsätzen

Im Juli 1911 machten Paul Preuß, dessen Schwester Minna und Schwager Paul Relly der Guglia ihre Aufwartung. Preuß war in der Form seines Lebens, wenige Tage zuvor führte er im Alleingang eine Begehung der Piazroute an der Westwand des Totenkirchls im Kaisergebirge durch, welche zu jener Zeit als schwierigste Kletterei der Ostalpen gehandelt wurde. Am 28. Juli 1911 standen die drei unter der kompakten Ostwand der Guglia, und Paul Preuß – er kam, sah und siegte! Während Schwester und Schwager am Ringband warteten, fand er in einem fulminanten Solo mit animalischem Spürsinn die Schwachstellen des sicherungsfeindlichen Terrains, das nur wenige Ruhepunkte bot. Nach zwei Stunden stand er erfolgreich am Gipfel und kletterte wieder den Normalweg ab, den er nicht kannte. Bis zuletzt hatte er sein Projekt selbst vor engen Freunden geheim gehalten.

Am 31. Juli 1911 stiegen Preuß und Relly als zweite Seilschaft über die Fehrmann-Verschneidung zur Schulter und weiter zum Gipfel, um über die Ostwand und die Bergerwand wieder abzuklettern; dies war die erste Gesamtüberschreitung der Guglia. Preuß demonstrierte sein überragendes Können und blieb dabei einem seiner Grundsätze treu, der besagte: Das Maß der Schwierigkeiten, die ein Kletterer im Abstieg sicher beherrscht, muss die obere Grenze dessen darstellen, was er sich im Aufstieg zutrauen darf.

Die strengen Grundsätze des Paul Preuß wurden nie populär, weil sie von gar zu vielen Bergsteigern Verzicht gefordert hätten, heute sind sie nur noch Alpingeschichte. An seiner berühmtesten

Die eigentlich zu Unrecht nach Rudolf Fehrmann benannte Südwestverschneidung bietet klassische Verschneidungs- und Risskletterei im unteren fünften Schwierigkeitsgrad. Von der großen Schulter geht's dann entweder am Normalweg oder in der Ostwand („Preuß") weiter bis zum Gipfel.
Fotos: R. Gantzhorn

Route, am Campanile Basso, lebte er seine Regeln vor, und in Italien genießt er immer noch einen geradezu mythischen Ruf. Sein italienischer Biograf Severino Casara adelte den später in Deutschland zeitweise Totgeschwiegenen zum „Cavaliere della montagna" (Ritter der Berge). Wenige Tage später folgte ein anderer Protagonist des Felskletterns Preuß' Spuren: Hans Dülfer. Am 5. August und nochmals am 7. hatte er sich als Alleingänger ins Gipfelbuch der Guglia eingetragen (85. und 87. Besteigung). Hatte er selbst ein Projekt an der Guglia, war er seinem Konkurrenten Preuß gefolgt?

Ein Berg mit Weltruhm

Fünfzehn Jahre nach der Erstersteigung ist die Guglia di Brenta zum Monument alpinistischer Selbstbestätigung kristallisiert. Wer Rang und Namen hat, wer etwas werden will oder schon ist, alle kommen, um sich hier zu verewigen. Auch diverse Damen sind darunter wie Beatrice Tomasson mit ihrem Führer Angelo Dibona oder die berühmten Baronessen Ilona und Rolanda Eötvös aus Ungarn mit ihren Führern Antonio Dimai und Agostino Verzi (66. Besteigung am 19. August 1909); am selben Tag eröffneten Charles Meade und Pierre Blanc ihre neue schwierige Variante über die Südwand des Gipfelturms. Die Eroberer des „Fingers Gottes" (Charles Meade) sind international – doch keine internationale Seilschaft. Imperiales Getöse und nationalistische Sticheleien, Fahnenschwenken und Gipfelbuchschmierereien – im Grummeln der Brentagewitter ließ sich der Kanonendonner des nahenden großen Krieges schon erahnen.

Das „deutsche Zeitalter" am Campanile Basso ist 1918 beendet, doch viele der Akteure treten schon vorher von der Bühne des alpinen Geschehens ab: Otto Ampferer beendet seine Kletterkarriere bereits 1902, er wird ein renommierter Geologe werden. Paul Preuß stürzt im Oktober 1913 am Nördlichen Manndlkogel im Gosaukamm zu Tode, er war seinen Grundsätzen bis zuletzt treu geblieben und wurde nur 27 Jahre alt. Hans Dülfer fällt als Kriegsfreiwilliger im Juni 1915 bei Arras im Alter von 22 Jahren, fast auf den Tag genau drei Jahre nach seiner grandiosen Durchsteigung der Fleischbank-Ostwand. Karl Berger wird im August 1915, beinahe in Sichtweite seines einstigen Sieges, Opfer eines tragischen Zwischenfalls und stirbt bei einem Patrouillengang durch die versehentlich gelöste Kugel eines Kameraden.

Die Nachfolger

Mit seiner Ostwandroute von 1911 hatte Preuß hohe Maßstäbe gesetzt. Es dauerte ganze dreizehn Jahre, bis seine Tour am Campanile Basso die ersten Wiederholer sah. Am 5. August 1924 waren die Tiroler Hans Buratti, Karl Aichner und Franz Bernardi aus Innsbruck erfolgreich. Bereits 1921 hatte Buratti an der Laurinswand im Rosengarten eine äußerst schwierige Route eröffnet, bei der moderne Klettertechnik wie Fortbewegungshaken und Seilzug zur Anwendung kam und er so zu einem Vorreiter der neuen Methoden Dülfers in den Dolomiten wurde.

Am 12. August 1927 versuchten sich Pino Prati und Giuseppe Bianchi an der Ostwand mit der ersten italienischen Wiederholung der Preußroute. Doch da geschah die Katastrophe: Prati und Bianchi stürzten beide aus der Wand. Die genaue Ursache des Unfalls konnte nie festgestellt werden, aber Spuren an Pratis Hand zeugten davon, dass er wohl versucht hatte, den Sturz seines Kameraden abzufangen. Prati war erst 24 Jahre alt und Student an der Technischen Hochschule Turin, wo er in diesem Jahr seinen Abschluss machen wollte. Schon 1926 veröffentlichte er seinen Brentaführer, das erste grundlegende Werk über diese Gebirgsgruppe, welches später von Ettore Castiglioni weitergeführt wurde. Für die Trentiner Bergsteiger war der Tod Pratis ein Schock, da der ernsthafte Mann allseits beliebt und hoch angesehen war. Von da ab war die Preußroute nicht nur berühmt und berüchtigt, sondern auch gefürchtet. Einen Fehler durfte sich in dieser Klettertour keiner leisten! Im Sommer 1930 zählte die „Preuß" erst fünf Begehungen insgesamt, die vierten Wiederholer waren die Münchner Willi Leiner und Toni Schmid. Beide waren keine unbeschriebenen Blätter, Leiner gelang 1928 mit Leo Rittler eine Direktvariante von Solleders Route an der Civettawand; Toni Schmid durchstieg im folgenden Jahr mit seinem Bruder Franz erstmals die Nordwand des Matterhorns.

Das „italienische" Zeitalter

In den Dreißigerjahren gingen neue Sterne über der Kletterszene des Trentino auf, es waren die Geschwister Graffer aus Trient. Am 24. August 1933 machten Giorgio und Rita Graffer von sich reden, als sie unmittelbar rechts der Preußroute eine kühne Erstbegehung an der senkrechten Nordostkante des Campanile Basso ganz im Stil des Altmeisters Preuß verwirklichten. Ab dem großen Ringband „Stradone Provinciale" bewältigten sie die 130 m hohe Kante ohne jegliche Zwischensicherungen in teilweise brüchigem Fels und anhaltenden Schwierigkeiten im V. Grad in fünf Stunden. Zu diesem Zeitpunkt war die „kleine" Grafferkante die ernsthafteste Tour der gesamten Brenta, schwieriger als die „Preuß" und genauso frei. Ein Jahr darauf durchstieg Rita Graffer mit ihrem jüngeren Bruder Paolo am 20. Juli 1934 als Seilerste die Preußroute! Rita Graffer war erst 22 Jahre alt, ihr kleiner Bruder Paolo sechzehn. Diese Leistung der jungen Trentinerin darf als eine der ganz großen in der Geschichte des Damenalpinismus gewertet werden. Selbst die einschlägigen Lokalmatadore machten damals einen Bogen um die Preußroute.

Eine Woche später eröffnete Giorgio Graffer mit seinem Gefährten Antonio Miotto am 27. Juli 1934 an der Südwestkante der Westschulter die erste bedeutende Route des VI. Grades am Campanile Basso. Die Erstbegeher verwendeten zwölf Haken und leiteten eine neue Epoche ein.

Wer Preuß' Spuren in der steilen, kompakten Ostwand folgt, darf auch 100 Jahre nach der Erstbegehung noch ehrfurchtsvoll erschaudern: Hier wartet anspruchsvolle, nachgerade „moderne" Freikletterei im besten Sinne des Wortes.
Fotos: R. Gantzhorn

„Welträtsel aus Stein". Die Brentanebel geben die Brenta Alta und den Campanile Basso frei.
Foto: R. Gantzhorn

Giorgio Graffer absolvierte an der Fliegerschule in Caserta eine Ausbildung zum Kampfpiloten und wurde Offizier. 1940 kam er bei einem Luftkampf über Albanien ums Leben, er wurde nur 28 Jahre alt. Antonio Miotto fiel bereits früher im Spanischen Bürgerkrieg. Giorgio Graffer wurde posthum mit einer jener Goldmedaillen geehrt, die der „Duce" Mussolini 1933 für herausragende Olympioniken, Bergsteiger und Flieger ausgelobt hatte. Damals wurde das Extrembergsteigen von den Faschisten zur nationalen Ehrensache erhoben und die parteigebundene Presse triumphierte, dass man die Deutschen jetzt endgültig überrundet habe. In der Tat wurden 1934 die schwierigsten Dolomitentouren ausschließlich von Italienern eröffnet.

Die Schlacht um den VI. Grad

Am Campanile Basso hatte im Sommer 1933 eine deutsch-italienische Seilschaft das Tor zum VI. Grad aufgestoßen. Andreas Heckmair und Sepp Emmer begingen mit der Trentinerin Maria Casé eine Direktvariante von der Fehrmann-Verschneidung über die Südwand zum Gipfel, indem sie den engen Schlusskamin nach rechts umgingen und über feingriffige Platten nach drei Seillängen um die Südwestkante in die senkrechte gelbe Südwand querten. In dieser stiegen sie direkt zur Meadevariante hinauf und mussten dabei einige Passagen VI. Grades überwinden.

Giorgio Graffer (1912–1940), der Wegbereiter des VI. Grades am Campanile Basso.
© E. Weiss

Am 22. Juli 1934 bewältigten Matteo Armani und Ettore Gasperini-„Medaia" die Nordwand von ganz unten und erreichten ebenfalls den VI. Grad. Schönheitsfehler dieser Route war der Ausstieg über die Ampfererwand des Normalwegs. Armani zählte damals zu den führenden Brentakletterern und bereicherte die Gruppe mit einigen schwierigen Anstiegen, von denen die Westverschneidung am Croz dell Altissimo heute den meisten Respekt genießt. Am 22. August 1935 fand er mit seinem Gefährten Cornelio Fedrizzi einen neuen Weg durch die abweisende Südwand des Campanile Basso, mit einem Seilquergang und einigen anspruchsvollen technischen Passagen. Wie die Heckmair-Variante zum Gipfel fanden auch die Anstiege von Armani kaum Anklang bei Wiederholern und gerieten in Vergessenheit.

Im Gegensatz dazu wurde die „große" Grafferkante auf die Schulter später zu einem der beliebtesten Klassiker unter den Extremtouren am Campanile Basso, was zu einer Verfünffachung der Hakenanzahl und einer Abwertung der Schwierigkeit auf V+ führte. Auch die am 7. August 1937 von Pino Fox und drei weiteren Kameraden erstbegangene Südostkante links der Preußroute entwickelte sich zu einem begehrten Klassiker. Bei der Erstbegehung der Foxkante wurden neun Haken verwendet, heute steckt etwa das Doppelte an Material. Bereits am Vortag wiederholte Fox mit Marcello Friedrichsen erstmals die „Via delle Guide" am Crozzon, welche 1935 von Bruno Detassis und Enrico Giordani mit fünfzehn Haken erobert wurde. 1937 stattete Raffaele Carlesso dem Campanile Basso einen Besuch ab und beging in weniger als einer halben Stunde die Preußroute allein.

Wie bei allen Marksteinen der Alpingeschichte wurden im Laufe der Zeit auch hier alle Spielarten des Klettersports eingeführt. 1936 absolvierte Emilio Comici sein Meisterstück in den Sparten Speedclimbing und Freesolo. Im Sommer dieses Jahres diente er als Ausbilder bei einem Bergführerlehrgang der Alpinitruppe, der auf der Tosahütte abgehalten wurde. Seit der Erstdurchsteigung der Nordwand der Großen Zinne im August 1933 war Comici bekannt wie ein bunter Hund, erntete jedoch mehr Kritik als Anerkennung. Er wurde als bedenkenloser Nagler geschmäht und manche behaupteten gar, er könne gar nicht „richtig" klettern, was ihn gewaltig wurmte. Als auch einige Lokalmatadore der Brenta über ihn herzogen, entschloss er sich zu einer Probe aufs Exempel. In 1.14 Stunden turnte er die Fehrmann-Verschneidung hinauf und anschließend in 22 Minuten über die Preußwand zum Gipfel. Er setzte noch eins drauf und kletterte den Abstieg komplett über Ampfererwand und Pooliwand ab. Danach verstummten die Kritiker.

1934 machte auch die Damenwelt mobil: Der Normalweg am Campanile Basso erlebte die erste reine Frauenseilschaft mit den Französinnen Alice Demesmé und Micheline Morine. Am 30. Juli 1938 erfolgte die erste Wiederholung der Grafferkante an der Schulter durch Bartl Zweckstätter und C. Stauner. Am 4. August 1940 drängten sich etliche Besucher auf dem Gipfel, und den Ruhm der tausendsten Besteigung sicherten sich die Trentiner Marcello Friedrichsen, Paolo Graffer und Gino Pisoni. Dann warf der Zweite Weltkrieg seine düsteren Schatten und es wurde still in den Bergen. Doch schon 1944, als die deutsche Wehrmacht eine blutige Spur durch Norditalien zog und erbitterte Kämpfe zwischen Partisanen und Faschisten tobten, wagten sich Guido Leonardi und Marino Stenico in die Südwand und wiederholten erstmals die Armaniroute.

In der Nachkriegszeit verewigte sich Bruno Detassis, später legendärer Hüttenwirt des Rifugio Brentei, zusammen mit Serafino Serafini am 23. Februar 1949 mit der ersten Winterbesteigung des Campanile Basso in den Annalen der Brentageschichte. Obwohl Detassis einige der bedeutendsten Brentaklassiker des VI. Grades hinterließ, trat er am Campanile Basso nicht als Neulandsucher in Erscheinung.

Anders als der eher traditionell orientierte Freikletterer Detassis, der beim Klettern mit wenigen Haken auskam, profilierte sich Marino Stenico als Protagonist moderner Hakenkletterei und fand dabei die Verwendung von Trittleitern ganz praktisch. Im August 1947 eröffnete er mit Marco Franceschini an der Nordwestkante der Schulter eine Neutour, an der erstmals ein Biwak erforderlich wurde. Er benannte die Route nach seiner Tochter „Via Christina". Am 6. August 1951 tauchte hier wieder ein Innsbrucker auf: Es war Hermann Buhl, zwei Jahre vor seinem grandiosen Erfolg am Nanga Parbat.

Die Geschichte am Campanile Basso war aber damit noch nicht zu Ende, es ging weiter mit Wintererstbegehungen, Hakentouren im Bigwall-Stil, Klemmkeilen und dem VII. Grad – aber das ist eine andere Geschichte.

Literatur und Quellen:

ALP Nr. 87 (1992).

Benedetti, Marco; Decarli, Riccardo u. a.: Campanile Basso, Ausstellungskatalog zum Jubiläum 100 Jahre Erstbesteigung. Hrsg. APT Dolomiti di Brenta und APT Madonna di Campiglio, Pinzolo und Val Rendena.

Berger, Karl: Die Erstbesteigung des Campanile Basso in drei Beiträgen, ÖAZ 1900 Nr. 553, 554, 555.

Buscaini, Gino, und Castiglioni, Ettore: Reihe Guida dei Monti d'Italia, Dolomiti di Brenta, Milano 1977.

Comici, Emilio: Alpinismo eroico, Vivalda Editori, Torino 1996.

Hübel, Paul: Führerlose Gipfelfahrten, München 1926.

Messner, Reinhold (Hrsg.): Freiklettern mit Paul Preuß, München 1986.

Piaz, Tita: Dolomiten meine Freiheit, Bern, Stuttgart 1966.

Österreichische Alpenzeitung (ÖAZ) zu Pino Prati: ÖAZ Nr. 1066, Okt. 1927; zur Nordostkante: ÖAZ Nr. 1138, Okt. 1933; zur Goldmedaille: ÖAZ Nr. 1142, Febr. 1934.

Ein Teil dieses Beitrags wurde bereits in „Panorama" 5/99 veröffentlicht.

Brenta alpin

Die großen Kletterklassiker

>> Ralf Gantzhorn

Wilder und unmittelbarer als in den Dolomiten ragen die riesigen Wände und schlanken Nadeln aus schotterigen Karen empor. Fast scheint es, als hätte die Natur sich westlich der Etsch ein Modell gebaut für die große Schau auf der anderen Seite des Flusses. All das, was die Dolomiten in ihrer lichten Großartigkeit ausmachen, ist in der Brenta auf engstem Raum versammelt. Ein Eldorado für Kletterer, aber beileibe kein Anfängergebiet.

1000 Meter mächtig wurde das Gestein hier einst in tropischen Flachwassern abgelagert, heute ragt es in der östlich der Adamellogruppe und nördlich der Gardaseeberge gelegenen Brentagruppe bis maximal 3173 Meter über dem Meeresspiegel auf. Cima Tosa nennt sich der höchste Punkt. Und ironischerweise befindet sich ausgerechnet hier, inmitten einer der felsigsten Gebirgsgruppen der Alpen, die längste Eisrinne der Ostalpen. Bei einer Gesamtlänge von ca. 900 steilen Höhenmetern gehört die „Canalone di Tosa", die Nordeisrinne, zu den letzten großen, auch den ganzen Sommer normalerweise möglichen Eisanstiegen. Ein Unikum nicht nur in der Brenta, sondern in den ganzen Dolomiten. Aber wenden wir uns dem umgebenden Fels zu, denn seinetwegen kommt man normalerweise hierher.

Fest, rau, rissig und griffig ist das formgebende Gestein, der Haupt-Dolomit – der Stoff, aus dem Alpinistenträume sind. Die Wände sind steil, die Brenta ist kein Anfängergebiet, eine der wenigen lohnenden und dabei trotzdem nicht zu schwierigen Touren ist die „Kiene" in der Südwand des Castelleto Inferiore (2601 m) oberhalb der Tuckettthütte. Wer sich durch den unteren, mit V bewerteten Risskamin geklemmt und gespreizt hat, wird in den oberen zwei Dritteln der Wand mit einigen herausragend schönen Seillängen in sonniger Lage belohnt. Das war's dann aber auch schon im Umfeld der Tuckettthütte.

Val Brentei

Kletterer, die sich nur ungern horizontal bewegen und dies eher als eine Art prähistorische Fortbewegungsart ansehen, wählen als Ausgangsort besser das Rifugio Brentei in der zentralen Brenta im Val Brentei, nur wenige Wanderstunden von Madonna di Campiglio entfernt. Von hier ist nahezu jedes der großen Kletterziele innerhalb der Gruppe erreichbar, ob Crozzon di Brenta, die beiden Campanile Basso und Alto oder die Brenta Alta: Sie alle stehen Spalier in einem weiten Halbkreis um die Hütte. Und selbst wenn man auf dem Weg zu der einen oder anderen Tour an einer anderen Hütte vorbeikommt (was im ungewöhnlich dichten Hüttennetz der zentralen Brenta durchaus vorkommt), mehr als zwei Stunden geht man von der Brenteihütte (mit Ausnahme ins Val d'Ambiez) zu keiner der nachfolgend vorgestell-

Ein verheißungsvoller Tag beginnt: in der zweiten Seillänge der Fehrmann-Verschneidung am Campanile Basso. Crozzon di Brenta, Cima Tosa und Cima Margherita stehen Spalier im Hintergrund.
Alle Fotos: R. Gantzhorn

ten Touren. Und so hatte sich auch Bruno Detassis (1910–2008), ungekrönter Kletterkönig der Brenta, genau diese Hütte als Ausgangsort für seine Touren ausgesucht, kaschiert allerdings durch die Tatsache, das Refugium offiziell mehr als dreißig Jahre lang als Hüttenwirt betrieben zu haben. Kein anderer hat die Brenta so gut gekannt und erschlossen wie dieses Trentiner Urgestein, mit dem charakteristischen wallenden, weißen Rauschebart, ein Markenzeichen, das eher dem Klischee eines Heiligen entsprach. Er eröffnete mehr als 200 Routen, nicht nur in der Brenta, sondern in den gesamten Dolomiten. Allein den Campanile Basso, den berühmtesten Gipfel der Gruppe, bestieg er über 180 Mal.

Crozzon di Brenta

Nähert man sich von Madonna di Campiglio kommend der Hütte, wird man als Kletterer und Bergsteiger seine Augen wohl kaum auf dem Weg halten können. Denn direkt gegenüber der Hütte ragt der Crozzon di Brenta auf, der alpinste Bergriese in weitem Umkreis. Wie ein riesiger Schiffsbug schiebt sich seine Nordkante in die grünen Wiesen des Val Brentei. Wer die rund 1000 Meter bis zum 3135 Meter hohen Gipfel klettern möchte, muss mit viel Schutt und einigen Seillängen bis zum IV. Grad rechnen.

Noch beeindruckender als die Kante ist jedoch die sich nach links anschließende Nordostwand: Über 800 Meter hoch, steht sie wohl ganz oben auf der Wunschliste jedes Dolomitenkletterers und ist von der Brenteihütte aus wunderbar einzusehen. Weil Bruno Detassis dort Hüttenwirt war, konnte er die Wand gut beobachten. Und so präsentierte er im August 1935 dem staunenden Klettervolk die „Via delle Guide“, die vielleicht schönste Tour im V. Grad in der Brenta, wenn nicht gar in den gesamten Dolomiten.

Die Route entspricht dem Ideal einer Klettertour: Sie folgt der Linie des fallenden Wassertropfens – was durchaus wörtlich genommen werden darf. Richtungsweisend ist nämlich der rechte der beiden offensichtlichen schwarzen Wasserstreifen in der Wand. Zwei Tage dauert es normalerweise, bevor die Wasserfälle nach den leider gar nicht so seltenen Gewittern in der Brenta versiegen. Wenn die Route dann jedoch trocken ist, bietet sie – der relativ niedrige Schwierigkeitsgrad für eine senkrechte Route dieser Länge spricht für sich – fantastische Kletterei in steilem, wasserzerfressenen und vor allen Dingen bombenfesten Dolomit. Immer im richtigen Moment findet man wieder einen Griff, selbst die Schlüsselstelle, ein Rissüberhang, löst sich ohne Rampfen wie von selbst auf.

Und sollten die Wettergötter in der Brenta mal kein Einsehen haben, gibt es ja noch den Franzosenpfeiler gleich nebenan. Etwas länger, dafür deutlich schwerer, stellt er den alten „Pause-Extremklassiker“ am Crozzon dar. Wer sich für diese Route interessiert, sollte als erstes „Warmup“ den direkten Einstieg zum Pfeiler von Heinz Steinkötter

Viel Luft unter den Sohlen: Karsten Graf in der „Via delle Guide“ am Crozzon di Brenta. Ausgangspunkt ist das Rifugio Brentei (Abb. Mitte). Dahinter schwingt sich die Nordkante und die Nordostwand dieses Brentariesens empor. Bruch und steile Firnfelder geben dem Abstieg vom Gipfel eine Angst einflößende alpine Note (Abb. rechts).

Die Stimmung kippt: Erste Wolken über den Gipfeln der Brenta während des heiklen Abstiegs vom Crozzon hinüber zur Cima Tosa.

Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Glücks (Crozzon di Brenta): Die Dolomiten grüßen von Osten. Um den Gipfel wabern Nebelschwaden: an der Biwakschachtel Ettore Castiglioni.

ter klettern. Mit zwei Seillängen im V. Grad ist er nicht übermäßig schwer, aber man erhält gleich den ersten Vorgeschmack auf das, worauf man sich beim Franzosenpfeiler eingelassen hat: luftige und vor allen Dingen freie Kletterei! Das klingt toll – ist es auch –, zumindest wenn man wieder unten ist und alles heil überstanden hat. Mittendrin, wenn in einer Seillänge die letzte Rostgurke 20 Meter unter einem im splittrigen Fels wackelt, kommen einem doch ganz andere Gedanken. Und klassisch VI heißt hier: es wird richtig schwer.

Mit schweißnassen Händen klopft man dann, gerade in den oberen leichten Seillängen, jeden Block einzeln auf seine Wankelmütigkeit ab. Nach rund zehn Stunden Kletterei erreicht man den Gipfel – und stellt überrascht fest, dass der Crozzon gar kein „richtiger" Gipfel ist, sondern eher ein Plateau, groß wie ein Fußballfeld.

Mitten auf diesem Plateau steht als rettende Unterkunft für all jene, die die im Führer angegebenen Zeiten für den Franzosenpfeiler und die „Via del Guide" nicht geschafft haben (man schafft sie eigentlich nie, es sei denn man kennt die Routen), eine orangefarbene Biwakschachtel. Sie ist benannt nach Ettore Castiglioni, einem der wichtigsten Kletterpartner von Bruno Detassis. Wer nicht noch mindestens vier Stunden Tageslicht für den Abstieg hat oder von der Müdigkeit schon etwas angeschlagen ist, sollte besser hier bleiben. Denn der lange, recht komplizierte und auch relativ heikle Abstieg ist einer der anspruchsvollsten der Dolomiten und fordert 100 Prozent Aufmerksamkeit. Warum also nicht eine Nacht auf über 3000 Meter verbringen und dabei eine Aussicht genießen, die ihresgleichen sucht? Orangerot verabschiedet sich die Sonne hinter dem vulkanförmigen Eisdom der Presanella, direkt gegenüber blickt man auf das „Welträtsel aus Stein", wie Walter Pause einst das Wahrzeichen des Trentino, den Campanile Basso, bezeichnet hat. Nahezu gegen alle Gesetze der Schwerkraft scheint die bedrohlich schief stehende Nadel zu verstoßen und zieht trotz ihrer relativ geringen Höhe alle Blicke auf sich.

Wieder unten am Rifugio Brentei, im fantastischen Amphitheater des Val Brentei, fällt der Blick vielleicht auf den ersten Berg links des gewaltigen Massivs von Cima Tosa und Crozzon di Brenta: die Cima Margherita. Besonders auffällig ist sie angesichts der himmelstürmenden Umgebung nicht, und das gilt auch für die Kletterei. Eher könnte man sowohl den Berg als auch dessen Südsüdwestwand mit der Beschreibung „klein, aber fein" charakterisieren. Denn bei rund 300 Metern Kletterlänge wird in der „Videsott", der einzig lohnenden Kletterroute in dieser Wand, der obere IV. Grad nirgends überschritten. Damit ist sie die schönste und beste Route, die die Brenta in diesem Schwierigkeitsgrad zu bieten hat, und eignet sich nahezu ideal zur Gewöhnung an den Fels und als Vorbereitung für längere Routen in diesem Gebirge.

Brenta Alta

Links der Cima Margherita ragt mit der Brenta Alta jedoch wieder ein Klotz auf, der einige der ganz großen Kletterziele der Brenta beherbergt. Allerdings nicht auf der dem Rifugio Brentei zugewandten Seite (diese ist zu stark strukturiert und wird von den Bändern des Bochetteweges durchzogen), sondern in der Nordostwand, erreichbar vom Hüttenkomplex der Tosa- bzw. Pedrottihütte in weniger als einer Stunde (von der Brenteihütte benötigt man ca. zwei Stunden). Wenn man das erste Mal in das Sfulmini-Kar abbiegt, kann man kaum fassen, was da in den Himmel ragt: das riesige, meist von Wolkenfetzen umspielte Schild der Brenta Alta und direkt daneben, wie eine spleenige Laune der Natur, die nicht enden wollende schlanke Säule des Campanile Basso. Welch raffinierte Architektur!

Die Tatsache, dass durch den gigantischen und kompakten Plattenschild der Brenta Alta eine Tour im lediglich unteren VI. Grad führt, erscheint zunächst alles andere als glaubhaft und ist – wie könnte es anders sein – zuallererst ein Verdienst von Bruno Detassis. 1934 stieg er zusammen mit seinen Partnern Battistata und Giordani in diese Wand ein, und selbst heute, wenn man mit modernen Reibungskletterschuhen seinen Spuren folgt, kann man sich nur in tiefem Respekt vor der damaligen Leistung des Meisters verbeugen.

Die Route schlängelt sich geschickt durch die schwächsten Stellen der nur scheinbar aalglatten Mauer und beweist damit, was für ein großartiger Kletterer Bruno Detassis war und welch phänomenalen Spürsinn er für die einfachste und beste Linie in dieser riesigen Wand besaß. Einen Sinn, den so manch ein nach ihm geborener Kollege nicht zu besitzen scheint, denn die Zahl der Verhauerhaken dürfte die Zahl der sich in der eigentlichen Route befindlichen Haken bei weitem übersteigen. Komischerweise hat es diese Führe nicht in die legendäre Auswahl von Walter Pauses „Im extremen Fels" geschafft, stattdessen wird dort an der Brenta Alta die Oggioni- oder Nordostverschneidung vorgeschlagen. Diese zieht sich wie mit dem Messer eingekerbt durch den linken Wandteil, eine direkte und kompromisslose Linie, die allerdings nach Regen und im Frühsommer auch besonders lange nass ist. Nicht unbedingt die optimalen Voraussetzungen für eine Begehung bei frei zu kletternden Schwierigkeiten bis zum VII. Grad.

Direkt neben der Brenta Alta steht es dann, das Wahrzeichen der Brenta, wenn nicht gar des gan-

„Über allen Gipfeln ist Ruh" – im Tal steppt der Bär: Blick vom Crozzon di Brenta zu Campanile Basso und Brenta Alta und hinaus in die nächtliche Betriebsamkeit der „Niederungen".

Klettern in der „Detassis“ macht Spaß: Mittagspause auf einem schmalen Band, in der Schlüsselseillänge und schließlich noch ein Quergang (v. l. n. r.).

zen Trentino: der Campanile Basso („Kleiner Glockenturm“) oder, wie dieses unglaubliche Gebilde häufig im deutschsprachigen Raum genannt wird, die Guglia di Brenta. Allein der Anblick dieses nach allen Seiten rund 400 Meter senkrecht abfallenden Obelisken ist einen Besuch der Region wert, seine Besteigung für jeden alpin angehauchten Kletterer sogar Pflicht. Nur auf welcher Route? Mittlerweile führen deutlich mehr als zwei Dutzend verschiedener Führen auf das erstaunlich geräumige Gipfelplateau.

Campanile Basso

Besonders umkämpft und auch eine Frage des nationalen Prestiges war Ende des 19. Jahrhunderts die Erstbesteigung, schließlich war der Campanile zu diesem Zeitpunkt der letzte noch nicht bezwungene Dolomitengipfel von Format. 1897 versuchten es der Trentiner Carlo Garbari mit seinen Führern Nino Pooli und Antonio Tavernaro, musste jedoch 15 Meter unterhalb des Gipfels aufgeben. Den Weg zum Gipfel vollendeten dann zwei Jahre später die Tiroler Otto Ampferer und Karl Berger (Näheres zur Erschließungsgeschichte siehe Weiß: Campanile Basso, Seite 60). Die heute als Normalweg geltende Route der Erstbesteiger dürfte nach wie vor der beliebteste Anstieg auf den Campanile sein. Insgesamt etwas schwieriger, aber ähnlich beliebt ist die von Oliver Perry-Smith und Rudolf Fehrmann erstbegangene markante Verschneidung in der Südwestwand. Ein Lokalaugenschein von Paul Preuß’ legendärem Husarenstreich – er durchstieg im Juli 1911 free solo als Erster die Ostwand – ist auch heute noch nur alpin versierten Kletterern zu empfehlen; wer alle drei Meter einen Bohrhaken benötigt, ist hier fehl am Platz.

1934, im Goldenen Zeitalter der Sestogradisten, wurde die Südwestkante zur Schulter von Giorgio Graffer und Antonio Miotto durchstiegen, eine Route, die auch heute noch höchsten ästhetischen Ansprüchen gerecht wird und – anders als die Fehrmann-Verschneidung oder der Normalweg – normalerweise nicht überlaufen ist. Ihre Fortsetzung zum höchsten Punkt findet die „Graffer“ übrigens genau auf der gegenüberliegenden Seite, in der Nordostkante des Gipfelturms, und ist dort ähnlich vogelfrei und ausgesetzt wie die „Preuß“ nebenan.

In den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts hinterließen sowohl Deutsche als auch Italiener wieder ihre Spuren am Campanile: Wunderschöne Kletterei in der Südwestwand bietet dabei eine vom „Sicherheitspapst“ Pit Schubert zusammen mit Klaus Werner begangene Linie, damals wie heute mit VI+ bewertet. Ähnlich schwer, aber deutlich kürzer ist die „Maestri“ in der Südwestwand der Schulter, die er im August 1969 zusammen mit Ezio Alimonta erstbeging. Schlüsselstelle ist dabei ein riesiges Dach, unter dem man nach rechts ausquert, wunderbar einzusehen vom gegenüberliegenden Bocchetteweg.

Sehr steil und trotzdem „nur“ der VI. Grad: Karsten Graf in der „Detassis“ in der Nordostwand der Brenta Alta, der Campanile Alto im Hintergrund.

Start in ein befriedigendes Vergnügen: In der 2. Seillänge der „Via della Soddisfazione" an der Cima d'Ambiez. Unten ist die Agostinihütte zu erkennen.

War Bruno Detassis vielleicht der einflussreichste Kletterer in den Dreißigerjahren in der Brenta, so verdient dieses Attribut in den letzten zwanzig Jahren sicherlich Ermanno Salvaterra. Salvaterra, eine der ganz großen lebenden Kletterlegenden, ist vor allem durch seine unglaublichen Erstbegehungen am Cerro Torre in Patagonien bekannt geworden. Wer auf seinen Spuren eine Route auf den Campanile Basso klettern möchte, dem sei die 1995 erstbegangene „Cheyenne" in der Südwestwand der Schulter empfohlen. Mit zwei Seillängen im oberen VII. Grad ist hier jedoch bereits einiges an gehobener Kletterkunst gefordert – eigentlich nicht verwunderlich bei diesem Namen und ein Beweis dafür, dass Cesare Maestri trotz aller Kontroversen um den Cerro Torre in den Dolomiten fantastische Erstbegehungen hinterlassen hat. Den Altmeister kann man übrigens auch heute noch treffen: in seinem Laden „La Bottega di Cesare Maestri" in Madonna di Campiglio.

Nach all diesen Routen auf den Campanile Basso sollen abschließend noch einige Worte zum Abstieg fallen: Dieser ist – egal wie man auf den Turm geklettert ist – für alle Bergsteiger identisch (es sei denn man hat sich verstiegen): Man seilt an riesigen, einbetonierten Ringen über den Normalweg ab. Da der Normalweg den gesamten Turm umrundet, erhält man dabei schöne Ein- und Ausblicke in sämtliche Seiten dieses natürlichen Wunderwerks. Es sei denn man ist im Nebel, eine in der Brenta am Nachmittag allzu häufig auftretende Erscheinung. Dann sieht man gar nichts, nur Seilenden, die im zarten Weißgrau der Wolkenwattebäuschchen enden. Ein skurriler Anblick, aber wer mit einem 50-Meter-Doppelseil abseilt, darf sich sicher sein, dass er nicht einfach irgendwo in der Luft hängen bleibt.

Campanile Alto

Direkt neben dem Campanile Basso steht der Campanile Alto. Obwohl dieser – wie der Name sagt – etwas höher ist, sind die Wände und Kanten hier nicht halb so lohnend wie an seinem kleineren Bruder. Geklettert werden ab und zu die mit IV+ bewertete „Hartmann/Kraus" am Westgrat sowie die mit V+ in die Literatur eingegangene Nordwestverschneidung von Andrea Oggioni und Josve Aiazzi.

Ein Besuch in der Brenta wäre nicht komplett, wenn man nicht auch mal die Seite wechselt: Raus aus dem Val Brentei und damit aus der zentralen Brenta in das bereits nach Süden entwässernde Val d'Ambiez. Wenn man zum dort gelegenen Rifugio Agostini wandert, ziehen vor allem zwei Dinge den Blick auf sich: In der Nahperspektive die beiden riesigen, wie mit einem gigantischen Hammer zerschlagenen Felsblöcke, die direkt neben der Hütte stehen und dahinter – sofern der Nebel es zulässt – der kompakte, in der Sonne golden leuchtende Schild der Cima d'Ambiez!

Cima d'Ambiez

Kletterer werden angesichts dieses Gemäuers feuchte Finger bekommen: Kompromisslos steil zieht die Südostwand dieses Berges wie der Prototyp einer Dolomitenwand 350 Meter hoch in den azurblauen Himmel.

Steht man direkt unterhalb der Wand, wird man angesichts der fast durchgehenden Senkrechte etwas Bedenken hinsichtlich der Bewertung der durch diese Wand führenden Routen bekommen: „Nur" VI soll der Klassiker „Fox/Stenico" am südlichen Ende der Wand sein, aber auch die „Via Vienna" oder die „Via della Soddisfazione" im zentralen Teil der Wand sind nur geringfügig schwerer bewertet. Überwindet man jedoch seine Zweifel und steigt ein, bekommt man das vielleicht befriedigendste Klettererlebnis der Brenta serviert: „Soddisfazione" eben. Denn trotz – oder gerade wegen – der Steilheit ist der Fels unglaublich fest, fantastisch rau und in den schweren Seillängen voller griffiger Überraschungen. Wer hier den durchaus frei zu kletternden Schwierigkeiten gewachsen ist, wird spätestens an dem etwas unspektakulären Gipfel von einem „Kletterrausch" sprechen.

Beim Blick nach Osten grüßen die „richtigen" Dolomiten. Ein Unterschied ist beim Griff in das Gestein nun wirklich nicht zu spüren: Fest, rau, rissig und griffig liegt der Fels in der Hand – ein Alpinistentraum in echtem Haupt-Dolomit.

Literatur:

Anette Köhler/Norbert Memmel: Kletterführer Dolomiten, Bergverlag Rother 2003.

Stefan Wagenhals & Freunde: Dolomiten Vertikal – Band Süd, Lobo-Edition 2005.

Postkartenidyll mit Charme: Rifugio Agostini im hintersten Val d'Ambiez, dahinter der steile Schild der Südostwand der Cima d'Ambiez. Rechts: Blumen nach der Schlüsselstelle: Karsten Graf in der „Via della Soddisfazione".

Wie die Brenta das Biken entdeckte

Die Mountainbike-Runde „Dolomiti di Brenta Bike“ als Paradebeispiel für nachhaltige regionale Entwicklung

>> Traian Grigorian

Heute ist das Trentino und der Naturpark Adamello Brenta ein Paradies für Biker und der „Dolomiti di Brenta Bike“ der MTB-Klassiker der Region. Das war nicht immer so. Mit einem auf breiter Basis getragenen Ideenwettbewerb erfand sich die Region neu.

Egidio Bonapace kann über Mountainbiker in der Brenta einiges erzählen. Der ehemalige Hüttenwirt der hoch über Madonna di Campiglio gelegenen Alpenvereinshütte Rifugio Graffer kann sich noch gut an die ersten Stollenradler vor nun schon zwei Jahrzehnten erinnern, die auf dem Weg über die Alpen in seiner Hütte Halt machten. Seither liegt das Graffer auf einer dieser „Transalp“ genannten Ameisenrouten. Die Anzahl der Biker hat er nie gezählt, „aber es waren Tausende“, die, wie von einer inneren Kraft gelenkt, gen Süden zogen. „Viele kamen vom Tovelsee über den Pass gestiegen, blieben über Nacht und zogen am nächsten Morgen weiter. Ihr Ziel, der Gardasee, lag nur noch eine Tagesetappe entfernt.“ Diese Bewegung hoch droben blieb auch unten im Tal nicht verborgen. „Wir wunderten uns immer über die deutschen Biker mit ihren schweren Bike-Rucksäcken“, erinnert sich Davide Aldrighetti, „wie sie in kleinen und großen Gruppen aus dem Val di Sole kommend über den Passo Campo Carlo Magno nach Madonna di Campiglio zogen.“ Davide ist selbst Biker und wohnt in Tione, direkt an einer dieser Ameisenrouten. Da der Gardasee für ihn praktisch ums Eck liegt, hat er nie verstanden, warum dieses Ziel für viele Biker nördlich der Alpen so eine Faszination ausübt und sie dermaßen in den Bann zieht, dass sie darüber hinaus kaum noch Augen für anderes haben. Ganz langsam entwickelte sich bei ihm die Idee, diesen fremden Bikern, die weder Mühe noch Zeit scheuten, mehrere Tage am Stück mit Gepäck auf dem Rücken auf einem Bike zu reisen, eine Tour vor Ort gleichzeitig vorzuschlagen und entgegenzusetzen.

Forum für nachhaltige Entwicklung

Parallel dazu wurde im Jahr 2005 durch den Naturpark Adamello Brenta (PNAB) in einem „Forum für nachhaltige Entwicklung“ die Suche nach alternativen Tourismusprojekten gefördert. Das Projekt „Dolomiti di Brenta Bike“ ist Frucht dieses Förderprogramms und wurde innerhalb von vier Forumstreffen entwickelt. In diesen Treffen diskutierten Vertreter des Naturparks mit Vertretern der Gemeinden, Touristikern, Vereinen, Hoteliers und Ehrenamtlichen über die Möglichkeiten nachhaltigen Tourismus. Die Idee war, dass diese Projekte sozusagen „von unten“ entstehen, also vom Willen der Bewohner der Region getragen werden sollten. Es war das Verdienst des ehemaligen Geschäftsführers Claudio Ferrari des Adamello-Brenta-Naturparks, diese Diskussion in Gang gebracht und am Laufen gehalten zu haben.

Dieser Phase theoretischer Überlegungen verlieh damals der lokale und mit einigem jugendlichen Überschwang versehene Biker Davide Aldrighetti mit einem ganz praktischen Tourenvorschlag einen wesentlichen Impuls: Für Mountainbiker sei es sehr interessant, in drei bis fünf Tagen rund um das Brenta-Gebirgsmassiv zu radeln und dabei die schönsten Ecken seiner Heimat kennenzulernen. Dabei würde man verschiedene Talschaften und Subregionen besuchen, aber auch bis zu hoch gelegenen Alpenvereinshütten auffahren können. All das sei möglich, ohne dass ir-

Die Brenta-Bike-Runde geizt nicht mit Panoramablicken in den Adamello-Naturpark. Im Hintergrund die Presanella.
Alle Fotos: T. Grigorian

Abwechslungsreiche Eindrücke: Die Tour verläuft durch mittelalterlich geprägte Steindörfer und auf aussichtsreichen Höhenwegen.

gendein Weg neu gebaut werden müsse. Einzige Aufgabe sei es, aus den bestehenden Wegen eine sinnvolle Runde zusammenzustellen und diese mit passenden Angeboten entsprechend zu vermarkten. Angetan waren die Zuhörer vor allem vom Aspekt einer geschlossenen Rundtour, was sicherstellte, dass alle Regionen gleichermaßen von Projekt profitieren könnten. Es wurde beschlossen, die Idee in Unterausschüssen für die Bereiche Bike, Trekking und Pferdewandern weiterzuentwickeln. Aldrighetti bekam den Auftrag, eine Bikeroute zu konzipieren.

Doch um die bunte Gästeschar jung gebliebener Biker in die Region zu locken, bedurfte es neuer Anstrengungen, erinnert sich Alessandra Odorizzi, Geschäftsführerin des Tourismusbüros Terme di Comano. Schließlich war man es nicht gewohnt, diese Zielgruppe zu umwerben. Ihr klassischer Urlaubsgast war der in die Jahre gekommene, italienische Kurgast, der Wert auf Unterkunft, Essen und eine gute Behandlung legte. Bikeshops, Reparaturwerkstätten und preiswerte Unterkünfte, die Gäste auch mal nur für eine Nacht aufnehmen wollten, waren nie im Fokus klassischen Fremdenverkehrsschaffens gewesen. Auch in diesen Punkten mussten sich die Touristiker von den heimischen Bikern „Nachhilfe" geben lassen. Das Ergebnis – „Dolomiti di Brenta Bike" – ist also nicht nur ein gelungenes Angebot für fremde Biker und der gelungene Versuch, einen touristisch relevanten Mehrwert für die Region zu erzeugen, es ist auch ein Beispiel dafür, wie man als lokaler Ideenträger direkt „von unten" zu der Entwicklung beitragen kann.

Das Projekt ins Bewusstsein ausländischer Gäste zu rücken, ist aber ein langwieriger Prozess. Obwohl der Name „Brenta" nördlich des Alpenhauptkamms in Bergsteigerkreisen durchaus einigen Bekanntsheitsgrad hat, fallen den meisten Bergfreunden hierzulande zu diesem Stichwort spontan meist doch nur Klettersteige auf schmalen Felsbändern inmitten vielzackiger Gipfelpanoramen ein. Die Brenta – die im italienischen Original *der* Brenta heißt – ist bei uns fast ausschließlich schlagwortbehaftet: Sentiero delle Bocchette, Rifugio Tuckett, Campanile Basso – das sind die Highlights, auf die sich bei den meisten der Kenntnisstand beschränken dürfte. Wer hingegen gerät in Verzückung, wenn auf die Valli Giudicarie die Rede zu sprechen kommt, auf den Lago Tovel oder das Val Nana?

Eine Runde mit zwei Varianten

Sechs Täler haben sich seit 2005 in diesem Brenta-Bike-Projekt zusammengeschlossen. Die Biketour lässt sich in jedem der Orte rund ums Gebirgsmassiv starten und führt von den Terme di Comano im Süden übers Altopiano della Paganella in das für seine Apfelplantagen weithin bekannte Val di Non im Osten. Nordseitig geht es ins Val di Sole, ehe man auf der Westseite über Madonna di Campiglio ins Val Rendena und über die Valli Giudicarie bis zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Die Tour gibt es in zwei Varianten, einer etwas leichteren

Mit dem Placet der Naturpark-Verwaltung dürfen Mountainbiker auf ausgewiesenen Strecken den Brentagipfeln zum Greifen nahe kommen.

Den Mut, Gegensätze zu vereinen, bewiesen die an „Dolomiti di Brenta Bike" beteiligten Tourismusdestinationen: Mal lieblich, mal schroff – die Umrundung des Brenta-Massivs lebt von den unterschiedlichen Eindrücken.

und einer etwas anspruchsvolleren, die neben ausreichend Kondition auch fahrtechnisches Können voraussetzt. Der Wunsch insbesondere des ehemaligen Naturpark-Direktors Ferrari war, nicht nur versierte Biker anzusprechen, sondern auch Anfänger, die es etwas gemütlicher angehen wollen, erzählt Davide Aldrighetti während einer Tour zwischen San Lorenzo di Banale und dem Molvenosee. Und schiebt eine Anekdote nach: „Mein erster Vorschlag für eine leichte Variante wurde vom Direktor prompt ‚Family-Tour' getauft." Er habe ihn mühsam wieder davon abbringen müssen, weil auch die leichte Variante noch deutlich zu schwer für Kinder gewesen wäre. Jetzt heißt sie „Country"-Tour. Die schwierigere Variante wurde „Expert" genannt.

Der 37-jährige Webdesigner Aldrighetti hat mittlerweile mit befreundeten Bikern einen Bikeshop in Ponte Arche eröffnet, um den Gästen auch ganz praktisch Hilfe zukommen zu lassen. Seit Anfang 2006 entstand unter seiner Leitung eine Projektkarte, in der die für die Bikerouten ausgewählten Wege kartiert und bis zum Ende des Sommers 2007 mit GPS-Geräten erfasst wurden. Anschließend wurde die Arbeit an einer für die Öffentlichkeit bestimmten Karte fortgesetzt, Beschilderungen designt und in Auftrag gegeben, ein Internetauftritt projektiert sowie Kriterien für interessierte Bikehotels aufgestellt. 900.000 Euro ist den Fremdenverkehrsämtern die Entwicklung des Angebots wert. Das vorläufige Ergebnis kann sich sehen lassen: Die vier bis sieben Tagesetappen umfassende Runde ist komplett ausgeschildert, der Internetauftritt mit Kartenansicht, Planungsoptionen und kostenloser GPS-Track-Download-Möglichkeit lässt kaum Wünsche offen und annähernd hundert interessierte Hotels in den sechs Talschaften sowie ein kostenloser Komplettbuchungsservice der Fremdenverkehrsbüros für planungsscheue Gäste sind mehr, als man sich sonst in den ersten Jahren einer Projektphase erwarten darf.

Die Varianten „Country" und „Expert"

Der Unterschied zwischen der einfacheren „Country"- und der schwierigeren „Expert"-Variante liegt vor allem in den zurückgelegten Höhenmetern. Da die einfachere Variante zumeist in den Tallagen verläuft und nur die „Expert"-Variante auch hoch gelegene Alpenvereinshütten ansteuert, ist für Letztere vor allem eine gute Kondition notwendig. Die Unterschiede vom fahrtechnischen Anspruch sind dabei gar nicht so groß, denn auch auf der leichteren Variante sollte man sein Bike sicher beherrschen. Stellenweise führen beide Varianten über denselben Streckenabschnitt. Die leichte Strecke mit ihren 136 Kilometern und 4600 Höhenmetern ist bequem in vier Tagesetappen zu schaffen, mit Zwischenhalten in Ponte Arche, Andalo, Dimaro und Madonna di Campiglio beispielsweise. Zwei Drittel der Strecke verlaufen auf befestigten Radwegen oder Nebenstraßen. Wem weniger Zeit zur Verfügung steht, der kann im Norden beispielsweise ein Stückchen mit der Bahn ins Val di Sole abkürzen oder die Auffahrt durchs Val Meledrio im öffentlichen Bus oder mit dem Bike-Shuttle bewerkstelligen. Ein Gepäckshuttle fährt mittlerweile täglich die ganze Runde ab.

Die „Expert"-Variante fordert den ganzen und erfahrenen Biker. 171 Kilometer und 7700 Höhenmeter müssen zurückgelegt werden. Zwei Drittel verlaufen auf unbefestigten Wegen, auch sind Trails, die ein hohes Maß an fahrtechnischem Können erfordern, keine Seltenheit. So manch erfahrener Biker wird sich hier verwundert die Augen reiben. Ist man sonst von Fremdenverkehrsämtern weithin gewohnt, dass einem selbst einfachste Radtouren entlang eines Flüsschens als zünftige Mountainbiketour verkauft werden, so wird die Brentarunde diesen Ansprüchen mehr als gerecht.

Der Grund dafür ist einfach in der Person Davide Aldrighettis gefunden, der vor allem eines nicht ist: ein Touristiker. Er ist in erster Linie ein Biker mit sehr viel Erfahrung und weiß daher gut, was den Bedürfnissen „seiner" Zielgruppe am nächsten kommt, weil er selbst Teil dieser Gruppe ist. Sein Mountainbike amerikanischer Herkunft, mit jeweils 160 Millimetern Federweg am Vorder- und Hinterrad, unterstreicht deutlich den Anspruch: Davides Streckenwahl scheut keinerlei Schwierigkeiten. Wurzelüberzogene Wanderwege, grobes Geröll, giftige Steigungen – für Davide alles kein Grund zu kneifen. Er findet es aber auch nicht tragisch, wenn man mal absteigen muss. Sei es, weil die Kraft für die Steigung fehlt, oder das fahrtechnische Können für den Singletrail nicht ausreicht: „Schieben gehört dazu", entgegnet er Einwänden trocken. Er weiß aber auch den gemütlichen Teil einer Biketour zu schätzen. Zum Beispiel einen zünftigen Hüttenabend auf einer hoch gelegenen Alpenvereinshütte mit Übernachtung im Lager. Selbstverständlich ist deswegen auch der 20 Kilometer lange Anstieg von Tuenno im Nordosten zum auf knapp 2000 Meter hoch gelegenen Rifugio Peller, wo Hüttenwirt Rinaldo Panizza mit selbstgemachter Polenta aus dem Kupferkessel wartet.

Auf großen Orientierungstafeln in den Ortschaften ist die Runde vorbildlich dokumentiert. Unterwegs warten auch schon mal ausgesetzte Passagen auf schmalen Felsbändern, wie hier im Nonstal.

Ein gelebtes Produkt

Ein weiterer Lernprozess, den die örtlichen Biker um Davide den offiziellen Machern aus der Tourismusbranche nicht ersparen konnten, war jener, dass Touristiker jene Produkte, die sie vermarkten wollen, auch selbst „leben" müssten. Schließlich ist es wenig Erfolg versprechend, einem spezialisierten Gast ein Produkt schmackhaft machen zu wollen, wenn man selbst nicht in der Lage ist, dessen konkrete Bedürfnisse und Wünsche nachzuvollziehen. Bei Silvia Gentilini aus dem Nonstal waren die Voraussetzungen bereits geschaffen. Die junge Touristikerin ist selbst Bikerin und lässt es sich nicht nehmen, eine Journalistengruppe durch ihre Region auf dem Bike zu begleiten. „Für uns ist es wichtig, diesen Sport auch selbst auszuüben, um ihn unseren Gästen glaubwürdig weiterzuvermitteln", schildert sie ihr Berufscredo und hat dabei für die Fotografen noch ein gewinnendes Lächeln parat.

Unbeschwerter, abwechslungsreicher, alpiner Bikegenuss wie hier am Lago Valagola (links) ist auch dank des Pauschalarrangements mit Etappenplanung und Gepäcktransport möglich.

Mittlerweile steht das Bike-Projekt im dritten Jahr nach dem Start schon sehr gesund da. Medien haben vielfältig darüber berichtet, die Nachfrage zeigt auch aus dem Ausland großes Interesse. Das Angebot wurde verfeinert und erweitert, neue Streckenabschnitte wurden dort gefunden, wo man vorher noch nicht rundum zufrieden war. Von diesem Rückenwind wollen nun auch einzelne Subregionen profitieren. Im Val Rendena und in Terme di Comano hat man beschlossen, das lokale Biketourenangebot ebenfalls auf dem professionellen Niveau von „Dolomiti di Brenta Bike“ zu vermarkten. Dazu gehören ein zeitgemäßer Internetauftritt, beschilderte Touren und GPS-Tracks.

Bei all diesen und noch mehr Projekten erweist sich Davide Aldrighetti als unverzichtbarer Motor. Und wenn er dazwischen noch Zeit findet, dann schwingt er sich selbst auf sein Bike und versucht Seilbahnbetreiber oder Hoteliers davon zu überzeugen, auch noch auf das Projekt „Dolomiti di Brenta Bike“ aufzuspringen. Jüngst wurde er sogar Geburtshelfer von Marvin. Dies ist ein virtueller Biker, der informationssuchenden Gästen im Internet mit sachkundigen Tipps zur Seite stehen soll. Vom Grafiker mit einer frechen Visage ausgestattet, prangt das lustige Kerlchen auf den Seiten des lokalen Bikeportals, kommuniziert in Internetforen und pflegt sogar eine eigene Facebook-Seite.

„Das ist die Sprache, mit der heutzutage unsere Urlaubsgäste angesprochen werden wollen“, ist sich Aldrighetti sicher.

Dolomiti di Brenta Trek – Die große alpine Bergwanderrunde

Seit 2009 ist auch eine Expert-Route für Bergsteiger um die Brenta markiert. Sie verbindet einige der bekanntesten SAT-Wege mit wenig begangenen Pfaden und Steigen, um auf 90 Kilometern Strecke mit 8200 Metern Höhenunterschied die Gebirgsgruppe zu umrunden. Offiziell sind elf Etappen ausgewiesen, welche gut trainierte Bergsteiger, die sich auch in alpinem Gelände wohl fühlen, in sechs bis sieben Tagen abwandern können.
Die anspruchsvolleren Teilstrecken im häufig besuchten südlichen und zentralen Teil mit Klettersteigberührung lassen sich über leichtere Varianten umgehen, Klettersteigsets auf den Hütten mieten. Im nördlichen wie östlichen Teil der Brenta beschränkt sich die Infrastruktur auf wenige Hütten, einige Biwakschachteln und Almen, die sich langsam auf Bergsteiger einstellen. Wer Einsamkeit und Stille sucht, wird hier fündig, muss aber, will er die komplette Runde gehen, mit Einschränkungen bei der Versorgung rechnen, auch zum Selbstversorger werden oder sehr lange Etappen in Kauf nehmen.
Generell erlauben Abkürzungen und Querverbindungen genauso wie verschiedene Einstiegsmöglichkeiten eine Planung nach individuellem Gusto. Vorreservierung auf den Hütten/Almen ist dringend empfohlen.
Weitere Infos unter www.dolomitidibrentatrek.it.
Georg Hohenester, DAV, Redaktion Panorama

BergSteigen

© M. Attenberger

„Schwer ist leicht was“, das hat schon Pit Schubert gewusst. Und wenn’s so leichtfüßig geht wie hier, dann empfinden wir Normalbergsteiger das gewöhnlich als Glück. Was die Profis am Berg heute tun, können wir allerdings kaum mehr erahnen. Wie fühlt sich der 12. Grad an? Und auf welcher Skala lässt sich „Psycho“ beziffern? Die zweiteilige **Chronik** bietet ein Koordinatensystem, das die Leistungen der internationalen Elite vermittelt. Ein Bericht über kleine **Hochtouren** in der Ortlerregion setzt dazu den subversiven Kontrapunkt. Dazwischen liegen faszinierende Reportagen aus **Tschechien**, **Grönland** und **Patagonien**, die zeigen, dass es noch genügend Spielräume für großartige Herausforderungen gibt.

Chronik I

Die internationalen Highlights

>> Max Bolland

Bergsteigen im Jahr 2011: Der untere 12. Grad ist Realität; ein Achttausender im Karakorum wird erstmals im Winter bestiegen, Toprouten werden nicht nur schwerer, sondern auch psychisch härter. Ein Überblick über den State of the Art in den verschiedenen Spezialdisziplinen und die Trends im internationalen Geschehen.

In einer Kletterhalle im Südwesten Deutschlands schart sich schon seit Stunden eine Gruppe Jugendlicher um ein seltsames Gerät. Am Ende der 14 Meter hohen Wand befindet sich ein Metallkasten, aus dem ein dünnes Stahlseil nach unten führt, per Karabiner hängt sich der Kletterer in dieses Seil und steigt nun nach oben. Das Seil wird automatisch eingezogen, und lässt der Kletterer los, schwebt er sanft zu Boden. Ein sogenannter *Top-rope-Automat*. Konzipiert für das partnerlose Klettern mutet es etwas bizarr an, dass der Automat von der ganzen Gruppe nacheinander genutzt wird: Einer klettert, sechs schauen zu – zumindest scheinen sie viel Spaß dabei zu haben. Kaum zu glauben, dass auch dieses Treiben seinen Ursprung in der Abenteuerlust einiger Engländer hat, die da vor einigen hundert Jahren in die Alpen kamen, um – wieso nur? – die abweisenden Bergspitzen zu erklimmen. Mittlerweile ist Bergsteigen zur weltweit anerkannten Freizeitbeschäftigung geworden, die Alpen gleichen in manchen Teilen eher einem Rummelplatz denn einer Bergwildnis, und die sportliche Elite des Bergsteigens tut Dinge, die noch vor zehn oder zwanzig Jahren völlig undenkbar gewesen wären. Eben diese Highlights sind Gegenstand der Betrachtung in dieser Chronik. Wie immer handelt es sich um eine Auswahl und nicht um eine komplette Auflistung aller nennenswerten Aktionen. Nicht die einzelne Besteigung soll von Bedeutung sein, sondern viel mehr das, wofür sie in der Entwicklung des Bergsteigens steht. Zudem geht der Blick über den Großen Teich. In einem Gespräch mit den beiden amerikanischen Kletterlegenden Jim Donini und Steve House wird ein Blick auf die nordamerikanische Kletterszene geworfen: Wie ist die Entwicklung dort? Was ist anders? Was verbindet? Doch zuerst ein Abriss der klettersportlichen „Heldentaten" von Mai 2010 bis Mai 2011, unterteilt in die unterschiedlichen Spezialgebiete.

Immer schwerer – immer jünger: die Sportkletter-Highlights

Der Trend im Sportklettern der letzten Jahre hält an. Der untere zwölfte Grad ist Realität geworden, und Routen dieser Schwierigkeit sind keine Seltenheit mehr. **Chris Sharma** – quasi der Vater des zwölften Grades – bereichert weiterhin die Kletterwelt mit seinen ultraschweren Erstbegehungen, bevorzugt in seiner Wahlheimat Spanien. In Santa Linya gelingt ihm mit „Catxasa" eine Route im Grad 9a+ (11+). Auch der kometenhafte Aufstieg des jungen Tschechen **Adam Ondra** scheint noch fortzudauern. Sein Onsight-Niveau pendelt sich auf konstant 8c+ (11–/11) ein, allein im März gelingen ihm vier Routen in diesem Grad im besten aller Stile, zwei davon an ein und demselben Tag. Nachdem er sich im Laufe der letzten Jahre seine Lorbeeren durch schnelle Wiederholungen fast aller High-End-Routen des Globus erworben hat, widmet er sich zunehmend eigenen Projekten. Mit „La Capella" in Siurana bezwingt er seine bislang schwerste Erstbegehung und schenkt der Kletterwelt eine weitere Tour im neuen Supergrad 9b (11+/12–). Gleichwohl er die erfolgreiche Durchsteigung der von Chris Sharma eingebohrten Tour „Chaxi Raxi" ebenfalls mit 9b bewertet, dürfte Ondras Kommentar aussagekräftiger sein als die reine Zahl: „Wahrscheinlich die schwerste Tour, die ich je gemacht habe." Sharma scheint da anderer Meinung zu sein und knipst „Chaxi Raxi" ab, nachdem ihm am gleichen Tag schon die Durchsteigung seines Projekts „Fight or Flight" (9b) gelungen war. Zwei Routen im High-End-Bereich an einem Tag: ein wahrhaft historisches Ereignis in der Geschichte des Sportkletterns.

Ondra lässt sich da nicht lumpen und erstbegeht eine weitere 9b, seine dritte innerhalb weniger Wochen. Mit 18 Jahren gilt Ondra immer noch als Jungspund des Klettersports, doch die Konkurrenz rückt bereits an und setzt den Trend fort, dass die Kletterstars von morgen immer jünger werden. So sorgt der 15-jährige Franzose **Enzo Oddo** ein weiteres Mal für Schlagzeilen. Mit der Durchsteigung der Sharma-Kreation „Realization" (9a+) in Céüse kann er eine der absoluten Toptouren der letzten Jahre auf seinem Konto verbuchen, auf dem bereits sieben Touren im Grad 9a gutgeschrieben sind! Während sich die meisten Neunjährigen mit der Besteigung von Nachbars Apfelbaum begnügen, muss es für den italienischen Kletterzwerg **Tito Traversa** (9 Jahre!) schon eine 8b sein. Seine weiblichen Altersgenossinnen können da durchaus mithalten. **Ashira Shiraishi** (USA) bouldert im Grad Fb8a. **Brooke Rabatou**, die auf die wertvollen Gene der Kletteraltmeister Robyn Erbesfield und Didier Rabatou zurückgreifen kann, verbucht ebenfalls ihre erste Route im Grad 8b. Die 20-jährige Französin **Charlotte Durif**

„Wahrscheinlich die schwerste Tour, die ich je gemacht habe" – Adam Ondra wiederholt im März 2011 die von Chris Sharma eingebohrte Route „Chaxi Raxi" (9b) in Oliana (Spanien).
Foto: V. Vrzba

sorgt schon seit einigen Jahren für Aufsehen und sammelt seit ihrem 14. Lebensjahr fleißig Routen im oberen zehnten und unteren elften Grad. Mit der Onsight-Begehung einer 8c (= 10+/11–) setzt sie einen Glanzpunkt im Sportklettern der Damen des vergangenen Jahres. Die Amerikanerin **Sasha Digiulian** (18 Jahre) kann eine 8b onsight und zwei Routen im Grad 8c+ rotpunkt klettern. Man darf gespannt sein, welche der jungen Damen in den 9. Franzosengrad vordringen wird.

Daniel Woods vermeintlich schwerster Boulder der Welt „The Game" (vgl. Chronik BERG 2011) wird von **Carlo Traversi** (USA) wiederholt und von V16 auf V15 nach unten korrigiert, entspricht Fontainbleu-Bewertung 8c+. Der starken Wettkampfboulderin **Anna Stöhr** gelingt mit „Riverbed" im Averstal als zweite Frau neben Angie Payne der Vorstoß in den Grad Fb 8b. Das momentane Limit beim Bouldern liegt bei Fb 8c+.

Tradclimbing – harte Moves und lange Runouts!

Parallel zum Sportklettern werden auch in traditionell abgesicherten Routen die Schwierigkeiten konstant nach oben geschraubt. Jedoch bieten diese Anstiege neben den reinen Kletterschwierigkeiten eine weitere Dimension der Steigerung: Wird trotz mangelnder natürlicher Sicherungsmöglichkeiten, wie mit Keilen und Friends, weiterhin auf Bohrhaken verzichtet, so werden vor allem die Anforderungen an die Psyche und Risikotoleranz der Akteure größer. In Großbritannien wird die Ernsthaftigkeit einer Route durch die E-Bewertung (E = extrem) beschrieben, diese Bewertung ist an den technischen Schwierigkeitsgrad gebunden und das momentane Limit liegt bei E11.

In Nordamerika wird unabhängig vom Schwierigkeitsgrad die Ernsthaftigkeit einer Route durch das Hinzufügen der Buchstaben R (Verletzungsgefahr im Falle eines Sturzes) oder X (sehr ernste bis fatale Verletzungsgefahr) zum Ausdruck gebracht, als Zwischenbewertung findet sich des Öfteren auch die Bewertung R/X. Die unterschiedlichen Bewertungsskalen machen es dem Laien mitunter schwer, verschiedene Routen miteinander zu vergleichen. Hier sei erwähnt, dass sich die derzeitigen Toprouten im Bereich 10+/11– (nach UIAA) bewegen, wobei die Absicherungsmöglichkeiten durchaus divergieren. Risse, wie sie vor allem in Nordamerika vorkommen, sind generell schwer zu bewerten, da die Schwierigkeiten stark von Finger- und Handbreite der Kletterer abhängen. Die Highend-Routen des bohrhakenfreien Kletterns der letzten Jahre sind „Rhapsody" (E11) und „Echo Wall" (wurde nicht bewertet, evtl. E12) von **Dave McLeod** auf der britischen Insel, **Didier Berthods** „Greenspit" (8b) und **Beat Kammerlanders** „Prinzip Hoffnung" (8b) auf dem europäischen Festland sowie **Sonnie Trotters** „Cobra Crack" (5.14c) in Squamish (BC/Canada), **Beth Roddens** „Melt Down" (5.14c) im Yosemite Valley und **Matt Seagals** „Iron Monkey" (5.14a) im Eldorado Canyon (Colorado/USA). **Rick Martino** mit „Kansas City Special" (5.14–, R) in Indian Creek und **Eric DeCaria** mit „Must´a Been High" (5.13c, R/X) im Eldorado Canyon gehören zur Riege eher unbekannter Kletterer, die sich knallharten selbstabzusichernden Routen verschrieben haben.

Neben Trotter (CAN) und McLeod (SCO) dürfte der Belgier **Nico Favresse** wohl die meisten der weltweit schwersten Tradrouten gesammelt haben. Der oft gefährlichen Natur dieser Routen Rechnung tragend, werden die Bewegungen und Absicherungsmöglichkeiten für gewöhnlich im Toprope einstudiert, bevor der Vorstieg gewagt wird (sog. *Headpointing*). Diesen Weg versucht der Brite **James Pearson** zu verlassen. Zwar scheiterte er knapp an der Flash-Begehung von „Muy Caliente" (E10), doch kann er im Zuge seiner Vorbereitungen auf die erfolgreiche Begehung von drei Routen im Grad E8 ohne vorheriges Auschecken zurückblicken. Eine der größten Leistungen im Tradclimbing des letzten Jahres! **Dave McLeod** fügt seiner imposanten Liste von Erstbegehungen mit „Die by the trop" (E10) eine weitere Route an der oberen Grenze der Risikotoleranz hinzu.

Die Grenze nach oben zu verschieben ist nicht der Ansatz eine Gruppe fränkischer Kletterer um **Heiko Quietsch**. Vielmehr wollen sie einen neuen Trend ins Leben rufen und kreieren analog (und in memoriam) zu Kurt Albert und seinem Rotpunkt den Grünen Punkt, für Routen, die nur mit natürlichen Absicherungen begangen wurden. Eine tolle Idee, bei der man gespannt sein darf, ob die Gemeinde der Kletterer darauf anspringt und die Möglichkeit wahrnimmt, unabhängig vom Schwierigkeitsgrad dem eigenen Klettern eine weitere Dimension hinzuzufügen.

Bigwalls – schwere Wege durch hohe Wände

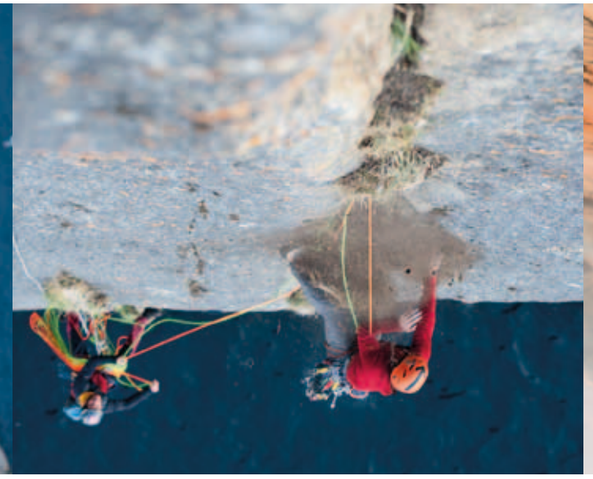
Das klettertechnische Können, die eigene Nervenstärke und das sicherungstechnische Knowhow des Sport- und Tradkletterns auf die höchsten Felswände der Welt zu übertragen, gehört zu den ganz großen Erfolgen, die man als Kletterer erreichen kann. Unser Rundblick über die Leistungen des letzten Jahres führt uns vom Zentrum des Bigwallkletterns, dem Yosemite Valley, in die Peripherie, hin zu entlegenen Wänden rund um den Erdball.

Leo Houlding, ehemals aufstrebender Stern der britischen Kletterszene, gehört längst zur profilierten Riege der Kletterer, die den Freiklettergedanken in Verbindung mit traditioneller Absicherung auf die furchteinflößenden Granitfluchten des El Capitan übertragen. Mit „The Prophet" an der etwas kürzeren rechten Seite der Wand gelingt ihm ein Meisterstück und seine nach eigenen Aussagen beste und schwerste Erstbegehung. Neun Jahre vergingen von Houldings ersten Versuchen bis zur geglückten Begehung in vier Tagen zusammen mit Jason Pickles. Das Ergebnis dieser Hartnäckigkeit lässt sich sehen: 500 m, 5.13+, R (entspricht UIAA X mit schlechter Absicherung).

Die Yosemite-Locals **Sean Leary** und **Alex Honnold** hingegen vergeuden nicht viel Zeit, um jede Seillänge frei zu begehen, ihr Ziel ist es vielmehr, möglichst viel Terrain in 24 Stunden zu bezwingen, und dafür ist jedes kletter- und seiltechnische Mittel recht. Am Ende eines langen Klettertages stehen da mit „The Nose", „Salathé Wall" und „Lurking Fear" drei Grade-VI-Routen (amerikanische Bewertung für Mehrtagestouren) auf ihrem Konto: 2500 schwere Klettermeter, 85 Seillängen in einer Zeit unter 24 Stunden: ein neuer Rekord! Dass diese Leistung nicht von ungefähr kommt, beweisen beide unabhängig voneinander. Honnold klettert mit seinem Lieblingspartner, seinem iPod, durch die „Regular" am Halfdome und die „Nose" am El Cap in etwa acht Stunden – ein neuer Solo-Speedrekord. Die schnellste Zeit für eine Seilschaftsbegehung der „Nose" hingegen ist Learys Ziel. Zusammen mit Dean Potter knackt er die Bestmarke von Hujiyama/Florine. Die Uhr bleibt bei 2h36min45s stehen, immerhin eine halbe Minute schneller als der alte Rekord.

Was für ein Sprung! In überstreckter Haltung geht es zweieinhalb Meter seitlich an eine Schuppe. Leo Houlding beim „Devil's Dyno" in „The Prophet" am El Cap.
Foto: A. Lee

Während das Yosemite Valley für besten Fels, viel Sonne und entspanntes Klettern steht, hat der im europäischen Sprachraum wenig bekannte Black Canyon in Colorado unter amerikanischen Kletterern einen beinahe mythischen Ruf als Abenteuergebiet. Brüchiger Fels, lange Runouts und fatale Wetterstürze bilden die Bühne zu so manchem Heldenepos. Die amerikanische Kletterikone Leonard Coyne fasste dies so zusammen: „Black Canyon makes fuckin´, Yosemite look like a preschool." Dass **Hans-Jörg Auer** seine Hausaufgaben bislang nicht nur in der Vorschule des Kletterns gründlich erledigt hat, dürfte zwar in Europa bekannt sein, nicht aber in Amerika. So erstaunt er die lokale Kletterszene gehörig, als der Black-Canyon-Novize („Nein, ich wollte vorher keinen der



Sean Villanueva in der Schlüsselseillänge von „Devil's Brew" in der „Impossible Wall"/ Grönland (links) und beim beherzten Umgang mit den natürlichen Herausforderungen der „Möwenwand".
Foto: B. Dito

Klassiker machen", O-Ton Auer) bei zweifelhaftem Wetter mit seinem Partner Ben Lepesant in die „Hallucinogen Wall" einsteigt, mit dem Ziel, diesem berüchtigten Bigwall die erste freie Begehung abzuringen. Nach dreitägigem Auschecken der Route ist Auer so weit. Erneut steigt er mit seinem Partner ein und kann jede Seillänge sofort frei klettern. Auer führt die gesamte Tour und nach gerade 8 Stunden, 41 Minuten ist das Werk vollbracht: 16 Seillängen bis 5.13+, R, auch hier ist die Absicherung durchaus als spannend zu bezeichnen. Ein halbes Jahr zuvor, im Juli 2010, gelang Auer zusammen mit dem starken Tiroler **Much Mayr** eine Erstbegehung in Norwegen. Ihre Route „Tingling" in der Nordwand des Blamannen ist bis auf einen einzelnen Bohrhaken traditionell abgesichert und bietet zehn Seillängen abenteuerlicher Kletterei bis zum oberen neunten Grad.

Noch weiter nördlich verschlug es das belgische Bigwall-Team um **Nicolas Favresse**. Zusammen mit Bruder **Olivier**, **Sean Villanueva** und dem Amerikaner **Ban Ditto** geht die Reise nach Grönland, wo sie vom 75-jährigen (!) Nordmeer-Segler Bob Shepton zum Ziel ihrer Träume geschippert werden. Ihre Route durch die „Möwen-Wand" der „Impossible Wall" klingt wie Plaisirkletterers wahr gewordener Albtraum: „Sie hat einfach alles: grasige Risse, moosige Risse, überwachsene Wandstellen, zugewucherte Kamine und eine eingebaute Dusche. Es regnete auf uns, Vögel schissen und kotzten auf uns." Ungeachtet dieser Widrigkeiten steigt das Team in acht Tagen in ausschließlich freier Kletterei durch die Wand und schafft es, keinen einzigen Haken oder andere Spuren dort zu hinterlassen, der Abstieg erfolgt zu Fuß auf der anderen Seite des Berges. So viel Stilreinheit und Abenteuergeist wird glatt mit dem Piolet d'or belohnt – eine große Auszeichnung!

Ebenfalls nach Grönland zog es **Simon Gietl** (I), **Daniel Kopp** (A) und die beiden Schweizer **Roger Schäli** und **Thomas Ulrich**. Mit einer Erstbegehung durch die 1300 Meter hohe Ostwand des Tasvagattaq mit Schwierigkeiten bis zum oberen achten Grad konnten sie ihre Visitenkarte hinterlassen. Wärmere Gefilde hingegen suchten **Stefan Glowacz** und **Holger Heuber** auf. Im zweiten Anlauf gelang ihnen die Nordwand La Proa am Roraima Tepui (Venezuela): „Behind the Rainbow" ist 16 Seillängen lang und erreicht Schwierigkeiten bis 8b. Irgendwo hinter dem Regenbogen ist sicher Kurt Albert, der Freund, mit dem sie dieses Projekt begannen und der kurz vor Abreise so tragisch ums Leben kam. Er wird vielen fehlen, doch leben sein Name und seine Idee des Rotpunkts weiter, jeden Tag in jeder Seillänge der Welt, die da „gepunktet" wird.

Adam Ondra, aktueller Großmeister des Rotpunkts, zeigt sein Können schon längst nicht mehr ausschließlich beim reinen Sportklettern. Seiner beeindruckenden Sammlung schwerster Longclimbs fügt er mit der mittlerweile recht beliebt gewordenen Route „Tough Enough" (8b+; Gebel/Steinel 2005) am Karambony in Madagaskar ein weiteres Juwel hinzu. Wiederum beeindruckt vor allem das Wie seiner Begehung: Kaum angekommen, klettert Ondra gleich die gesamte Route frei und an einem Tag, zehn der zwölf Seillängen gelingen ihm onsight. Laurent Triay, dem mit seinem Team die erste freie Begehung gelang, meint dazu nur: „Ich bin dermaßen beeindruckt von Adams Leistung, ich dachte sowas vielleicht im Jahr 2020 zu erleben." Man darf also gespannt darauf sein, was sich an den höchsten Felswänden der Erde noch tut, wenn das tschechische Wunderkind dort seine eigenen Wege geht.

Die Alpen – auf der Suche nach den letzten Herausforderungen

Anders als in den wenig erschlossenen Regionen des Erdballs sind hochkarätige Erstbegehungen in den Alpen nur noch schwer zu finden. Jedoch zeigt sich, dass einerseits so bekannte Wände wie die Nordwände von Eiger und Jorasses bei guten Verhältnissen von Seilschaften geradezu überrannt werden, anderseits führen unbekanntere Wände ein beinah stiefmütterliches Dasein. An der Grandes Jorasses ist an ein und demselben Berg beides der Fall: Während die Nordwand Bergsteiger aus aller Herren Länder lockt, scheint die Südwand des Berges in den Köpfen der meisten Alpinisten gar nicht zu existieren. Nicht so bei **Sergio De Leo** (I), der ein gewaltiges, kaminartiges Couloir auf der vergessenen Seite der Jorasses über Jahre beäugte. Im Mai 2010 fand er schließlich die richtigen Bedingungen. „La Plein Sud" verfolgt über 450 Meter eine existierende Route, um dann eine direktere Linie durch den furchteinflößend düsteren Einschnitt zu nehmen und nach weiteren 450 Metern am Troncheygrat zu enden. Die Route von De Leo, Marco Appino, Michel Coranotte und Marcello Sanguineti bietet anspruchsvolle Eis- und Mixedkletterei (WI4+/5R, M6) und ist erst die fünfte Begehung dieser Wand.

Die Nordwand des Eigers hingegen steht nicht nur im ständigen Visier der zahllosen Touristen auf der Kleinen Scheidegg, sondern ruft seit Jahrzehnten auch das Interesse hochkarätiger Alpinisten hervor. Folgerichtig spannt sich ein ganzes Netz von Routen über die Wand. Nichtsdestotrotz finden die Eigerspezialisten **Robert Jasper** und **Roger Schäli** dort noch Herausforderungen. Die erste freie Begehung der „Harlin-Direttissima" gelingt ihnen im Oktober 2010 bei guten Verhältnissen in der Wand. Schwierigkeiten bis 7a im Fels und bis M8 im kombinierten Gelände bezwingen die beiden trotz zweifelhafter Sicherungen innerhalb von drei Tagen, im oberen Teil wählen sie von der „Spinne" weg den Ausstieg über die klassische Heckmair-Route anstatt des Originalausstiegs.

„Behind the Rainbow": Stefan Glowacz und Holger Heuber vollendeten das noch gemeinsam mit Kurt Albert begonnene Projekt im Urwald Venezuelas.
Foto: K. Fengler

Roger Schäli bei der ersten freien Begehung der John-Harlin-Direttissima in der Eiger-Nordwand.
Foto: F. Kretschmann

Geradezu einen Boom erlebten die schweren Freikletterrouten von Alexander Huber an der Westlichen Zinne. Als bislang einzigem Nichtkletterprofi gelang **Heli Kotter** (D) eine Rotpunktbegehung von „Bellavista“ (11–/ohne Bohrhaken) sowie von „Pan Aroma“ (11–) durch die Riesendächer der Westlichen Zinne. Kotters Begehung von „Bellavista“ war die erste Rotpunktbegehung seit Hubers Husarenstreich im Jahr 2001. Wenig später konnte auch **David Lama** (A) eine erfolgreiche und sehr schnelle Begehung der Route für sich verbuchen. „Pan Aroma“ wurde letzten Sommer von **Hans-Jörg Auer**, **Iker** und **Eneko Pou** sowie vom erwähnten Kotter gepunktet. Mit dem „Voie Petit“ (8b) am Grand Capucin knipst David Lama ein weiteres alpines Testpiece aus der Werkstatt Alex Hubers ab. Doch der junge Österreicher und ehemalige Wettkampfkletterer geht auch eigene Wege. Zusammen mit **Joerg Verhoeven** gelingt ihm am Monte Brento nahe Arco mit „Brento Centro“ die erste Freikletterlinie durch die Wand, deren oberer Teil so steil und überhängend ist, dass sie vor allem bei Basejumpern beliebt ist. Alle bisherigen Routen durch die gewaltige Wandflucht sind reine Technorouten und hören auf so anmutende Namen wie „Weg der Höhenangst“ oder „Der große Albtraum“. Lamas und Verhoevens Route bietet 1200 Meter Kletterei, fünf der letzten acht Seillängen bewegen sich im zehnten Grad, die Absicherung erfolgt mittels Bohrhaken, die jedoch mitunter weit auseinanderliegen. Ein weiteres Testpiece, das auch für die Gebrüder Pou interessant sein dürfte! Unbeirrt sammeln die beiden die härtesten Mehrseillängenrouten im gesamten Alpenraum. Neben „Pan Aroma“ gelingt ihnen auch „Solo per vecchi guerrieri“ (8c+) in den Dolomiten und „Zahir“ (8b+) an den Wendenstöcken. Somit dürfte den beiden wohl die höchste Kompetenz darin zukommen, die unterschiedlichen Routen miteinander zu vergleichen.

Vom Winde verweht – Klettern in Patagonien

Patagonien bietet dem ambitionierten Bergsteiger jegliches Terrain für anspruchsvolle Besteigungen, einzig allein das Wetter spielt dabei nicht immer mit, und so wurde so mancher Bergsteigertraum schon im Ansatz vom Winde verweht. Während sich in der Sommersaison mittlerweile die Bergsteiger in Scharen um Fitz Roy und Cerro Torre tummeln, sind Winterbesteigungen in der Region immer noch ein sehr exklusives Unternehmen. Mit der ersten Winterbesteigung des Torre Egger, einem der technisch schwersten Berge der Welt, gelang **Daniel Arnold**, **Stephan Siegrist** (beide CH) und **Thomas Senf** (D) ein absolutes Highlight. Ein frühes Schönwetterfenster zu Beginn der Sommersaison nutzen **Dörte Pietron** und Patagonien-Local **Rolando Garibotti** sowie die Südtiroler **Adam Holzknecht** und **Hubert Moroder** voll aus. In nur drei Tagen klettern sie erst über die Supercanaleta auf den Fitz Roy und anschließend über die Maestri-Route auf den Cerro Torre. Patagonienkenner Garibotti bezeichnet jedoch die Leistung der beiden Belgier **Nicolas Favresse** und **Sean Villanueva** als die beeindruckendste der vergangenen Saison. Die beiden steigen im Februar über die Route „El Corazon“ durch die gewaltige Ostwand des Fitz Roy auf den Gipfel des Berges. Sie klettern dabei sämtliche Seillängen frei und onsight, sowohl im Vor- als auch im Nachstieg. Einzig im unteren Teil steigen sie über eine Variante auf, da Nässe das Freiklettern entlang der Originallinie unmöglich macht. Ungewöhnlich gutes Wetter im Februar führt zu reger Aktivität im Gebiet und zahlreichen Neurouten und Besteigungen. Besonders erwähnenswert ist die Verbindungsroute von Aguja Desmochada, Aguja de la Silla und Fitz Roy, die den Amerikanern **Nate Opp**, **Whit Magro** und **Josh Wharton** in viertägiger Kletterei bis 7b gelang.

Rund um den Erdball – Schwere Routen an hohen Bergen (bis 7500 m)

Zwei Entwicklungen zeichnen sich in den letzten Jahren an den hohen Bergen der Welt ab: Ein Teil der Bergsteiger macht es sich zur Aufgabe, in den entlegenen und unbekannten Bergregionen der Erde ihren Traumgipfel ausfindig zu machen und zu besteigen. Oft mit wenig mehr an Information als einer Fotografie und der ungefähren Lage des Berges ausgestattet, sind ihre Unternehmungen dem Forscher- und Entdeckergeist früherer Expedition verpflichtet. Der andere Teil der Bergsteiger fühlt sich mehr von den bereits erschlossenen Gebieten in den Anden, in Alaska, im Himalaja oder Karakorum angezogen. Die Berge und Wände dort bieten immer noch genug Platz für hochkarätige und technisch schwere Neutouren. Lobenswerterweise setzen sich Besteigungen durch kleine Seilschaften im Alpinstil unter Verzicht auf Fixseile und Lagerketten gegenüber den materialaufwendigen Großexpeditionen zunehmend durch. Langfristig werden nur die Unternehmungen Anerkennung finden, die auf unnötigen technischen, materiellen und personellen Aufwand verzichten. Dies zeigt sich auch in der Vergabe des „Bergsteiger-Oscars“, dem Piolet d’Or: Die zweite Auszeichnung (neben dem Team um Favresse s. o.) erhalten die Japaner **Yasushi Okada** und **Katautaka Yokoyama** für ihre Durchsteigung der Südwand des Mount Logan/Kanada (5959 m) im Mai 2010. In drei Tagen klettern die beiden durch die technisch anspruchsvolle (ED+ WI5, M6, 2600 m), bisher unbestiegene Wand, wohl wissend dass ein Rückzug aus der Wand kaum mehr möglich ist. Nach erfolgter Gipfelbesteigung bleibt ihnen nichts anderes übrig, als den 30 Kilometer langen Weg über den Ostgrat zurück zu ihrem Basecamp zu nehmen. Unweit davon sind **Bjorn-Eivind Artun** (NOR) und **Colin Haley** (USA) erfolgreich. In einer 72-stündigen Non-Stop-Aktion gelingt ihnen eine neue Route durch die Südostwand des Mount Foraker („Dracula“, 3200 m, AI4, M6R); bis auf wenige Stunden, die sie vom Schneesturm geschützt in einer Spalte verbringen, verzichten die beide auf größere Pausen.

Ähnlich wie die Berge Alaskas sind die bolivianischen Anden längst kein weißer Fleck mehr auf der Landkarte. Der Illimani gehört zu den bekannteren Bergen der Cordillera Real. Seine Südwand konnte aufgrund der objektiven Gefahren und hohen technischen Schwierigkeiten bislang nie durchstiegen werden. Dies gelang nun dem Bolivien-„Veteranen“ **Robert Rauch** (D) mit seinem jungen Seilpartner **Florian Hill** (A). Ihre Route „Deliver me“ (VI, WI6, M6+, 1700 m) klettern die beiden in 21 Stunden.

Der Himalaja hingegen bietet noch endlos viele unerforschte Ecken und unbestiegene Gipfel. Neben anderen gehören die Seilschaften **Kyle Dempster** und **Bruce Normand** (UK), **Chad Kellogg** und **Dylan Johnson** (beide USA) sowie Altmeister **Mick Fowler** und sein Partner **Paul Ramsden** (beide UK) zu den fleißigsten Erforschern bislang unberührter Bergregionen. Letzteren gelang – wie immer innerhalb des vierwöchigen Urlaubs des Herrn Finanzbeamten Fowler – die Durchsteigung der Nordwand (TD+, 1600 m) des Sulamar (5380 m) im Xuelian-Massiv im Nordwesten Chinas. Erst seit 2008 ist diese spektakuläre Bergregion bei Bergsteigern bekannt. Ebenfalls in China waren Johnson und Kellogg erfolgreich. Ihnen gelang die Erstbesteigung des Seerdengpu (5592 m) in Sechuan.

Hohe technische Schwierigkeiten in einer unerschlossenen Gebirgsregion zu verwirklichen, das gelingt der Seilschaft **Dempster/Normand**. Sie bezwingen die Ostwand (WI5+, M6, 2400 m) des Mount Edgar (6618 m) in Osttibet und lassen sich auch nicht vom nervenaufreibend stark überwechteten Südgrat aus der Fassung bringen, dem

Daniel Arnold, Stephan Siegrist und Thomas Senf gelang die erste Winterbesteigung des Torre Egger in Patagonien.
Foto: Th. Senf/Visual Impact

Simone Moro, Denis Urubko und Cory Richards gelingt mit dem Gasherbrum 2 die erste Winterbesteigung eines Achttausenders im Karakorum (rechts). Der Abstieg wird zum Kampf ums Überleben: Cory Richards entkommt nur knapp der Lawine (links).
Foto: C.A.M.P./C. Richards

sie die letzten 400 Höhenmeter zum Gipfel (2. Besteigung) folgen. Ihre Leistung bringt ihnen ebenso eine Nominierung für den Piolet d'Or ein wie den Briten **Malcolm Bass** und **Paul Figg** für ihre Alpinstil-Begehung der Westwand des Vasuki Parbat (6792 m/Garhwal Himalaya). Ihre episch anmutende Begehung bietet so ziemlich alles, was man sich in seinen schlimmsten Träumen ausmalt: sieben Tage in der Wand, Schwierigkeiten bis M7, eine Steinschlagverletzung, ein 10-Meter-Sturz ins Seil und zu knapp kalkulierte Essensvorräte. Aus Respekt vor dem als heilig geltenden Berg verzichten die beiden auf die letzten Meter zum Gipfel. Fernab jeglicher menschlicher Zivilisation eine schwere Wand zu versuchen, ist schon ziemlich mutig, dabei noch auf technische Errungenschaften wie Satellitentelefone zu verzichten, ist sicherlich nochmal höher zu werten, das Ganze dann allein und ohne Seilpartner zu unternehmen, mit niemandem Sorgen, Ängste, Nöte und nicht zuletzt die ganze Arbeit teilen zu können, dürfte wohl das Nonplusultra im Expeditionsbergsteigen darstellen.

Eben dies nimmt die zierliche Katalanin **Silvia Vidal** auf sich. Auf Solobegehungen harter Technorouten spezialisiert, bewaffnet mit einem Foto und – dank Google Earth – dem ungefähren Wissen über die Lage „ihrer" Wand, begibt sie sich ins indische Garhwal Himalaya. Dank einheimischer Hilfe und mit ihrem Foto findet sie den Berg im Kinnaur Valley, und ihr gelingt das Unfassbare: In 25 Tagen klettert sie in vornehmlich technischer Kletterei durch die Wand im Kailash-Parbat-Massiv, trotz Monsunregen, Unterkühlung und Unterernährung. Das Ergebnis heißt „Naufragi" (katalanisch für Schiffbruch), A4+, 6a+, 1100 m!

Leiden auf hohem Niveau – die Highlights an den Achttausendern!

Die Leidenschaft, die Leiden schafft, scheint bei manchen Menschen deutlich stärker ausgeprägt zu sein als bei anderen. Wenn sie messbar wäre, dürfte alleiniger Rekordhalter mit Sicherheit der Kasache **Denis Urubko** sein. Der nimmermüde Urubko sorgt, auch nachdem er alle 14 Achttausender auf beeindruckende Art und Weise bestiegen hat, für Schlagzeilen. Am Lhotse steigt er allein über eine Variante zum Normalweg auf den Gipfel des vierthöchsten Berges der Erde. Für eine wahre Sensation sorgt er zusammen mit **Simone Moro** (I) und **Cory Richards** (USA). Ihnen gelingt die lang umkämpfte, erste und bislang einzige Winterbesteigung eines Achttausenders im Karakorum! Am 2. Februar 2011 stehen die drei bei eisigen Temperaturen auf dem Gipfel des Gasherbrum 2, das einsetzende Schlechtwetter lässt den Abstieg zum Kampf ums Überleben werden, den das Team gemeinschaftlich souverän gewinnt. Ein Meilenstein in der Geschichte des Achttausenderbergsteigens! Für Moro ist es die zehnte Winterexpedition und der dritte Achttausendergipfel, der ihm im Winter gelingt.

Kyle Dempster (links) und Bruce Normand gelang erstmals die Durchsteigung der Ostwand des Mount Edgar in Osttibet und die zweite Besteigung des Berges überhaupt.
Foto: K. Dempster

In unmittelbarer Nähe zu den Gasherbrums liegt der dreigipflige Broad Peak. Eine Überschreitung aller drei Gipfel gelingt dem Basken **Alberto Inurrategi** (vierter Bergsteiger aller Achttausender ohne künstlichen O_2). Nachdem er Nord- und Zentralgipfel noch mit seinen Partnern Vallejo und Zabalza bestieg, kehren diese von Lager 3 ins Basislager zurück. Inurrategi hingegen macht sich auf den Weg zum Hauptgipfel des Broad Peak, dessen Besteigung ihm allein gelingt. Eine immense Ausdauerleistung, die sich ständig zwischen 7000 und 8000 Meter Höhe abspielt!

Sidestep: Alpine America!

Als im Laufe des 18. Jahrhunderts eine kleine Schar zumeist wohlhabender Engländer es als amüsante Idee betrachtete, die gerade gewonnene Freizeit für die Besteigung und Erforschung der Alpengipfel zu verwenden, nahm die Entwicklung des Alpinismus als die so oft apostrophierte „Eroberung des Unnützen" ihren Lauf. Die Idee des Bergsteigens wurde aus den Alpen über den ganzen Erdball getragen und in den unterschiedlichen Ländern und Kontinenten weiterentwickelt bis zu dem, was der Alpinismus heute ist: ein in viele Spezialdisziplinen aufgeteilter Hochleistungssport.
Der wohl größte Austausch von Ideen und Neuerungen dürfte zweifelsohne zwischen Europa als Mutterland des Bergsteigens und dem nordamerikanischen Kontinent stattgefunden haben und noch immer stattfinden. In den 1970er-Jahren revolutionierte die amerikanische Idee des Freikletterns und des Cleanclimbing (Absicherung ausschließlich mit mobilen Sicherungsmitteln) das Klettern in den Alpen und führte es aus der selbst gewählten Sackgasse des Direttissima-Zeitalters. Weitaus weniger bekannt als diese Tatsache ist, dass auch das moderne Drytooling und Mixedklettern seinen Ursprung in den Staaten hat. In diesem Zusammenhang ist insbesondere Jeff Lowe zu nennen, der Urvater moderner Mixed-Klettertechniken. Ihm gelangen in Colorado Anfang der 1990er-Jahre weltweit die ersten Routen im Grad M7 und M8. Die Fotos und Geschichten von diesen Routen belebten auch das Mixedklettern in Europa und führten letztendlich zu einer eigenen Spezialdisziplin innerhalb des Bergsports.
Vergleicht man die amerikanische Herangehensweise an das Klettern und Bergsteigen mit der in den Alpen, gibt es durchaus Unterschiede. Während in den Alpen dem Bergsteiger ein fast lückenloses Netz an Infrastruktur zur Verfügung steht – Wege, Schutzhütten, Seilbahnen –, sind viele der amerikanischen Klettergebiete in beinahe unberührter Wildnis. Unerschlossene Wände und Bergregionen sind in Staaten wie Colorado, Utah, Montana und natürlich Alaska nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Die Tradition des Cleanclimbing, das ungeschriebene Gesetz, nichts außer den eigenen Fußspuren in der Wildnis zu hinterlassen, und die Bereitschaft, sich auf die Risiken des Bergsteigens eigenverantwortlich einzulassen, kennzeichnen die amerikanische Kletter- und Alpinszene bis heute.
Mehr dazu im Gespräch mit Steve House und Jim Donini auf den folgenden Seiten.

Hard women no cry: Silvia Vidal eröffnet in 25 einsamen Tagen den Techno-Bigwall „Naufragi" im indischen Himalaja.
Foto: S. Vidal

„Klettern ist ein kreativer Prozess, der in der Natur stattfindet“

Max Bolland sprach mit Steve House und Jim Donini über den „American way of climbing“

Max Bolland » *Von Jims Haus in Ouray/Colorado kannst du 100 Meilen in eine Richtung gehen, ohne ein einziges Mal auf eine Straße oder einen Weg zu stoßen. Noch viel größer ist der Abstand zur Zivilisation in vielen amerikanischen Gebirgsregionen. Welchen Einfluss hat dieses alpine Setting auf den „American way of climbing“?*

Steve House » Drei ziemlich unterschiedliche Gebiete bestimmen den nordamerikanischen Alpinismus und nur eines davon ist in den Staaten. Das erste Gebiet ist Patagonien, das von zahlreichen amerikanischen und kanadischen Kletterern besucht wird. Patagonien bedeutet: langes Warten auf gutes Wetter und trockenen Bedingungen und Besteigungstaktiken, die fast denen im Yosemite ähneln: Viel Simultanklettern, Shortfixing und andere Tricks bestimmen die Taktik in Patagonien, wobei die Fähigkeiten im Felsklettern über denen in Eis und in der Höhe stehen. Ein weiteres Gebiet ist Alaska, hier ermöglichen arktische Temperaturen und die langen Tage das Klettern langer Eis- und Schneerouten in Non-Stop-Aktionen von 48 Stunden und mehr. Die absolute Höhe ist an Bergen wie dem Denali, Mount Foraker oder auch dem Mount Logan in Kanada schon ein Faktor, aber nicht so wie bei einem richtig hohen Gipfel über 7000 oder mehr Meter. Die kalten Temperaturen können durchaus sehr ernst werden und sind oft kälter als im Himalaja. Das dritte wichtige Gebiet sind die kanadischen Rockies. Die Kombination aus steilen Eisfällen und großen, abgeschiedenen und oft sehr brüchigen Kalksteinwänden machen sie zu einem sehr anspruchsvollen und potenziell gefährlichen Gebiet. Diese drei Gebiete scheinen jeweils eine leicht unterschiedliche Gruppe von Kletterern anzuziehen: Patagonien die Felskletterer, Alaska die Eiskletterer und Kanada die Spezialisten im kombinierten Alpingelände. Das Wichtigste aber ist meiner Meinung nach, dass diese Gebiete im Prinzip Expeditionsziele sind. Bei allen drei klettert man in der Wildnis, mit nur geringer bis überhaupt keiner Chance, in irgendeiner Weise mit der Außenwelt zu kommunizieren. Das erzeugt eine andere Einstellung, das merke ich auch an mir selbst. Wenn ich in den Alpen klettere, nehme ich mein Handy mit, ich verbringe wesentlich mehr Zeit unten in der Stadt als in den Bergen. Das ist nicht schlechter, aber es erzeugt eben eine andere Einstellung. Wenn du in Patagonien, Alaska oder Kanada erfolgreich sein willst, musst du hart dafür arbeiten und bist du viel mehr auf dich selbst gestellt.

MB » *Neben den von dir aufgezählten Spielplätzen gibt es aber immer noch genug Möglichkeiten, innerhalb der USA Neuland zu finden. Seien es die unzähligen Sandsteinwände Utahs oder einsame Gebirgsregionen wie die Wind River Range in Wyoming. Im Yosemite Valley hingegen – immer noch Mekka und Zentrum des amerikanischen Felskletterns – ist Abgeschiedenheit das letzte Problem, mit dem Kletterer dort konfrontiert werden. Doch wird auch im Yosemite erhöhte Selbstständigkeit von den Akteuren gefordert.*

Jim Donini » Als ich in den 1970er-Jahren im Yosemite Valley eintraf, kam ich sofort zum Free- und Cleanclimbing. Wir entwickelten es. Das Valley war natürlich auch die Geburtsstätte für andere Klettertechniken wie die Bigwall-Techniken. Aber die Idee des Cleanclimbing wurde immer beachtet. Das ist wohl auch der Hauptunterschied zu Europa: In Amerika findest du keine Bolts neben Rissen, kein amerikanischer Kletterer würde das machen, nicht hier und auch nicht in Patagonien, in Alaska oder im Himalaja.

MB » *Während in vielen Alpenländern der Trend dahingeht, die Risiken des Bergsteigens durch Bohrhaken zu minimieren, um den Klettersport einer größeren Masse zugänglich zu machen, wird in den Staaten den Kletterern eine wesentlich höhere Selbstverantwortung im Umgang mit den Gefahren des Bergsteigens abverlangt.*

SH » Was wir Amerikaner meines Erachtens mit den Slowenen, den Norwegern und ein paar anderen Nationen gemein haben, ist das Verständnis der eigenen Hingabe und die generelle Vermeidung des Bohrhakens im Alpinismus, die Ablehnung von Plaisir-Bergsteigen. Das wird durch die Abgeschiedenheit der nordamerikanischen Berge verstärkt.

Steve House ist einer der führenden Alpinisten der Welt, der vor allem durch spektakuläre Erstbegehungen an hohen Bergen in kompromisslosem Alpinstil von sich reden machte. Einer größeren Öffentlichkeit wurde er durch seine neue, zusammen mit Vince Anderson im Alpinstil erstbegangene Route durch die Rupalwand des Nanga Parbat im Jahr 2005 bekannt. Mittlerweile sieht er seine Zukunft mehr als Mentor junger Alpinisten denn in der Verwirklichung eigener Projekte.

JD » Auch bei uns ist das Sportklettern sehr beliebt geworden, aber es gibt eine Menge Gebiete, die das traditionelle Klettern bewahren. Da kann man nicht einfach hingehen und Bohrhaken setzen, die wären gleich wieder draußen! In Amerika herrscht ein großer Respekt für die Art und Weise, wie die Route ursprünglich eröffnet wurde.

SH » Ein Kernpunkt ist, dass wir das Klettern als einen kreativen Prozess anerkennen, der in der Natur stattfindet. Klettern ist nicht einfach nur ein Wettkampfsport wie Laufen, wo die Ergebnisse messbar sind. Es ist sehr wichtig, die Risiken des Kletterns zu bewahren, denn wie man beim Sportklettern sehen kann, können beinahe sämtliche Risiken entfernt werden. Und wenn das passiert, verändert das komplett das Erlebnis. Bergsteiger müssen lernen, mit den Risiken umzugehen, sie richtig einschätzen, die richtige Maßnahme ergreifen etc., und das ist ein komplexer Prozess.

MB » *Steve, du bist als Purist bekannt, dein Name steht für schnelle Begehungen in kompromisslos leichtem Stil. Wie bei uns in Europa stehen auch in den USA die Protagonisten stets im Spannungsfeld zwischen einer puristischen Sichtweise des Alpinismus und dem Wunsch oder auch der Notwendigkeit, die eigene Leistung wirtschaftlich zu verwerten. Gerade im Zuge der Vermarktung ist das Speedklettern äußerst populär geworden. Besonders an den Bigwalls im Yosemite Valley spielen Begehungszeiten eine große Rolle. Wie siehst du diese Entwicklung?*

SH » Für mich persönlich ist das Sammeln von Gipfeln oder der Wettlauf um Speed-Rekorde die am wenigsten kreative Form des Bergsteigens. Es wird betrieben, weil es a) manche Leute genießen und b) weil es einen hohen kommerziellen Wert hat. Auf allen 14 Achttausendern gestanden zu haben, ist der Öffentlichkeit leicht zu vermitteln, aber es ist sehr viel schwerer, die Merkmale einer neuen Route zu verstehen. Ich bin nicht deswegen Kletterer, weil ich reich werden will.

MB » Jim, du bist seit beinahe fünf Jahrzehnten der amerikanischen Kletterszene verhaftet, warst ein paar Jahre lang Präsident des American Alpine Clubs. Wer sind deines Erachtens die Aushängeschilder des amerikanischen Bergsteigens heute?

JD » Steve House, Vince Anderson und Colin Haley gehören zu den führenden Köpfen des amerikanischen Bergsteigens, aber auch Leute, von denen man noch nie gehört hat, wie zum Beispiel Mike Pennigs. Und dann gibt es natürlich noch eine ganze Menge junger, starker Kletterer, Typen wie Tommy Caldwell, Dean Potter oder Alex Honnold. Diese Riege an Alpinisten und Kletterern puscht den Leistungsstandard auch auf internationaler Ebene immer weiter nach oben. Jeder für sich setzt in seiner Sparte dabei das fort, was andere Generationen begonnen haben. Tommy Caldwell tritt das Erbe von Todd Skinner, Paul Piana, Steve Schneider und Lynn Hill an, den Pionieren des Freikletterns am El Capitan. Caldwells Liste an freien Begehungen von Bigwall-Routen am El Cap gehört zu den imposantesten Zeugnissen menschlicher Kletterkunst weltweit. Seine Ehefrau Beth Rodden folgt den Fußstapfen Lynn Hills. Sie konnte als bislang einzige Frau zwei eigenständige El-Cap-Routen – „The Nose“ und „Lurking Fear“ – freiklettern und hat Tradrouten bis zum Grad 5.14 begangen. Alex Honnold hat das Free-Solo-Klettern auf ein neues Niveau gehoben, er ist der John Bachar der Neuzeit.

MB » *Der Leistungsstandard ist über die Jahre weltweit extrem gestiegen. Was sind die Gründe für diese Entwicklung?*

JD » Der amerikanische Alpinismus hat sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert. In den 1960er-Jahren, wurden die Leute von den Bergen, von der Schönheit der Landschaft angezogen und begannen Gipfel zu sammeln. Heute fangen viele in der Kletterhalle an, und da geht's nur um technische Schwierigkeiten und die Athletik. Einige finden dann den Weg nach draußen. Viele junge Kletterer kommen vom Sportklettern zum Tradclimbing und weiter zu den langen Routen, und diese Jungs haben großartige technische und athletische Fertigkeiten. Sie können das Ganze auf den nächsten Level heben. Wenn du heute ein Topalpinist sein willst, musst du ein guter Felskletterer sein, alles andere wächst da heraus.

MB » *Das ist in Europa auch nicht anders als in den Staaten. Die Strömungen sind in der modernen Welt ebenso international geworden wie die innovativen Teams. Der Amerikaner Colin Haley macht zusammen mit dem Norweger Bjorn-Eivind-Aartun Alaska unsicher. Der Slowene Marko Prezleij hinterlässt zusammen mit Vince Anderson und Steve House eindrucksvolle Routen an den schwierigsten und höchsten Wänden der Welt. Die nationalen Großexpeditionen sind Geschichte, das Geschehen wird mehr und mehr von internationalen Miniseilschaften bestimmt. Dort liegt die Zukunft.*

Jim Donini ist mit seinen 67 Jahren und einem halben Jahrhundert Klettererfahrung eine der großen lebenden Legenden des amerikanischen Kletterns. Er kletterte als einer der Ersten im Grad 5.11 im Yosemite, verbucht die Erstbesteigung des Torre Egger (1975) für sich sowie eine kaum zählbare Menge von Erstbegehungen rund um den Globus in jeder Art von Terrain. Nimmermüde verbringt er auch in fortgeschrittenem Alter den Großteil seines Rentnerdaseins in schweren Kletterrouten und abgelegenen Bergregionen.

Chronik II: Frauen *special*

Frauenalpinismus ist mehr, als auf Achttausender zu steigen

>> Von Karin Steinbach Tarnutzer

Im Jahr 2010 waren Bergsteigerinnen immer wieder in den Schlagzeilen, wenn es darum ging, welche Frau als Erste auf allen 14 Achttausendern stand. Jenseits dieser alpinistisch nicht immer überzeugenden Besteigungen erbringen Frauen im Bergsport allerdings viel größere Leistungen – nur nimmt fast niemand Notiz davon. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit stellt dieser Beitrag exemplarisch herausragende Begehungen weniger bekannter Akteurinnen der letzten Jahre vor.

Bei ihrem ersten Ausflug in die Northern Highlands von Schottland 2010 klettert Ines Papert die Route „Blood, Sweat and Frozen Tears" am Ben Eighe als erste Frau frei: schottischer Grad VIII, mobile Absicherung und viel Luft unter den Steigeisen.
Foto: H. Hornberger

Haben Sie schon einmal von Charlotte Durif gehört? Von Silvia Vidal? Und ist Ihnen Nina Caprez ein Begriff? Oder Kei Taniguchi? Wer nicht regelmäßig alpine Fachzeitschriften liest, wird kaum je über diese Namen stolpern. Wenn es um bergsteigerische Leistungen geht, wird in der breiten Öffentlichkeit das wahrgenommen, was Sensation und Dramatik verspricht, ein spektakulärer Unfall mit zahlreichen Todesopfern zum Beispiel, wie 2008 am K2. Überhaupt die Achttausender: Sie scheinen für die Medien eine magische Anziehungskraft zu besitzen. Offensichtlich ist das Klettern in höheren Schwierigkeitsgraden angesichts der mittlerweile zahlreichen verschiedenen Disziplinen und Bewertungsskalen einem allgemeinen Publikum so schwer vermittelbar, dass in Tageszeitungen oder im Fernsehen in erster Linie über das Höhenbergsteigen berichtet wird – mit Ausnahme vielleicht eines neuen Speed-Rekords in der Eiger-Nordwand. Zumindest im Ansatz sind solche Unternehmungen vor dem Hintergrund „klassischer" Hochtouren wohl noch am ehesten nachzuvollziehen.

In dieser Hinsicht geht es Bergsteigerinnen nicht anders als Bergsteigern: Wer an unbekannten Zielen unterwegs ist – und seien sie noch so anspruchsvoll –, schafft es selten in die Medien. Im Frühjahr 2010 erreichte der Achttausender-Hype bei den Frauen einen neuen Höhepunkt, als kurz nacheinander die Koreanerin **Oh Eun Sun** und die Spanierin **Edurne Pasaban** ihren jeweils 14. Gipfel über 8000 m bestiegen. War im Vorfeld heftig darüber diskutiert worden, ob es sich um einen Wettlauf zwischen den Frauen handelte oder nicht, wurden nun ausführlich die Methoden der einen und der Stil der anderen kritisiert sowie Oh Eun Suns Kangchendzönga-Besteigung angezweifelt. Ohne ein abschließendes Urteil fällen zu können oder zu wollen, sei dazu der Südtiroler Extremkletterer Hanspeter Eisendle zitiert, der Oh Eun Sun im Rahmen des International Mountain Summit 2010 in Brixen „mit allen Vorurteilen, die mir über die Medien zugetragen wurden", begegnete und sich zuletzt „mit Hochachtung von dieser einfachen, ‚kleinen' Frau" verabschiedete: „Sie erzählt genau und offen, was sie macht. Das bedroht alle anderen Profis, die eigentlich genau das Gleiche machen und es als ganz etwas anderes verkaufen wollen. Somit wird sie zur Verräterin. Dazu ist sie noch Asiatin, und sie war schneller beim Sammeln. Sie sagt ganz offen, dass die Tatsache, dass andere Frauen schon mehr Achttausender bestiegen hatten als sie, für sie ein Ansporn war, sich damit zu beeilen. Sie wurde von den Leistungen der anderen beflügelt und steht somit zum Wettbewerb der Frauen. Sie bezeichnet sich selbst als Bergtouristin und nicht als Spitzenalpinistin. Das ist für mich wohltuend ehrlich und weit weg von der europäischen Pseudo-Ethik, an die sich sowieso niemand hält."

Angesichts der beiden 14-Achttausender-Frauen trat ein wenig in den Hintergrund, dass die Österreicherin **Gerlinde Kaltenbrunner** im Mai 2010 mit dem Mount Everest ihren 13. Achttau-

sender bestieg. Sie wurde für die Journalisten dann wieder interessant, als bei ihrem anschließenden Versuch am K2 der schwedische Extremskifahrer Fredrik Ericsson – mit ihm gemeinsam stieg sie auf – abstürzte und es einen tragischen Todesfall zu vermelden gab. Im Sommer 2011 brach sie erneut zum K2 auf, diesmal von der chinesischen Seite aus. Am 23. August 2011 erreichte sie gemeinsam mit zwei kasachischen und einem polnischen Teamgefährten über den anspruchsvollen Nordpfeiler den Gipfel. Damit ist Gerlinde Kaltenbrunner die erste Frau, die – im Gegensatz zu Oh Eun Sun und Edurne Pasaban – alle 14 Achttausender ohne Zuhilfenahme von künstlichem Sauerstoff bestiegen hat. Nach der Shisha-Pangma-Südwand 2005 erreichte sie am K2 zum zweiten Mal einen Achttausendergipfel über einen anderen als den „leichten" Normalweg.

Große Schwierigkeiten in hohen Wänden

Auch wenn die Massenmedien diesen Eindruck erwecken: Die alpinistischen Aktivitäten von Frauen beschränken sich nicht darauf, auf zumeist gebahnten Normalwegen Achttausender zu besteigen. Die Latte ihrer Fähigkeiten liegt höher. Nicht nur bei den Schwierigkeitsgraden werden immer wieder neue Rekorde gebrochen, die hohen Anforderungen werden auch an die Berge der Welt übertragen, sei es auf bereits bestehenden oder auf neuen Routen. Die Deutsche **Ines Papert** zum Beispiel, die bis 2006 vor allem als Eiskletterin Furore machte, konzentriert sich seit der Beendigung ihrer Wettkampfkarriere darauf, ihre Erfahrungen im Eis wie auch im Fels in Erstbegehungen umzusetzen. Im kanadischen Ice Fall Brook eröffnete sie die Mixed-Route „Into the Wild" (M12, WI 5), im Cirque of the Unclimbables, ebenfalls in Kanada, die mit 5.13a bewertete Felslinie „Power of Silence" am Middle Huey Spire – für ihre dortige Seilpartnerin **Lisi Steurer**, österreichische Bergführerin aus Lienz, die erste alpine Erstbegehung. 2009 konnte Papert mit der Erstbegehung der „Cobra Norte" (ED, M8, WI 5) am Kwangde Shar im nepalesischen Khumbu-Gebiet zusammen mit dem Amerikaner Cory Richards den ersten Expeditionserfolg verbuchen. Im Jahr darauf brach sie zum 5842 Meter hohen Kyzyl Asker in Kirgisien auf, um dessen Südostwand im Alpinstil erstzubegehen, scheiterte jedoch 200 Meter unter dem Gipfel am schlechten Wetter. Im August 2011 kehrte sie für einen weiteren Versuch zurück. Zudem gelangen ihr neben Wiederholungen auch zwei Erstbegehungen im schottischen Mixed-Gelände; seit Januar 2011 ist Ines Papert die erste Frau, die den schottischen Grad IX kletterte – wobei sie sich bei ihren Touren gegen das Label „erste Frauenbegehung" eigentlich wehrt, da es im Zuge einer echten Gleichberechtigung kontraproduktiv sei. Dass sie nur drei Monate später die mit 8a+ bewertete „Super Cirill" in Sonlerto (Valle Bavona, Tessin) frei durchsteigen konnte, zeigt einmal mehr ihre Qualitäten als Allrounderin.

Diese Vielseitigkeit scheint überhaupt eine der wichtigsten Eigenschaften heutiger Spitzenbergsportlerinnen zu sein. War es vor wenigen Jahren die Amerikanerin **Steph Davis**, die sowohl mit freien Begehungen von Bigwalls im Yosemite Valley als auch mit zahlreichen Routen in Pakistan, Kirgisien und vor allem in Patagonien auf sich aufmerksam machte, übernahm zuletzt ihre Landsmännin **Kate Rutherford** diese Rolle. Im Juni 2010 bildete sie mit **Madeleine Sorkin** die erste rein weibliche Seilschaft, die eine Route am El Capitan („Freerider", 5.12d) frei kletterte. Doch auch in den widrigen patagonischen Wetterverhältnissen bewährte sie sich: Im Februar 2011 gelang ihr zusammen mit Mikey Schaefer eine Erstbegehung am Fitz Roy, die „Washington Route" (VI, 5.10, A1). Mit ihm hatte sie bereits im Januar 2009 die „Hard Saying Not Knowing" (6a, A2, 75°) an der Aguja Guillaumet eröffnet.

Wer von Patagonien redet, kommt an **Dörte Pietron** nicht vorbei. Die deutsche Bergführerin, Diplomphysikerin und starke Dolomiten-Kletterin hat mittlerweile nicht nur die erste Frauenbegehung der Cerro-Torre-Westwand (M4, WI 6) auf ihrem Konto, im Februar 2010 durchstieg sie gemeinsam mit der Argentinierin **Milena Gomez** die „Afanassieff" (6c) am Fitz Roy – die fünfte Wiederholung der Route und die zweite Besteigung des Gipfels durch eine Frauenseilschaft. Im November 2010 kletterte sie mit ihrem Partner Rolando Garibotti innerhalb von fünf Tagen auf Fitz Roy („Supercanaleta", 6a+, 85°) und Cerro Torre („Kompressorroute", 6a, A2, WI 3), im Frühjahr 2011 die „Ensueño" (6c, zweite Wiederholung) auf den Fitz Roy.

Dörte Pietron begeht im Februar 2011 den Westpfeiler des Fitz Roy über die „Ensueño". Mit ihrem Partner Rolando Garibotti ist sie erst die dritte Seilschaft, der die 1600 Meter lange kombinierte Route im Grad 6c gelingt – mit Wetterglück und Blick auf Cerro Torre und das Südliche Patagonische Inlandeis.
Foto: R. Garibotti

Eine Schwäche für Bigwalls im Karakorum hat die Ukrainerin **Marina Kopteva** aus Kiew. Innerhalb eines Drei-Frauen-Teams mit ihrer Landsmännin **Anna Yasinskaya** und der Russin **Galina Chibitok** beging sie im Herbst 2010 die technische Route „Czech Express“ (VI, A3–4) auf den 5850 Meter hohen Amin Brakk. Im Sommer 2011 war sie am Großen Trangoturm unterwegs. Ganz auf das Techno-Klettern – noch dazu im Alleingang – hat sich die Katalanin **Silvia Vidal** spezialisiert. Nachdem sie drei Jahre zuvor am Nordostpfeiler (5300 m) des Shipton Spire in Pakistan „Life Is Lilac“ (6a, A4+) solo erstbegangen hatte, eröffnete sie im Sommer 2010 an einer namenlosen Wand im Kailash-Parbat-Massiv im indischen Gliedstaat Himachal Pradesh die Route „Naufragi“ (6a+, A4+) im selben Stil. 25 Tage verbrachte sie allein in der Wand, ohne technische Kommunikationsmittel und damit völlig auf sich allein gestellt, zudem meist im Monsunregen – vermutlich deshalb nannte sie ihre Route „Naufragi“, zu Deutsch „Schiffbruch“.

Die Französin **Stéphanie Bodet**, die wie Ines Papert ursprünglich als Wettkampfkletterin begann, führten Kletterexpeditionen praktisch rund um die Welt: nach Marokko, Algerien, Mali, Namibia, Jordanien, Indien, Brasilien, Patagonien. Zwölf Tage verbrachte sie bei der ersten Wiederholung von „Rainbow Jambaia“ (7c+) in der Wand des Salto Angel in Venezuela, am pakistanischen Nameless Tower konnte sie die „Eternal Flame“ zu neunzig Prozent frei klettern. Bisheriger Höhepunkt war die erste Rotpunktbegehung von „Tough Enough“, des angeblich „härtesten Bigwalls der Welt“ durch die Karambony-Ostwand auf Madagaskar. Sie gelang ihr 2008 mit ihrem Partner Arnaud Petit sowie Sylvain Millet und Laurent Triay, wobei sie die mit 8c bewertete Schlüsselseillänge auf einer Variante (8b+) umgingen.

Alpines (Sport-)Klettern

Für die Steigerung der reinen Kletterschwierigkeit zeichneten in den Achtziger- und Neunzigerjahren Luisa Iovane, Catherine Destivelle, Isabelle Patissier und Lynn Hill verantwortlich. Nach der Jahrtausendwende war es die Baskin **Josune Bereziartu**, die den Standard kontinuierlich höhersetzte und 2005 mit der „Bimba Luna“ im schweizerischen St-Loup als erste Frau eine Sportkletterroute im Grad 9a+ kletterte – eine bis heute unübertroffene Leistung, der in der UIAA-Skala eine XI+ entspricht. In den letzten Jahren orientierte sie sich eher an Mehrseillängenrouten und trat beispielsweise mit der Onsight-Rotpunktbegehung der „Divina Comedia“ in den Pyrenäen gemeinsam mit ihrem Mann Rikar Otegui hervor, die auf dem Niveau 7c vollständig mit natürlichen Sicherungsmitteln abzusichern ist.

Eine Route mit Ruf: Als erste Frau wiederholt Nina Caprez im Juli 2011 den „Silbergeier“ (8b+) an der Vierten Kirchlispitze im Rätikon. Gemischte Gefühle am Einstieg, heikle Plattentraverse in der zweiten Seillänge (7c+), Entspannen am No-hand-rest (oben) – und perfekte Wasserrillen in der mit 8a+ bewerteten dritten Seillänge (links).
Fotos: S. Schlumpf

Allgemein lässt sich feststellen, dass der Weg der Kletterinnen oft vom Sportklettern zum alpinen Klettern führt, wobei die jüngste Generation meist in der Kletterhalle begonnen hat oder nach einer Wettkampfkarriere nach neuen Herausforderungen sucht. Die Schweizerin **Nina Caprez** etwa entwickelte sich nach Wettkampferfolgen zu einer der stärksten alpinen Sportkletterinnen. 2010 gelangen ihr die Mehrseillängenrouten „Ali Baba" (8a+) im südfranzösischen Aiglun und „Hotel Supramonte" (8b) auf Sardinien, im Mai 2011 „Tom et je ris" (8b+, eine 70 m hohe Sportklettertour in Verdon) sowie die zweite Wiederholung der Arnaud-Petit-Route „Délicatessen" (8b) auf Korsika und im Juli die erste Frauenbegehung von Beat Kammerlanders „Silbergeier" im Rätikon, der mit dem Grad 8b+ jahrelang zu den drei schwersten Alpintouren gehörte.

Ein noch größeres Multitalent – Nina Caprez bouldert auch bis zum Grad Fb 7c der Fontainebleau-Skala – war die Belgierin **Chloé Graftiaux**, bei der Wettkampf, Sportklettern und alpines Klettern Hand in Hand gingen. 2010 gewann sie den Eiskletter-Weltcup in Val Daone und wurde in der Gesamtwertung des Boulder-Weltcups Dritte. Sie boulderte bis Fb 7c, kletterte Sportkletterrouten bis 8b+, war im Eis bis WI 6 sowie in Mixed-Routen bis M11 unterwegs und hatte mit 22 Jahren bereits zahlreiche große Touren im Mont-Blanc-Gebiet wie etwa den Frêneypfeiler, im Yosemite die „Nose", den „Freerider" und „Separate Reality" sowie Artif-Routen in Verdon (bis A3+) begangen. Die unglaublich vielseitige junge Frau, die in Grenoble lebte und Bergführerin werden wollte, kam im August 2010 im Abstieg von der Aiguille Noire de Peuterey durch einen von Steinschlag ausgelösten Absturz ums Leben.

In dieser Intensität und auf so hohem Niveau zu klettern setzt umfangreiches Training voraus. Doch auch Frauen, die den Sport nicht professionell betreiben, erreichen oft ein hohes Niveau – von dem allerdings meist nur das persönliche Umfeld erfährt. Exemplarisch herausgehoben sei die 1982 geborene Südtirolerin **Rebecca Finch**, Biologin und in Ausbildung zur Bergführerin. Sie beging neben den Nordwänden von Ortler und Königsspitze, der „Ginat" auf die Droites und der „Schweizerführe" auf die Courtes viele große Routen in ihrer Heimat, den Dolomiten: unter anderem den „Weg durch den Fisch" (IX–) in der Marmolada-Südwand (nach eigenen Angaben „leider nicht ganz frei"), „Masada" (6c, A1) am Sass Maor, „Jugendliebe" (VIII) und „Loss lei heb schun" (IX–) am Heiligkreuzkofel, „Ötzi trifft Yeti" (VIII+) an der Kleinen Zinne und „Viva México, cabrones" (VIII–, erste Frauenbegehung) in der Civetta-Nordwestwand. Eine ähnlich gute Kletterin ist ihre Landsmännin **Judith Gögele**.

Sportklettern und Bouldern

Um noch kurz in Südtirol zu bleiben: **Angelika Rainer** ließ 2008 durch ihre erste Rotpunktbegehung der „Via Italia 61" (8a) am Piz Ciavazes aufhorchen, setzte aber ansonsten den Schwerpunkt auf Sportkletterrouten (bis 8a+/8b) sowie auf Eisklettern und Drytooling; sowohl 2009 als auch 2011 wurde sie Eiskletter-Weltmeisterin. Bei den reinen Sportkletterinnen ist zuallererst die Französin **Charlotte Durif** zu erwähnen, die eine beispiellose Liste von Begehungen aufweist. Allein im Jahr 2010 gelangen ihr 41 Routen in den Graden 8a und 8a+, neun Routen im Grad 8b (davon vier onsight), vier Routen im Grad 8b+ (eine davon onsight) und sechs Routen im Grad 8c. Eine dieser 8c-Routen, die „Les rois du pétrole" im französischen Pic St-Loup, kletterte sie onsight und ist damit die erste Frau, die den oberen zehnten bzw. unteren elften UIAA-Grad auf Anhieb meisterte. Zudem eröffnete sie 2009 zwei neue Wege im Grad 8c+ (UIAA XI–/XI). Eine davon, die „Pull-Over" in der Grotte de Galetas in Verdon, bewertete Adam Ondra bei seiner Wiederholung als „8c+ hard".

Es dürfte wohl nur noch eine Frage der Zeit sein, wann eine der Nachwuchskletterinnen den Schwierigkeitsgrad 9a erreichen und eventuell auch den von Josune Bereziartu aufgestellten Rekord 9a+ brechen kann. Ebenfalls regelmäßig im Grad 8c bewegt sich die Spanierin **Daila Ojeda**, die Partnerin von Chris Sharma: Sie kletterte 2010 drei Routen in diesem Grad und 2011 eine 8b+/8c. Die Deutsche **Sarah Seeger** konnte mit „Odd Fellows" im Nördlichen Frankenjura eine weitere 8c (nach dem „Steinbock" im Jahr 2009) sowie die Boulder „Rothaut" und „Hollow Man" (beide Fb 8a+ trav.) begehen. Zu den 8c-Frauen gehört außerdem die Österreicherin **Angela Eiter**, die im November 2010 im spanischen Santa Lynia mit der „Engravids eskerbs ext." ihre erste 8c+ abhaken konnte. Zudem wurde sie 2011 in Arco zum dritten Mal nach 2005 und 2007 Weltmeisterin im Vorstiegsklettern (Lead). Ein neuer Name ist die 1992 geborene Amerikanerin **Sasha Digiulian**, die im August 2010 ihre erste 8c im spanischen Rodellar und im März 2011 innerhalb von sechs Tagen drei High-End-Routen (8c+, 8b+ onsight, 8c+) in der Red River Gorge in Kentucky kletterte, eine der 8c+ („Southern Smoke") als erste Frau. Bei der Weltmeisterschaft 2011 in Arco erreichte sie im Bouldern den zweiten, im Lead den achten Platz und wurde Erste in der Kombinationswertung aus allen drei Disziplinen Lead, Bouldern und Speed.

Vom Bouldern war schon hier und da die Rede – die meisten Kletterinnen sind in mehreren Disziplinen aktiv –, und es verwundert nicht, dass auch hier das Limit nach oben verschoben wurde. Bei den Boulderinnen liegt die Latte momentan bei Fb 8b; **Angie Payne** aus den USA kletterte im August 2010 mit „The Automator" im Rocky Mountains National Park in Colorado als erste Frau diesen Grad, der in der amerikanischen Bewertung mit V13 bezeichnet wird. Dasselbe gelang wenige Wochen danach der Österreicherin **Anna Stöhr**, die im schweizerischen Averstal den Dave-Graham-Boulder „Riverbed" sowie „Pura vida" durchstieg. Bislang war sie vor allem als erfolgreiche Wettkampf-Boulderin in Erscheinung getreten, 2007 und 2011 wurde sie Weltmeisterin. Bei den Wettkämpfen sind die Österreicherinnen sowieso eine Klasse für sich – neben Stöhr und Eiter platzierten sich zuletzt Johanna Ernst, Magdalena Röck, Katharina Posch und Christine Schranz auf vorderen Plätzen.

Nicht übersehen werden sollten aber die Athletinnen aus Asien. Bei ihnen ist die Informationslage ähnlich schlecht wie bei den Osteuropäerinnen – um es weniger freundlich auszudrücken: Sie werden von der westeuropäischen Szene oftmals ignoriert. Dabei gewann 2010 mit **Akiyo Noguchi** eine Japanerin den Gesamt-Weltcup im Bouldern und mit **Jain Kim** eine Koreanerin den Lead-Weltcup sowie die kombinierte Wertung aller Disziplinen, bei der Weltmeisterschaft in Arco 2011 wurde sie Zweite. Und nicht zuletzt war die einzige Frau, an die in der fast zwanzigjährigen Geschichte des Piolet d'Or die Auszeichnung für die außergewöhnlichste alpine Leistung des Jahres vergeben wurde, eine Japanerin: **Kei Taniguchi** erhielt 2009 zusammen mit ihrem Expeditionsgefährten Kazuya Hiraide den „Oscar des Extrembergsteigens" für die Erstbegehung der 1800 Meter hohen Route „Samurai Direct" (M5+, WI 5+) in der Südostwand des indischen Siebentausenders Kamet. Zuvor hatte sie bereits drei Sieben- und zwei Achttausender bestiegen und schwierige Routen in Alaska begangen, außerdem im Alpinstil eine neue Route in der Nordwand des Shivling eröffnet. Aber: Wer kennt Kei Taniguchi?

Links: Kei Taniguchi erhält 2009 als bisher einzige Frau den Piolet d'Or für ihre Erstbegehung der Route „Samurai Direct" in der Südostwand des Kamet, gemeinsam mit Kazuya Hiraide.

Foto: P. Tournaire/Piolets d'Or

Rechts: Am 23. August 2011 steht Gerlinde Kaltenbrunner (hier zwischen Maxut Zhumayev links und Vassiliy Pivtsov rechts) auf dem Gipfel des K2. Sie ist damit die erste Frau, die alle 14 Achttausender ohne Zuhilfenahme von künstlichem Sauerstoff bestiegen hat.

Foto: D. Zaluski//National Geographic

Dronning Maud Land

Das unbekannte Traumland in der Ostantarktis

>> Christoph Höbenreich

Es ist eine Welt, die weit jenseits des Bewusstseins der meisten Menschen liegt. Abgelegen, schwer zugänglich, menschenleer. Auf der Suche nach den skurrilsten Bergen unserer Erde kommt man irgendwann unweigerlich nach Dronning Maud Land, wo imposante Felstürme und verwegene Pfeiler die mächtigen Eispanzer der Ostantarktis durchstoßen und sich mit ihrem rötlichen Gestein unvermittelt aus dem umliegenden Weiß erheben. Manche ragen fast einen Kilometer hoch senkrecht aus den Eisflächen empor: ein Traumziel alpinistischer Sehnsüchte. Eine österreichische Expedition unter der Leitung von Christoph Höbenreich hat im Jahr 2009 zwölf Gipfel und Felsspitzen im Eis erstmals bestiegen.

Antarktika: der lebensfeindlichste Kontinent der Erde

Wer hier herkommt, ist dem kältesten, dem windigsten und gleichzeitig trockensten Klima der Erde ausgesetzt. Selbst eine indigene Bevölkerung gibt es auf dem rauen, meist von Treibeis umgebenen Kontinent nicht. Lediglich Pinguine tummeln sich hier in Scharen, und im Polarsommer auch die Forscher. Die Antarktis birgt nämlich einzigartige Informationen für Biologen, Klimatologen, Geologen und Geophysiker und sollte deswegen in erster Linie ein Kontinent des Friedens und der Wissenschaft sein. Dafür sorgt der sogenannte Antarktis-Vertrag, der 1959, mitten im Kalten Krieg, geschlossen wurde. Argentinien, Chile, Großbritannien, Frankreich, Norwegen, Australien und Neuseeland haben zwar territoriale Ansprüche auf die Antarktis erhoben, diese sind jedoch durch den Antarktis-Vertrag bis auf weiteres „auf Eis gelegt". Neben dem zusätzlichen Umweltschutzabkommen, das erst 2048 erstmals wieder in Frage gestellt werden kann, bieten aber ohnehin vor allem die bis zu 4500 Meter dicken Eispanzer und die klimatischen Verhältnisse den reichen mineralischen Ressourcen ausreichend Schutz vor menschlicher Zudringlichkeit.

Nur wenigen Wissenschaftlern und noch viel weniger Alpinisten war es bisher vergönnt, die

Für Christoph Höbenreich der Traum und das Ideal einer modernen Polarexpedition: Mit Ski und Pulkaschlitten autark und aus eigener Kraft unterwegs zu sein, um in völliger Abgeschiedenheit alpines Neuland erkunden und namenlose Berge erstmals besteigen zu können.

Alle Fotos: Ch. Höbenreich

Die Felsspitzen der Drygalski-Berge (norwegisch Fenriskjeften) erstrahlen in der südpolaren Mitternachtssonne.

Gebirge Dronning Maud Lands zu besuchen. Zu aufwendig die Logistik, zu hoch die Kosten, zu unerforscht die Bergwelt. Noch längst nicht alle Berge tragen einen Namen. Und nur eine Handvoll der Gipfel wurde bisher von insgesamt knapp drei Dutzend Alpinisten bestiegen. Es war daher eine großartige Herausforderung für mich, im November 2009 erstmals auch aus Österreich eine Expedition nach Dronning Maud Land zu organisieren und dabei alpines Neuland aufzusuchen.

Nachdem der Norweger Roald Amundsen am 14. Dezember 1911 vor dem Engländer Robert Falcon Scott den Wettlauf zum Südpol gewonnen hatte, kam in der Antarktis ein regelrechtes Entdeckungsfieber auf. 1929 erforschte eine norwegische Expedition erstmals den ausgedehnten Kontinentalrand der Ostantarktis, um sich vordergründig Walfangrechte zu sichern. Zu Ehren der norwegischen Königin Maud (1869–1938) wurde das Gebiet jenseits der Küste zwischen 20 Grad West und 45 Grad Ost Dronning Maud Land benannt.

Flugpioniere in Neuschwabenland

Unter nationalsozialistischer Flagge fahrend und vor der breiten Öffentlichkeit streng geheim gehalten, erreichte 1939 die „Deutsche Antarktische Expedition" unter Kapitän Alfred Ritscher mit dem Motorschiff „Schwabenland" den Schelfeisrand von Dronning Maud Land. Von Bord des Schiffes wurden Dornier-Flugboote der Lufthansa katapultiert. Mit ihnen wurden Tausende Quadratkilometer der eisigen Gebirgswelt entdeckt, mit Luftbildkameras dokumentiert und mit abgeworfenen Hakenkreuzfahnen markiert, was vorher angeblich sogar auf der Pasterze unter dem Großglockner geprobt worden war. Das als Neuschwabenland benannte vermeintliche Niemandsland sollte für das Deutsche Reich in Besitz genommen werden, um sich, wie andere Nationen auch, ein Stück der Antarktis und ihrer maritimen Fanggründe zu sichern. Doch Norwegen kam mit seinem Territorialanspruch, der nur wenige Tage vor der Ankunft der „Schwabenland" in der Antarktis proklamiert wurde, den deutschen Ambitionen zuvor. Die sensationellen Luftaufnahmen gingen im Zweiten Weltkrieg größtenteils verloren und die Expedition selbst geriet in Vergessenheit. Nur einige Hundert der gestochen scharfen Luftbilder überstanden die Kriegswirren und blieben als wertvolle expeditionshistorische Dokumente erhalten. Diese dienten mir schließlich zur Planung unserer Expeditionsroute und Besteigungsziele.

Heute tragen die internationalen Karten von Dronning Maud Land offiziell auch deutschsprachige Namen. So gibt es das Ritscher-Land, die Filchner- und Drygalski-Berge, das Mühlig-Hoffmann- und Alexander-Humboldt-Gebirge oder die Payer- und Weyprecht-Berge. Und die Schirmacher-Oase, eine eisfreie Felsinsel mit gefrorenen Süßwasserseen mitten in der antarktischen Eiswüste, die nach einem der beiden Flugbootkapitäne benannt ist. In ihrer Nähe befindet sich heute die Novo-Airbase. Am Fuße der Berge haben katabatische Stürme, wie die heftigen Fallwinde vom Südpolarplateau genannt werden, eine Gletscherfläche blank gefegt, die als Eislandepiste für schwere Transportmaschinen präpariert wird.

Russische Polarflieger, die mit ihrer Erfahrung aus der Arktis zu den besten der Welt gehören, stellen in einer technischen und logistischen Meisterleistung der Polarfliegerei mit einer Iljushin 76 eine Luftbrücke aus Kapstadt in die 4200 Kilometer entfernte Antarktis her, die in erster Linie der Versorgung der internationalen Forschungsstationen dient. Ich erhielt drei der begehrten Plätze in dem riesigen Transportflugzeug, um meine Expeditionsidee realisieren zu können.

Alpinpioniere in Antarktika

100 Jahre nachdem Roald Amundsen und seine Begleiter als erste Menschen den Südpol erreichten und damit einen Menschheitstraum erfüllten, ist heute vor allem der Mount Vinson, mit 4892 Meter der höchste Gipfel des Kontinents, das Traumziel vieler Bergsteiger. Erst als die Achttausender alle längst bestiegen waren, wurde der Gipfel des Vinson-Massivs am 18.12.1966 im Rahmen einer Expedition des American Alpine Club von Barry Corbet, John Evans, Bill Long und Pete Schoening erstmals bestiegen. Danach blieb es noch jahrelang ruhig. Der Hype um den Bergriesen begann erst Mitte der 1980er-Jahre, als man den Reiz der Seven Summits entdeckte.
Nur wenige Alpinisten machten sich aber bisher auf, die Gebirge Antarktikas abseits des imageträchtigen Vinson-Massivs zu erforschen. Die Antarktis umfasst eine schier unüberschaubare Anzahl noch unbestiegener Berge und bietet Neuland noch für ganze Generationen von Alpinisten. Vom Dach des Kontinents in der Sentinel Range, über die einsamen Züge des Transantarktischen Gebirges, die Felstürme Dronning Maud Lands und die Schönheiten der antarktischen Halbinsel bis hin zu den sturmumtosten Gipfeln des subpolaren Inseljuwels Südgeorgien im Südatlantik.
Die spektakulärsten und bizarrsten Berge des Kontinents sind in Dronning Maud Land zu finden. Hier wurde erst eine Handvoll der Gipfel von insgesamt knapp drei Dutzend Alpinisten bestiegen, darunter so bekannte Namen und Spitzenbergsteiger wie Robert Caspersen und Ivar Tollefsen (1994 und 2006), Conrad Anker, Alex Lowe und Jon Krakauer (1997), Alain Hubert, Andre Georges und Ralf Dujmovits (2000), Cestmir Lukes (2000), Mike Libecky (2003 und 2006) oder Stefan Siegrist mit Thomas und Alex Huber (2008). Wertvolle Pionierarbeit leistete auch der Australier Damien Gildea, der über Jahre hinweg immer wieder in die Sentinel Range reiste, um die höchsten Berge zu besteigen und neu zu vermessen.

Es ist eine Gnade, durch diese Bergwelt von bizarrer, beinahe überirdischer Schönheit ziehen zu dürfen: Zeit zum Staunen, Atmen, Träumen. Norweger haben 1994 den Ulvetanna (rechts) und 2006 den Sandneshatten-Ostgipfel (links) erstbestiegen. Die Zweitbesteigung des Sandneshatten-Ostgipfels erfordert mit den schweren Polarbergschuhen kniffelige Reibungskletterei.

Bei Windstille wird es erstaunlich warm. Karl Pichler und Paul Koller im Aufstieg zur Turtschinspitze. Im Hintergrund die Nadel der Tiroler Spitze (in Bildmitte), flankiert von Österreichspitze (links) und Steirerturm (rechts).

Wir dürfen uns als Besucher auf dem Steinrelief der Station Novolazarevskaja eintragen (rechts).

Nach Norwegern gelingt uns die zweite Besteigung des Sandneshatten-Ostgipfels (links). „Camping" im Eis- und Felsparadies bei minus 32° Celsius (rechts).

Mein sportliches Ziel war es, das Herz der Region mit Skiern und selbst gezogenen Schlitten auf einer noch nie begangenen Route zu durchqueren und dabei einige Erstbesteigungen mit einem kleinen und starken Team zu unternehmen. An der Expedition nahmen Paul Koller aus St. Johann in Tirol und Karl Pichler aus Mürzhofen in der Steiermark teil, beide ebenfalls Mitglieder des OeAV.

Ich knie im Schnee und weine, überwältigt von der Schönheit der Felsgipfel und der unbeschreiblichen Weite der südpolaren Eiswildnis. Die Last der Vorbereitungen von über einem Jahr fällt mit einem Schlag von mir ab. Die Twin-Otter, die uns in der Antarktis ausgesetzt hat, ist am Horizont verschwunden, ihr Brummen längst verstummt. Ich lasse die Stille in den Ohren singen. Abgeschiedener und weiter weg von der Zivilisation kann man auf der Erde wohl kaum sein. Das leise Säuseln des Windes und die über den Schnee wehenden Eiskristalle umgeben mich. Ich atme die glasklare, klirrend kalte Luft, fühle mich frei und bin glücklich, endlich hier zu sein, wohin ich mich so lange Zeit geträumt habe.

Doch schon bald reißt mich die Antarktis aus meiner Traumwelt in die Realität zurück. Meine Freudentränen auf den Wangen sind bereits zu Eiskristallen erstarrt. Der eisige Wind mahnt zur Vorsicht und Konzentration. Um uns erst einmal zu organisieren, schlagen wir unser erstes Zeltlager auf. Das sturmstabile Tunnelzelt ist in wenigen Minuten aufgebaut und bietet uns zu dritt hervorragend Platz. Im Bereich der Apsis grabe ich mit Schneesäge und Schaufel eine knietiefe Kuhle in den harten Polarschnee, damit wir bequem sitzen und kochen können. Um das Zelt besser vor einem plötzlich auftretenden Schneesturm zu schützen, wird eine Schneemauer errichtet. Jedes Teil bekommt im Zelt wie auch im Schlitten seinen Platz, an dem es während der ganzen Reise zu finden ist und nicht lange gesucht werden muss. So weiß jeder von uns bald, was, wie, wann und wo zu tun ist, und es kehrt nach kurzer Zeit die hier lebensnotwendige Routine ein.

In der Antarktis lässt es sich mit der Sonne und den von ihr geworfenen Schatten hervorragend navigieren – solange kein Nebel herrscht und man berücksichtigt, dass sich die Erde jede Stunde um 15 Grad weiterdreht. Aber natürlich läuft heute in der Antarktis niemand mehr ohne GPS-Geräte herum. Und so verwenden auch wir diese kleinen Wunderdinge, die uns auf Knopfdruck sagen, wo wir sind und wo es langgeht. Gern rufe ich mir in solchen Momenten die Zeit der wahren Pioniere und Entdecker in Erinnerung. Sie mussten ihre Position mühsam mit Sextanten und Tabellen bestimmen und waren, im Vergleich zu uns, nicht

… der Mythos der **terra incognita!**

nur spartanisch ausgerüstet und schlecht ernährt, sondern auch völlig ohne Kommunikation nach außen. Bei diesem Gedanken relativieren sich schnell die modernen „Abenteuer“ und erscheinen in einem etwas anderen Licht. Aber auch im 21. Jahrhundert sind die Gefahren des Eises und der Kälte noch immer die gleichen. Und auch wir dürfen bei Bergnot keine Hilfe von außen erwarten. Rettungshubschrauber gibt es nicht und zwischen den Bergen nur wenige Landemöglichkeiten für die Twin-Otter. Eine Bergung auf dem Landwege wäre nicht überall möglich und in jedem Fall äußerst zeitaufwendig.

Unser Ausgangslager steht inmitten der spektakulären Drygalski-Berge, die an den deutschen Polarforscher Erich von Drygalski, den Leiter der ersten deutschen Forschungsreise in die Antarktis von 1901 bis 1903, erinnern. Diese bizarren Bergspitzen ragen wie Reißzähne eines Unterkiefers in den Himmel. Das Gebirge wurde daher von den Norwegern auch treffend Fenriskjeften („Wolfsgebiss“) genannt. Hier liegen unter anderen auch der als Matterhorn der Antarktis geltende 2931 Meter hohe Ulvetanna („Wolfszahn“) und der Holtanna („Hohlzahn“). Mit unseren Skiern gleiten wir über den Fenristunga-Gletscher („Wolfszunge“) und besteigen den Gipfel der Tungespissen („Zungenspitze“) und des Mundlauga. Jeweils über zwölf Stunden sind wir dazu auf den Beinen. Im Licht der tief stehenden Mitternachtssonne leuchten die aus dem Eis ragenden Nunataks rot auf. Wir können hier rund um die Uhr Berge besteigen und müssen nicht befürchten, in die Dunkelheit zu geraten. Unser größtes Problem ist vielmehr, dass wir uns auf ein paar Ziele beschränken müssen.

Mit Ski und Pulkaschlitten

Wir verlassen die bereits bekannten und bestiegenen Berge, an denen auch die bislang schwersten Routen des Kontinents geklettert wurden, und brechen mit unseren schwer beladenen Pulkaschlitten über den Sigynbreen-Gletscher weiter nach Osten auf. Obwohl wir das Material perfekt ausgewählt und nur die wichtigste Ausrüstung für mehr als drei Wochen mitgenommen haben, summieren sich Alpinmaterial, Isolationskleidung, Zelte, Schlafsäcke, Essen, Treibstoff, Kocher, Foto- und Filmausrüstung auf etwa 100 Kilogramm pro Schlitten. Den steilen Steinskar-Gletscher hinauf bringen uns die Schlittenlasten an die Grenze unserer Leistungsfähigkeit. Gut, dass wir genau dafür trainiert haben! Stundenlang habe ich zu Hause zur Verwunderung nicht nur meiner beiden Söhne Autoreifen über steile Forstwege hinter mir hergezogen. Nun ziehen wir mühsam die Pulkas Meter für Meter vorwärts, mit einer Vorlage, dass wir uns mit den Händen beinahe am Schnee festkrallen könnten. Trotz der Kälte rinnt uns der Schweiß bis in die Beinkleider. Nach jeweils nur einer Minute Schleppen müssen wir rasten. Doch Aufgeben kommt nicht in Frage. Langsam wie Schnecken arbeiten wir uns auf den Sattel hinauf.

Weniger kraftraubend, aber umso lästiger sind Sastrugi-Zonen, in denen die Schneeoberfläche wie ein Meer aus erstarrten Wellen erscheint und die Schlitten immer wieder an den scharfen Eiskanten hängen bleiben, was extrem nervend an den Zuggurten ruckt und zerrt. Wir verfluchen diese sturmgefrästen Tanzböden des Teufels und beneiden die schneeweißen Vögel, die mit Leichtigkeit ihre Kreise über uns ziehen. An einem Berghang entdecken wir eines ihrer Nester in einem Felsspalt. Kaum zu glauben, dass selbst in dieser lebensfeindlichen Welt noch Tiere leben. Schneesturmvögel sind die am weitesten südlich brütenden Vögel der Erde. Zur Nahrungsaufnahme fliegen sie oft mehrere hundert Kilometer weit bis an die Küste. Die erstaunlichsten Überlebenskünstler sind aber wohl die Flechten, die ihr Leben der beißenden Kälte, der extremen Trockenheit und der Dunkelheit des Polarwinters abtrotzen und nackten Fels besiedeln.

Ich habe diese farbenfrohen Lebensgemeinschaften zwischen Pilzen und Algen sogar auf dem höchsten Berg Antarktikas gefunden, auf dem in der Westantarktis gelegenen 4892 Meter hohen Vinson-Massiv. Fünf Mal konnte ich diesen Bergriesen mittlerweile besteigen, der zu einem begehrten Ziel für die Seven-Summit-Sammler geworden ist. Dort ist man als Bergsteiger heute längst nicht mehr allein unterwegs und findet sogar eine ausgesteckte Route vor. Doch hier in Dronning Maud Land ist der Mythos der „terra incognita“ noch überall spürbar. Dieses Land bietet auch heute noch alpinistische Entdeckungsmöglichkeiten, wie sie Bergsteiger in den Alpen zuletzt

Auf zigtausend Quadratkilometern sind wir die einzigen Bergsteiger weit und breit und fühlen uns wie Astronauten auf einem anderen Planeten. Die Tungespissen („Zungenspitze“) ist der nördlichste Gipfel des Fenriskjeften- („Wolfsgebiss-“) Gebirges. Über den Fenristunga- („Wolfszunge“-) Gletscher besteigen wir den aussichtsreichen Gipfel.

Kathedralen aus Fels: Der über einen Kilometer aus dem Eis ragende Ulvetanna (2931 m) wurde 1939 von deutschen Flugpionieren entdeckt und einfallslos „Matterhorn“ genannt.

im 19. Jahrhundert hatten und die es heute nur mehr in sehr abgelegenen Regionen der Erde gibt.

Schon beim Anflug mit der Twin-Otter erregen die markanten Bergspitzen des zentralen Holtedahl-Gebirges meine Aufmerksamkeit, erinnern sie mich doch an die heimatlichen Nordtiroler Kalkkögel. Eine senkrechte Felsnadel sticht mir dabei besonders ins Auge. Die Strukturen dieser

…Himmel und Hölle der **Eiswüste!**

rötlichen Felswand sind unglaublich. Das Gestein erweist sich als sehr kompakt, fest und herrlich mit Löchern und Kanten verwittert. Die in der Sonne liegende Nordwand ist so warm, dass wir sogar unsere Handschuhe ausziehen und in den sohlenlosen Thermo-Innenschuhen unserer Polarbergschuhe klettern. Das ist ein nervenkitzelndes Erlebnis. Paul steigt als Erster in die erspähte Route ein und arbeitet sich mit viel Geschick an den Strukturen empor, folgt gekonnt den Verschneidungen und Rissen und baut solide Standplatzsicherungen mit Sanduhren, Klemmkeilen und Friends. Drei Seillängen herrliche und bei dieser Witterung fast schon spielerische Kletterei im oberen vierten Schwierigkeitsgrad, die uns beinahe vergessen lässt, dass wir in der Antarktis sind. Erst auf der beengten Spitze der Felsnadel, auf der wir zu dritt kaum nebeneinander Platz finden, erinnert uns ein eisiges Lüftchen daran, wo wir uns befinden. Ohne Pathos, aber mit berechtigtem Stolz lassen Paul und ich die rot-weiße Fahne mit dem Adler am Gipfel der Tiroler Spitze hoch über dem Meer aus Eis im Wind wehen. Für den Steirer Karl besteigen wir wenig später natürlich auch noch einen Turm, den Steirerturm. Aufregend finde ich die Vorstellung, dass unter der glatten, weißen Eismasse tiefe Täler das Land zerfurchen und wir auf den Spitzen gewaltiger Gebirge stehen, von denen nur ein kleiner Teil sichtbar ist. Die elf noch namenlosen der (zusammen mit dem Westgipfel des Sadneshatten) insgesamt zwölf von uns erstbestiegenen Gipfel und Nunataks erhalten schließlich in Übereinstimmung mit den einschlägigen Richtlinien zur Namensgebung in der Antarktis die Namen Tiroler Spitze, Österreichspitze, Steirerturm, Gipfel der Stille, Galileogipfel, Roteck, Turtschinspitze, Steinskar, Nunatak-Süd bzw. -Nord, Kamelbuckel und Zwillingsfels.

Aber nicht immer geht die Rechnung so gut auf. In der überirdisch anmutenden Eis- und Felsarena des Nupskarvet-Massivs reizt uns eine etwa 600 Meter hohe, sehr steile Eisrinne. Karl zieht es diesmal vor, unten zu bleiben und ausgiebig zu

Sonnenhalos sind Vorboten einer Wetterverschlechterung (links). Durch Düseneffekte erreichen die gefürchteten katabatischen Fallwinde hier am Kontinentalrand oft Orkanstärke. Wir erleben zum Glück nur einen einzigen Sturmtag (rechts).

fotografieren. Voll motiviert steigen Paul und ich ein, mit Eisgeräten, Steigeisen und Notfallgepäck bewaffnet. Wir beide sind uns einig, auf die Mitnahme eines Seiles verzichten zu können. Eine falsche Entscheidung. Denn ungesichert lassen uns die über 70 Grad steile Ausstiegsflanke und die schwer einschätzbaren Schnee- und Eisverhältnisse nach einigem Zögern doch abblitzen. Wieder am Gletscherboden angekommen, sind wir uns dann aber auch angesichts der Schneefahnen, die wie Gespenster vom Gipfelplateau weit in den tiefblauen Himmel hinaus tanzen und uns zu verhöhnen scheinen, sicher, dass es definitiv nicht die falsche Entscheidung war, umzukehren. Und das ist das Wichtigste. Abenteuerlust und Risikobewusstsein sind eben doch zwei Paar Schneeschuhe.

Ungefährlich ist die Welt eines Polargehers natürlich nie. Wir haben aber großes Glück und drei Wochen lang perfektes Wetter mit Tiefsttemperaturen von knapp –40 Grad Celsius und nur einen einzigen Sturmtag, an dem ein katabatischer Polarsturm mit über 100 Stundenkilometern wie ein losgerissener Kettenhund an unser Polarzelt trommelt. In der Antarktis liegen Himmel und Hölle sehr nah zusammen. Im weißen Inferno wird das Polarzelt dann zu einer Oase der Geborgenheit. Während Paul und Karl sich in ihre dicken Daunenschlafsäcke kuscheln, schmelze ich Schnee und bereite unsere gefriergetrockneten Expeditionsmahlzeiten zu. Um uns in der Kälte mit genug Energie zu versorgen, habe ich auch fettreiche Lebensmittel wie Speck, Butter, Erdnüsse oder Schokolade sowie ein paar südafrikanische Köstlichkeiten wie Biltong (getrocknetes Wildfleisch aus Namibia) oder getrocknete Tropenfrüchte wie Mangos oder Bananen eingepackt. Suppen, Kakao, Tee und diverse Mineraldrinks runden unser Polarmenü ab.

Derart verwöhnt und mit gutem Sound im MP3-Spieler verbringen wir den Sturmtag im Zelt, denn ein Weitergehen wäre viel zu gefährlich.

In den Bergen Dronning Maud Lands scheint die Zeit stillgestanden zu sein, wie die Luftaufnahmen von 1939 (Foto: Bundesamt für Kartografie und Geodäsie) und 2009 zeigen.

Lässt der Klimawandel das Eis der Ostantarktis kalt?

Beim Vergleich meiner Luftaufnahmen aus dem Jahr 2009 mit den Fotografien der „Deutschen Antarktischen Expedition" von 1939 stellte ich fest, dass es in den Bergen von Dronning Maud Land in den vergangenen sieben Jahrzehnten keine Veränderungen im Landschaftsbild gegeben hat. Die Gletscher haben sich nicht zurückgebildet und auch die Flankenvereisung der Berge ist praktisch gleich geblieben. Das Eis der Ostantarktis, das größte Eisvorkommen der Erde, scheint die „globale" Klimaerwärmung derzeit komplett zu verschlafen. Eine Beobachtung, die namhafte Polarwissenschaftler bestätigen.

Die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe in Hannover unterhält zwei Sommerstationen in der Ostantarktis, die beruhigende Daten liefern: „In den vergangenen 30 Jahren hat es hier keine Hinweise auf markante klimatische Änderungen gegeben", bestätigt Dr. Georg Delisle. Und nach einem Bericht des Wissenschaftlichen Ausschusses für Antarktisforschung ist ein Großteil Antarktikas in den letzten 30 Jahren nicht dem „globalen" Trend der Klimaerwärmung gefolgt.

Auch Dr. Heinrich Miller vom Alfred Wegener Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven bekräftigt, dass die Ostantarktis ein sehr stabiles Gebilde sei und tatsächlich nichts vom Klimawandel merke. „Auch wenn sich die Antarktis erwärmen sollte, bleibt sie immer noch sehr kalt", macht er sich selbst in diesem Fall nicht wirklich Sorgen. Immerhin werden im Inneren des eiskalten Kontinents teilweise bis zu –80 Grad Celsius gemessen und das Jahresmittel ist in der Ostantarktis mit unter –30 Grad Celsius mehr als frostig. „Wird es dort um ein paar Grad wärmer, schmilzt immer noch nichts", bringt es der gebürtige Innsbrucker nüchtern auf den Punkt. Eine Erwärmung könnte vielmehr dazu führen, dass es auch in der ansonsten äußerst trockenen Eiswüste sogar vermehrt zu Schneefällen kommt, wie es an der ozeanisch geprägten Antarktischen Halbinsel bereits geschieht. Im März 2011 versank ich dort bei Bergtouren sprichwörtlich im Schnee und der Leiter der ukrainischen Vernadsky-Station (der ehemaligen britischen Faraday-Station) bestätigte mir den schneereichsten Winter seit Beginn der Aufzeichnungen 1947.

Klimaänderungen in der Antarktis sind in jedem Fall schwer zu messen. Rund um den Südpol sind 14 Millionen km^2 von Eis bedeckt. Der gefrorene Panzer ist stellenweise über 4500 Meter dick und drückt sich regelrecht in den kontinentalen Schild unter sich ein. Schätzungen gehen davon aus, dass hier 30 Millionen km^3 Eis vor sich hin schlummern – 90 Prozent des gefrorenen Wassers weltweit. Das Klimasystem der Erde und vor allem der Polargebiete zu verstehen, ist und bleibt eine der größten Herausforderungen unserer Zeit.

Erfrierungsgefahr durch extremen Windchill

Bei starkem Wind ist die Erfrierungsgefahr in der Kälte durch den Windchill extrem. Freiliegende Haut kann binnen weniger Minuten erfrieren, ohne dass man es bemerkt. Obwohl ich genau weiß, dass die Gefahr gerade deshalb so heimtückisch ist, weil man den Zeitpunkt einer Erfrierung nicht spürt, passiert mir dieses Missgeschick. Beim mitternächtlichen Rückmarsch von einem Gipfel muss mein Ohrläppchen längere Zeit unter der Haube und Pelzkapuze hervorgeschaut haben und dem klirrend kalten Gegenwind unbemerkt ausgesetzt gewesen sein. Die verfärbte, eingerissene und wunde Haut gilt es in den nächsten Tagen vor Wundbrand und vor weiterer Kälteeinwirkung zu schützen. Für mich eine Lehre, dass auch Erfahrung nicht vor Unachtsamkeit schützt.

Mit Ski und Pulkaschlitten durch die südpolare Eiswüste zu reisen, ist Anstrengung und Meditation zugleich. Nach insgesamt etwa 150 Kilometern, auf denen wir die Antarktis im wahrsten Sinne des Wortes als ein wunder-volles Gebiet hautnah kennenlernten, erreichen wir den vereinbarten Abholpunkt an den nördlichen Ausläufern der Berge. Über Satellitentelefon erhalten wir mehrmals Informationen über die Position des Konvois, der durch riesige Gletscherspalten zu langen Umwegen und einem anderen Endpunkt gezwungen wird. Geduld und Flexibilität sind gefragt. Auf der letzten Etappe zu den Fahrzeugen kommen in mir zwiespältige Gefühle auf. Denn als ich die Fahrzeuge und die herumstehenden Menschen erspähe, mischt sich neben die Freude über das Wiedersehen auch Wehmut über das Ende der Reise. Die Fahrzeuge wirken wie Fremdkörper, die die Harmonie des Eises stören. Wir verlieren das Gefühl, in der Wildnis zu sein, und kommen zurück in die Zivilisation.

Anfangs war ich über den Einsatz dieser Fahrzeuge für uns nicht sehr erfreut. Nicht nur aus ökologischen Gründen, sondern auch deshalb, weil ein Land, das man mit dem Auto bereisen kann, seinen Mythos und Abenteuerwert verliert. Doch meine Skepsis – zumindest was die Umweltfrage betrifft – wich ein wenig, als ich sah, wie sauber diese modernen Fahrzeuge gegenüber den alten Kettenfahrzeugen der Forschungsstationen sind, welche Ölspuren im Eis hinterlassen.

Eine Fata Morgana zum Abschied

Wie aus dem Nichts tauchen plötzlich linsenförmige Erscheinungen am Horizont auf, die wenige Minuten lang am Himmel fliegen, ihre Form verändern – und wieder verschwinden. Wir trauen unseren Augen nicht. Was ist das? Zum Abschied führt uns die Antarktis, wie es sich für eine richtige (Eis-)Wüste eben gehört, noch eine besondere Erscheinung vor: eine Fata Morgana. An einem Kaltluftsee in einer Depression spiegeln sich weit entfernte Berge und erscheinen plötzlich als frei schwebende Objekte. Haben diese Erscheinungen etwa auch zum Entstehen der UFO-Legende und zum Mythos Neuschwabenlands beigetragen, der bis heute kursiert und im Internet abstruse Blüten treibt?

Nach mittlerweile dreizehn Polarexpeditionen bin ich mir sicher: Nicht nur die meisten Wissenschaftler, sondern vor allem Polarreisende gewinnen im Eis etwas Wertvolles für ihr Leben. So zeigen sich auch Karl und Paul nach ihrer ersten Antarktisexpedition tief beeindruckt von der Größe und Vielfalt des Gebietes sowie von der schier endlosen Weite des Eises und der majestätischen Ruhe, die diese archaische Landschaft ausstrahlt. Es wäre ein Traum, vielleicht schon in naher Zukunft mit einem kleinen Team in die wohl spektakulärste Eis- und Felslandschaft der Erde zurückzukehren und die neu erspähten Berge zu besteigen und so den Geist der Entdecker und Pioniere weiterleben zu lassen.

Während das Umweltprotokoll des Antarktis-Vertrages heute Hundeschlittengespanne aus Naturschutzgründen untersagt, sind Fahrzeuge aller Art zulässig. So ist auch die legendäre Transantarctica Expedition, die den Kontinent 1989/90 über sieben Monate und 6500 Kilometer auf der längstmöglichen Transversale durchquerte, längst Historie.

Foto: W. Steger

Hinweis: Christoph Höbenreich plant derzeit eine weitere explorative Polarexpedition nach Dronning Maud Land. Bei Interesse können Sie zu ihm Kontakt aufnehmen: christoph.hoebenreich@aon.at

„Riss heißt langes Griff“

Klettern im tschechischen Sandsteingebiet Adršpach

>> Helmut Schulze

Risse, Kamine, Reibung – bei, vornehm ausgedrückt, moderater Absicherung und einer Schwierigkeitsbewertung, die nur in Ausnahmefällen dem eigenen Ego gefällt. Klettern in Adršpach erfordert Sinn für Traditionen, Kreativität, Humor und starke Nerven.

Der Kamin ist eng. Verdammt eng! Ziemlich ausgestreckt stecke ich darin, kann mit den Armen und Beinen kaum Druck an die Felswand bringen, um mich höher zu schieben. Das Seil hängt an die 20 Meter bis zum Boden durch. Keine Möglichkeiten, irgendwo Schlingen unterzubringen. Aber am Einstieg steht eh kein Sicherungsmann parat. Denn ich wollte mir nur schnell einen Standort anschauen, von welchem es sich vielleicht lohnt, zu fotografieren. Meine Nerven versuche ich zu beruhigen, denn wie sagte vor Zeiten ein lebenserfahrener Bergsteiger zu mir, dem Kletterneuling: „Aus einem Kamin kann man nicht rausfallen!“ Das Teufelchen in meinem Hirn hält dagegen: „Hoffentlich weiß der Kamin das auch.“

Noch wenige Meter sind es bis zum Gipfel. Doch der Gipfel ist eigentlich kein Gipfel, sondern ein vor einem hohen Turm stehender Pfeiler. Nur – in Adršpach sind die Wände so glatt, dass vom Pfeiler keine Route weiterführt. Und vermutlich niemals weiterführen wird! Der Pfeilerkopf ist schmal, zu schmal, als dass man darauf sitzen könnte. Zumal aus der Mitte eine rostige, lockere Eisenstange spießt, an der das Gipfelbuch befestigt ist. Die Abseilöse steckt reichlich zwei Meter tiefer – auf einer grünen Reibung! Aus dem Kamin ist sie nicht zu erreichen. Zumindest nicht für mich, noch dazu ohne Sicherung. Also rutsche ich vorsichtig im Kamin zurück und versuche von dort einen Karabiner, an dem eine lange Schlinge geknüpft ist, in die Öse zu klinken. Sehen kann ich die Abseilöse nicht, blind fuchtele ich seitlich ums Eck. Nach einigen Versuchen gelingt es, der Karabiner schnappt ein, und so gesichert ist das Anklettern der Abseilvorrichtung kein Problem mehr.

Alles ist relativ, auch die Schwierigkeitsbewertung

Eingestuft ist der Kamin übrigens mit dem Schwierigkeitsgrad III. In diesem Fall ganz zutreffend. Dem ist hier nicht immer so. Genauer gesagt, ist es eher selten, dass eine Route dem angegebenen Schwierigkeitsgrad entspricht. Was zum einen daran liegt, dass die Tschechen erst relativ spät ihre Schwierigkeitsskala nach oben öffneten. Bei der Vielzahl der Aufstiege – einige werden äußerst selten begangen – vermengt sich auch im aktuellsten Kletterführer die alte mit einer modernen Bewertung. Zudem unterscheidet sich die tschechische Mentalität in vielerlei Hinsicht von der deutschen. Es mangelt hier offensichtlich am Typ des Verwaltungsbergsteigers, der für Ordnung im Einstufungswirrwarr sorgen könnte. Zum anderen scheint es einigen Erstbegehern Freude zu bereiten, tiefzustapeln. Wegen einer kurzen, knackigen Passage wird doch nicht etwa der ganze Aufstieg entsprechend aufgewertet. So kann es durchaus passieren, dass man in einer IV auf VIIc-Züge trifft. Und mindestens eine putzige Stelle ist fast allen Adršpachrouten zu eigen!

Linke Seite: Klemmen, klemmen und nochmals klemmen – Frieder Große im Talweg am Amor. Böhmisch als VIIa eingestuft, würde die Route in Sachsen sicher zwei Grade höher bewertet werden.

Oben links: Noch einmal Frieder Große, diesmal in der Route Janebova (VIIa) am Krug.

Oben rechts: Uwe Albrecht klettert Polická (VIIa) an der Burg: reichlich Handriss, gewürzt von einer ulkigen, kurzen Schulterrisspassage. Trotzdem – oder dank der drei vorhandenen Sicherungsringe wird dieser Weg viel begangen.

Alle Fotos: H. Schulze

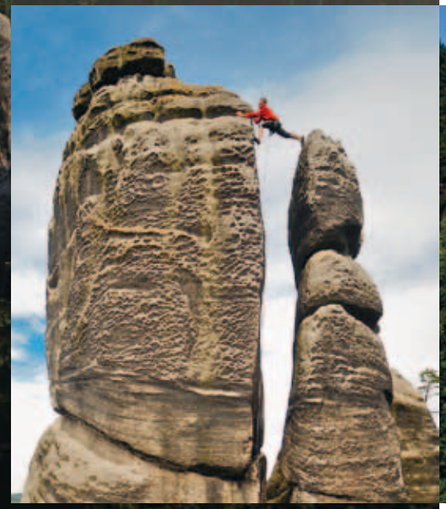
Vor einem Vierteljahrhundert kam ich zum ersten Mal nach Adršpach. Von Dresden mit dem Zug. Eine kleine Weltreise: über Zittau nach Liberec, ganz zum Schluss von Trutnov mit dem Schienenbus durchs Gebirge. Erst auf den letzten Minuten der Bahnfahrt zeigten sich erste Felsen. In den folgenden zwei Tagen lief ich ehrfürchtig staunend durch das Gewirr ungezählter Nadeln und Türme aus hellgrauem Sandstein.

Doch wir ostdeutschen Bergsteiger fanden nicht nur des Kletterns wegen den Weg nach Adršpach. Jedes Jahr Anfang September organisierten die Tschechen in Teplice nad Metují, so heißt die den Felsrevieren nahe liegende Stadt, ein Filmfest. Für uns damals eine der wenigen Möglichkeiten, Filme von jenseits des Eisernen Vorhangs zu erleben oder überhaupt Informationen über den Bergsport zu bekommen. Wenn ich mich recht erinnere, wurden die Bergfilme in Blöcken gesendet. Um einen guten – sprich westlichen – Film sehen zu können, musste man auch mal einen sowjetischen Propagandafilm, etwa vom ruhmreichen Kampf der Roten Armee in den Bergen, über sich ergehen lassen. Vielleicht hatten uns aber auch nur mangelnde Sprachkenntnisse in eine derartige Aufführung verschlagen? Jedenfalls waren solche Filme ein willkommener Anlass für ein kurzes, aber erholsames Schläfchen im Kinostuhl, denn zur Zeit des Filmfests hatten die

Linke Seite:
Mehr Adršpach passt auf kein Foto: Großer Schöffe, Bürgermeister und Bürgermeisterin – drei Hauptgipfel der Felsenstadt. Im Hintergrund der Höhenzug vom Kreuzberg.

Unten links: Tino Kohbach auf den letzten Metern vom Alten Weg am König. Eine V mit immerhin drei Sicherungsringen auf geschätzten 25 Metern – das ist Plaisir pur!

Unten rechts: Die Kletterer im legendären Camp Stránský werden im Morgengrauen von der „Blutblase“ geweckt, die vor jedem unbeschrankten Bahnübergang laut hupt.



Links: Im Trainingsriss (VIIb) am Rübezahls Sitz: Ideal zum Üben ist dieser Riss nur, solange man nicht – wie hier Robert Hahn – am scharfen Seilende steigen muss.

Mitte: Eine der eindrucksvollen Wekelsdorfer Kanten: Stephan Isensee versucht an der Perla Xb am Egon in der Balance zu bleiben.

Rechts: Richtig: Solche Wände gibt es in Adršpach gar nicht! In den benachbarten Teplické skály fightet Frank Wehner mit der Direkten Luftwaffe, VIIIc.

Bergsteigerkneipen nonstop geöffnet, und wir Kletterer waren notorisch übernächtigt.

Mit dem 1989 eingeleiteten politischen Umbruch in Europa verschoben sich erst einmal meine Reiseziele. In den folgenden zehn Jahren besuchte ich kaum die böhmischen Klettergebiete. Zu abschreckend wirkten die wild zusammengezimmerten Marktbuden entlang der Grenzübergänge: Gartenzwerge und Plastikreiher, Handtücher mit wenig bekleideten, dafür aber mit umso mächtigerer Oberweite ausgestatteten Grazien, süß-klebrige Limonaden ...

Eines Augusttages begebe ich mich mit 20-jährigem Abstand wieder in Richtung Adršpach. Nach langer Zeit ist dies das erste Mal, dass ich aus der unmittelbaren Grenzregion heraus ins tschechische Hinterland fahre. Irgendwie erinnert mich die Reise an einen Trip durch Venezuela. Planlos aufgestellte, übergroße, grellbunte Werbetafeln am Straßenrand. Eine nicht unwesentliche Zahl der Autofahrer jagt wie die südamerikanischen Machos über die Landstraßen. Riskante Überholmanöver an unübersichtlichen Stellen, nicht nur sämtliche Verkehrsregeln, sondern auch den gesunden Menschenverstand missachtend. Adršpach hat sich verändert: riesige Parkplätze, Fress- und Souvenirbuden, Schilder – Parken verboten, Baden verboten, Zugang ohne Eintrittskarte verboten. Doch jenseits der Touristenmagistralen ist alles beim Alten.

Klemmen, stemmen, schrubben

Jederzeit könnte ich ihn am Kragen packen. Nur von einer dieser gebietstypischen, schmalen Schlotten getrennt, hängt Tino mir gegenüber im Schulterriss. Mindestens zwölf Meter über Grund. Zwar legte er auf der Hälfte der bisher zurückgelegten Klettermeter eine Sanduhrschlinge. Aber eben auf der Hälfte. Wenn er hier rausfällt, hat er höchstwahrscheinlich Bodenkontakt. Nur noch zwei Züge sind es bis zum Sicherungsring, dem ersten dieser Route. Doch die zwei Züge haben es in sich. Ganz offensichtlich befindet sich Tino momentan in keiner wirklichen Wohlfühlverfassung. Bis zu diesem Punkt hatte er weit hinten im Riss die Möglichkeit, Handklemmer zu setzen, doch kurz vorm Ring wird der Riss enger, und er muss mit dem Körper hinaus. Was nicht ohne leises Fluchen abgeht. Oder ist es nicht doch mehr ein Wimmern? Ich wage kaum, seine Konzentration durch das Klicken des Kameraverschlusses zu stören. – Aber muss ich mir dies antun? Wäre ich nicht selbst hoch droben am Seil fixiert, würde ich am liebsten um die Ecke rennen und warten, bis dieser Nervenkrieg vorüber ist!

Es ist schon ein eigenwilliges Klettervolk, welches – so gänzlich konträr zum Zeitgeist – die Sandsteinfelsen von Adršpach heimsucht. Modisch schick in Prana oder E9 gehüllte Kletterer sucht man hier vergeblich, die Helden der Risse und Kamine sehen eher wie dem Altkleidercontainer entsprungen aus. Dank der Schmirgelpapieroberfläche des Gesteins findet sich kaum ein Kleidungsstück ohne Löcher, Risse oder Dreiangel. Der Haut ergeht es nicht besser. Nach spätestens vier oder fünf Klettertagen braucht der Körper eine längere Regenerationsphase, um all die Schürfwunden an Händen, Ellenbogen und Knien verheilen zu lassen. Wer einmal in Adršpach war, kommt nie hierher zurück! Oder immer wieder: Sandstein macht süchtig!

Um es klarzustellen: Adršpach ist nicht gleich Elbsandsteingebirge. Viele Nichtsandsteinkletterer glauben dies, nachdem sie den etwas wirr zusammengeschnittenen amerikanischen Film „The sharp end“ gesehen haben. Doch diese beiden Regionen liegen 200 Kilometer und rund dreieinhalb Stunden Autofahrt voneinander entfernt. Obwohl beide aus Sandstein bestehen, sind sie sehr unterschiedlich.

Im Elbsandsteingebirge trifft man auch auf Riss-, aber vor allem auf Wandklettereien aller Schwierigkeitsgrade. Die Wände sind gegliedert, und der erfahrene Kletterer findet für gewöhnlich eine Vielzahl von Möglichkeiten, Sicherungsschlingen anzubringen. Nicht so in Adršpach. Adršpach bedeutet vor allem Rissklettern. Davon sollte man sich jedoch nicht abschrecken lassen. Wie sagte ein lebenserfahrener tschechischer Bergsteiger im fast fehlerfreien Deutsch: „Riss ist langes Griff!“

Die meisten der Türme scheinen hier völlig strukturlos, einzig über Riss- oder Kaminsysteme gelangt man auf die Gipfel. Wobei auch das so nicht ganz stimmt. Oft enden die Risse Meter unterhalb vom Gipfel – der Aspirant darf sich dann über steile und zudem ungesicherte Reibungen zum höchsten Punkt kämpfen.

Sicherungen sind Mangelware

Muss hier noch einmal erwähnt werden, dass die Kletterer in den böhmischen und sächsischen Sandsteingebieten auf die Verwendung von Keilen und Friends verzichten? Dies ausgleichend hat der ambitionierte Adršpachkletterer zusätzlich zum normalen Sortiment spezielle Knotenschlingen am Gurt oder über der Schulter hängen, geknüpft aus Seilen, die vom Durchmesser her weit stärker sind als gewöhnliche Kletterseile und ursprünglich für die Seefahrt konzipiert worden sind. Allerdings verlaufen die Risse in Adršpach häufig parallel, was das sinnvolle Anbringen selbst dieser Knotenschlingen erschwert oder teilweise gar unmöglich macht.

Zudem sind in klassischen Adršpach-Aufstiegen Sicherungsringe eher Mangelware. Dafür wird im Falle eines Falles Hilfe zur Selbsthilfe angeboten. Wie in allen osteuropäischen Sandsteingebieten üblich, stehen übers Gebirge verteilt Bergungsboxen mit Erste-Hilfe-Utensilien und Unfalltragen bereit.

Links: Alltag in Böhmen – die Schlüsselstelle befindet sich vor dem Ring. Und der hängt in zwölf Meter Höhe. Tino Tanneberger kämpft im Riss VIIa (sächsisch VIIc) am Dämon.

Mitte: Ein verborgener Schatz: Gilbert Mohyla klemmt in der Vyhánění ďábla (VIIIb) am Opat kräftig die Finger.

Rechts: Schiffstaue ersetzen Camelots – Ulrike Franzeld zeigt, dass im Sandstein die Uhren anders ticken.

Rechte Seite: Magnesia ist in Adršpach offiziell verboten. Allerdings herrscht unter tschechischen Kletterern wohl mehrheitlich Konsens über die Verwendung von Chalk in modernen, schweren Routen. Speziell an den Felsen rund um die Wekelsdorfer Domwände trifft man kaum einen Kletterer ohne „Maggibeutel". Pro oder kontra Magnesia, nicht die Generationen, sondern die Anhänger unterschiedlicher Ideologien spaltet der Konflikt.

Bedingt durch die Lage der Felsen in den hintersten böhmischen Wäldern, setzte die klettersportliche Erschließung in Adršpach relativ spät und mit sächsischer Entwicklungshilfe ein. Otto Dietrich, Otto Rülke und Wilhelm Fiehl vom Klub „Freie Dresdner Kletter-Riege" waren eine der ersten Seilschaften, welche den Felstürmen aufs Haupt steigen wollten. Ihnen gelang 1923 die Erstbesteigung einer der markantesten Felsgestalten, der „Bürgermeisterin". Dabei war alles geboten, was das Klettern in Adršpach bis heute unverwechselbar macht: ein nervenzerrender Überfall, Risse, Kamine und droben unterm Gipfelkopf mussten die Kletterer dann auch noch ausgiebig „unterstützen".

Bauen und unterstützen

Das sieht folgendermaßen aus: Ein Kletterer steht auf den Schultern eines zweiten, über diese beiden steigt der Führende hinweg und überwindet so eine abweisende Passage. Eine noch heute im Sandstein verbreitete regelkonforme Praxis. Allerdings dürfen die „Bauleute" die Sicherungskette nicht belasten, sprich sie müssen frei in der Wand stehen (was natürlich eine Sicherung nicht ausschließt). Eine Ausnahme von dieser Regel bildet in Adršpach das Unterstützen aus der Sitzschlinge. Hier sitzt der Bauende fest am Sicherungsring oder an einer Schlinge. Dies ist allerdings nur an speziellen, im Kletterführer ausdrücklich vermerkten Stellen zugelassen. Insgesamt verlangt das Klettern in Adršpach eine gewisse Kreativität, die nicht immer im Schulterschluss zu modernen Sportklettergedanken steht. Auf rolliger Reibung stehend, oder auf runden Vorgipfeln hockend und durch breite Klüfte vom eigentlichen Gipfel getrennt, sind gekonnte Schlingen- oder gar Seilwürfe über Sicherungsringe beziehungsweise Abseilösen durchaus gängige Praxis, teils gar (über-) lebenswichtig.

Wer nach Lektüre vorangestellter Zeilen im Glauben ist, den Bergsportlern würde es in Adršpach am Sinn zur Gemütlichkeit fehlen, der irrt. Vom Gegenteil kann sich der Zweifler allerdings meist erst nach Einbruch der Dunkelheit überzeugen. Und zwar im „Pivnice", was man am treffendsten mit Bierkeller übersetzt.

Mehr als 1000 Gipfel drängen sich auf relativ engem Raum südlich des Dorfteils Dolní Adršpach. Südöstlich schließen sich daran die Wekelsdorfer Felsen an. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges lebte eine mehrheitlich deutschsprachige Bevölkerung in Adršpach und Umgebung. Der Ort Teplice hieß seinerzeit Wekelsdorf. Ähnlich verhält es sich mit dem Höhenzug nördlich von Dolní Adršpach. Heute wird der Berg, vom tschechischen Namen abgeleitet, Kreuzberg genannt. Seine ursprüngliche Bezeichnung war jedoch Holsterberg. Hier stehen etwa hundert Kletterfelsen. Sind schon die Wände von Wekelsdorf strukturierter als jene in Adršpach und lassen vielfältigere Wand- und Kantenkletterein zu, so wird dieses Plus am Kreuzberg noch durch die zusätzliche leichtere Erreichbarkeit und geringere Gipfelhöhen getoppt. An sonnigen Sommerwochenenden klettern und lagern hier ganze tschechische Großfamilien samt Kindern und Hunden. Jene Gegend allerdings meidet der nordwandgesichtige Adršpachfahrer wie der Teufel das Weihwasser.

Von tausend Gipfeln umgeben: Blick vom Polední auf die Adršpacher Felsenstadt.

Spielplatz für alle

Bis jetzt habe ich vielleicht ein etwas einseitiges, um nicht zu sagen, antiquiertes Bild der Adršpacher Felsenwelt gezeichnet, aus dem Blickwinkel traditionsbewusster Kletterfreunde gesehen. Aber natürlich ist auch hier die Zeit nicht stehen geblieben. So erschlossen in den vergangenen Jahren tschechische Kletterer eine Vielzahl neuer Routen mit moderater Sicherung. Allerdings sind diese Aufstiege fast ausnahmslos am oberen Ende der Schwierigkeitsskala angesiedelt. Einer der Lieblingsspielplätze sportlich ambitionierter Sandsteinkletterer sind die Domwände in den Wekelsdorfer Felsen. Hier bin ich im Herbst 2010 mit Tobias verabredet. Tobias klettert alles, Hauptsache richtig schwer. Für mich als Fotograf hat dies den unschätzbaren Vorteil, dass er mir das Seil an die unmöglichsten Stellen hinschaffen kann. So hänge ich den halben Tag an einem Sicherungsring hoch droben an der Hláska, während Tobias der gegenüberliegenden Kante eine Rotpunktbegehung abringt. Im richtigen Moment dringt die Sonne durch die Wolken und taucht einen Streifen der Kante in ein magisches Licht – reicher Lohn für unsere Mühen. Allerdings verlassen wir die Felsen meist erst bei Dunkelheit im Schein unserer Stirnlampen. Denn Tobias ist ganz hippelig, will jeden Tag klettern, solange es das Licht irgendwie zulässt. Vermutlich hatte er das Glück der frühen Geburt: Heute stellt man Kinder wie ihn wegen Hyperaktivität mit Tabletten ruhig. Wohl dem, der einen Spielplatz wie Adršpach hat!

Tobias Wolf klettert die Route Perla (Xb) am Egon.

Canales Patagónicos

1300 Kilometer mit dem Faltboot durch die chilenischen Fjorde

>> Ina und Eduard Koch

Wie kommen Bergsteiger dazu, sich wochenlang freiwillig aufs Wasser zu begeben? – Weil es keine andere Möglichkeit gibt. Wer die Berge westlich des patagonischen Inlandeises entdecken will, muss den sicheren Boden verlassen und mit dem Seekajak in die unendliche Einsamkeit des pazifischen Küstenlabyrinths ziehen.

Anfahrt zum Glaciar Jorge Montt mit Blick auf die Berge am Nordrand des Campo Hielo Sur.

Alle Fotos: I. u. E. Koch

Wie alles begann …

Wir waren schon mehrmals in Patagonien zum Bergsteigen und Trekken. Bei unserer ersten Reise gelang uns die zweite Besteigung des Cerro Cervantes am Perito-Moreno-Gletscher. An klaren Tagen konnten wir weit aufs Inlandeis sehen und die Berge dahinter erahnen. Und in uns keimte der Wunsch, auch diese Berge dort im Westen kennenzulernen. Nur: Wie kommen wir dorthin? – Für diese Reise mussten wir erst zu Seekajakfahrern mutieren.

Von Puerto Montt kommend führt die Carreterra Austral zunächst geteert, dann als Piste bis an das südliche Ende des nördlichen patagonischen Eisfeldes. Hier, zwischen den beiden Eisfeldern, bei dem 400-Seelen-Ort Caleta Tortel, endet die Straße und Inselchile beginnt. Weiter nach Süden geht es nur übers Wasser. Es gibt keine Straßen, keine Wege und Brücken. Mit einer einzigen kleinen Ausnahme gibt es auch keine Siedlungen mehr bis hinunter nach Puerto Natales. Dafür kann man „schauen, was hinter den Bergen haust", man kann diejenigen Berge besuchen, die das Südliche Inlandeis im Westen begrenzen. Was wir dort finden: Gebirge im Wasser, viele Gletscher, Urwald, Fjorde mit felsigen Steilküsten. Und: absolute Einsamkeit. Unser etwas abenteuerliches Vorhaben: Von Caleta Tortel aus mit dem Faltboot zunächst nach Westen und dann nach Süden durch diese Fjordlandschaft entlang des Eisfeldes fahren.

Caleta Tortel, Dezember 2008

Die Boote sind aufgebaut. Ausrüstung und Essen für vier Wochen liegen daneben. Nie und nimmer passt das alles in die Boote! Und ein Wein für Weihnachten soll auch noch mit. Irgendwie geht es dann doch, mit einem zusätzlichen wasserdichten Gepäcksack außen auf jedem Boot. Fehlt nur noch das „Zarpe", die Genehmigung der chilenischen Armada, die jedes Boot benötigt, welches sich in chilenischen Gewässern bewegen will. Wir bekommen es erstaunlich unkompliziert.

Unser erstes Ziel ist der Glaciar Jorge Montt, ein mächtiger Gletscher, der am Nordende des Südlichen Inlandeises ins Meer kalbt. Nach Karte und GPS paddeln wir längst übers Eis, aber von einem Gletscher ist weit und breit nichts zu sehen. Weit hinter die nächste Biegung hat er sich zurückgezogen. Auch hier in Patagonien wirkt die Erderwärmung. Verglichen mit der 14 Jahre alten Karte ist der Gletscher 7 Kilometer kürzer geworden. Wir paddeln trotz Regen begeistert zwischen größeren und kleineren Eisbergen, halten uns in respektablem Abstand zur Abbruchkante. Der Gletscher tut uns den Gefallen und kalbt, und der zusammenbrechende Sérac löst einen kleinen Tsunami aus, der uns auf dem Wasser jedoch nichts anhaben kann.

Wir befinden uns etwa auf 48 ° südlicher Breite, vergleichbar der Lage von München auf der Nordhemisphäre. Wetter und Klima sind aber viel

Von links nach rechts: unterwegs im Fjordo Iceberg. Das Insel-Labyrinth erfordert immer neue Orientierung. Auch die Suche nach geeigneten Lagerplätzen gestaltet sich nicht immer einfach. Oft steht das Zelt erst nach zwei Stunden Rodungsarbeit.

schlechter und kälter als in München. Es fehlt der wärmende Golfstrom, das Meer ist nicht einmal 10 °C warm. Und hier auf der Luv-Seite der Andenkordillere treiben die pazifischen Tiefs in rascher Folge heran, um sich an den Bergen abzuregnen, genau über uns! Die Tiefs bringen Nordwestwinde mit, die je nach Ausrichtung der Fjorde für teilweise heftige Nord- oder Westwinde in den Kanälen sorgen. Unsere nächsten Kilometer in Richtung Westen durch eine Engstelle des Canal Baker sind deshalb eine der Schlüsselstellen unserer Tour. An Heiligabend starten wir bereits den dritten Versuch, die 25 Kilometer entlang einer fast ununterbrochenen Steilküste bis zum Fjordo Nef zu paddeln. Aber schon nach 5 Kilometern kommen wir nicht mehr gegen den auffrischenden Wind an und flüchten in den nächsten Seitenfjord. *El Baker es feo* – der Canal Baker ist gemein, hatten uns die Fischer in Caleta Tortel gewarnt.

Die Vegetation ist undurchdringlich. Kein Wunder bei dem ständig feuchten Klima und der fehlenden Nutzung durch den Menschen. Zwischen knorrig-krummen Bäumen wachsen meterhoch Moose, Farne und Flechten und überwuchern abgestorbene und umgefallene Bäume. Entsprechend aufwendig ist es, tagtäglich einen Platz fürs Zelt zu finden. Der Lagerbau beschäftigt uns jeden Abend mindestens zwei Stunden: Die Kiesstrände stehen bei Flut unter Wasser, auch Wiesen werden überschwemmt. Dort, wo die Flut nicht hinkommt, beginnt gleich das grüne Chaos. Also schneiden wir mit Gartensägen winzige Zeltplätze aus dem Gebüsch. Oft müssen wir zusätzlich kleine Mäuerchen errichten und die Fläche mit Kies auffüllen, um einen halbwegs ebenen Platz zum Schlafen zu haben oder um nicht knöcheltief im Sumpf zu versinken.

Das Wetter bestimmt den Tagesablauf und die Paddelstrecke

Regen und Wind behindern unser Vorankommen und kosten uns einige Tage. Doch die Welt ist sofort wieder in Ordnung, als wir mit Rückenwind und bei Sonne zügig durch den Fjordo Nef nach Süden fahren. An dessen Ende wartet eine Portage auf uns – sie erspart einen größeren Umweg, der uns in direkte Nähe zum stürmischen offenen Pazifik führen würde, wo wir den Wetterlaunen noch stärker ausgesetzt wären. Schon die indianischen Ureinwohner Patagoniens, die Kawesqar oder Alacalufe, haben diesen Übergang benutzt und nach ihnen ab und zu ein paar verrückte Paddler wie wir. So finden wir hier einen Weg durch den Urwald.

„Weg" ist zu viel gesagt: Es ist eine Schneise im Wald, wo die Vegetation anscheinend gelegentlich ausgeschnitten worden ist. Das Wasser hat diesen Weg auch schon entdeckt. Wir müssen erst zahllose Dornenranken abschneiden und dicke Äste über tiefe Sumpflöcher legen, bevor wir die Boote und das Gepäck den einen mühsamen Kilometer durch den Wald tragen können.

Schmale Fjorde mit steilen Flanken und senkrechten Wänden bringen uns schließlich zum Canal Messier. Wir kommen gut voran. Am Ende des Fjordo Iceberg kalbt der Glaciar Tempanos ins Meer – noch! Erste Felspartien, die in der Abbruchkante des Gletschers auftauchen, lassen uns vermuten, dass der Gletscher vielleicht schon in einem Jahrzehnt nicht mehr ins Meer reichen wird. Doch es gibt nichts Schlechtes ohne etwas Gutes: Noch vor zwanzig Jahren hatte der Gletscher ein Seitental abgeriegelt, wodurch ein natürlicher Stausee entstanden war. Als die Eismauer verschwand, lief der See aus. Dort gibt es jetzt nur Wiesen, aber noch keinen undurchdringlichen Urwald, und wir können endlich einmal einfach ankommen, endlich einmal ohne Arbeit die Zelte aufstellen. Und endlich auch die Füße bewegen! Von einem unbenannten Hügel mit etwa 500 Metern Höhe aus schauen wir zurück auf den Fjord und voraus aufs Inlandeis und die Gletscherzungen des Bernardo O'Higgins- und des Tempanos-Gletschers. Bei unserer Wanderung treffen wir auf etliche Huemules. Diese endemischen Südanden-Hirsche, die streng unter Schutz stehen, zieren das chilenische Staatswappen. Es sind die einzigen größeren landlebenden Säugetiere, die wir hier antreffen. Umso artenreicher ist die Fauna im Meer und in der Luft. Delfine und Seehunde umspielen unsere Boote fast täglich. Und wir lernen sehr schnell, dass man von Seelöwenkolonien besser Abstand hält … Einmal sehen wir einen Wal etwa 300 Meter von unseren Booten entfernt. Der Größe und der Form der Fluke nach muss es ein Pottwal gewesen sein. Ein besonderes Erlebnis, denn Wale verirren sich nur ganz selten in die Fjorde. Täglich können wir zahllose Vögel beobachten: den Sturmvogel, viele Kormorane, Möwen und Austernfischer, eine flugunfähige Ente, die mit heftigen Flügelschlägen übers Wasser läuft und an einen Mississippi-Raddampfer erinnert.

Kartenskizze: Rolle-Kartographie

Der kleine Ort Puerto Edén: nach mehr als 460 Kilometern das Ziel der ersten Kajakreise und Ausgangspunkt der zweiten. Von dort geht die Seereise durch Inselchile weiter bis Puerto Natales – mehr als 800 Kilometer in völliger Einsamkeit, ohne jegliche menschliche Zivilisation.

Hält sich nicht an die globalen Spielregeln: Der Glaciar Pio XI ist derzeit wohl der einzige Gletscher der Welt, der noch vorstößt.

Und weit über uns schwebt immer wieder der Kondor, der nach verendeten Tieren späht und uns wegen unserer langsamen Fortbewegung schon für halbtot halten mag.

Noch zweimal müssen wir wegen Sturm und Wellen pausieren, bevor wir den 8 km breiten Canal Messier queren können. Mit flotter Strömung passieren wir die Meerenge Angostura Inglesa. Die Statue der „Virgen de la Angostura", der Schutzheiligen der Seeleute, kündigt uns das nahe Ende der Tour an: Nach 24 Tagen und mehr als 460 Kilometer erreichen wir Puerto Edén auf der Isla Wellington, von wo aus man mit einer Fähre in die Zivilisation zurückkehren kann. Der kleine Fischerort mit 80 Einwohnern liegt völlig einsam mitten in der Wildnis, er kann nur übers Wasser erreicht werden. Fußwege aus Holzplanken verbinden die Häuser untereinander. Es gibt einen winzigen Laden, einen „supermercado", wo man kaum mehr als Kekse, Nudeln und Dauerlutscher kaufen kann, eine Polizeistation, eine Krankenstation und natürlich die Capitanía de Puerto, einen Außenposten der Armada de Chile. In einem eigenen „Stadtteil" leben einige wenige Nachfahren der Kawesqar-Indianer. Dieses Volk besiedelte die Küsten der patagonischen Kanäle seit 6000 Jahren, bevor es von weißen Siedlern fast vollständig ausgerottet wurde. Heute zählen die wenigen Übriggebliebenen zu den Ärmsten in Puerto Edén.

Während wir auf die Fähre warten, wird uns klar: Puerto Edén ist nicht das Ziel unserer Reise, nicht das Ende der Tour, sondern nur ein Zwischenstopp. Wir werden wiederkommen und die Reise fortsetzen.

Ein Gletscher, der vorstößt: Pius XI., Dezember 2010

Wir hatten davon gelesen, aber wir hatten es nicht glauben wollen. Jetzt, im Dezember 2010, sehen wir es mit eigenen Augen: Der Glaciar Pio XI hält sich tatsächlich nicht an die globalen Spielregeln, wonach sich im Moment alle Gletscher zurückziehen. Wir erreichen die Gletscherzunge im Seno Eyre etwa 2 Kilometer früher als erwartet. Der Gletscher rumpelt in den Wald; ein abgestorbener Baum ragt aus den mit Geröll überschütteten Eismassen, und viele umgeworfene Bäume hat das Eis vor sich her geschoben. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass der Gletscher in den vergangenen Jahrhunderten nie derartig weit vorgerückt gewesen war. Wahrscheinlich ist dies der einzige Gletscher der Welt, der derzeit noch vorstößt.

Der nach dem Papst Pius XI. benannte Gletscher gilt als der größte Südamerikas. Gespeist wird er aus den höchsten Bereichen des südlichen patagonischen Inlandeises. Vermutlich ist der derzeitige Vorstoß der Gletscherzunge noch eine Spätfolge des „global dimming", also der Epoche mit weltweit stärkster Luftverschmutzung in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, in der das Abschmelzen gebremst war und in der viele Gletscher einen deutlichen Massenzuwachs

Rechte Seite: Beim Glaciar Paredes in einem Seitenfjord des Seno Montañas.

Reiseimpressionen: Wasserfall im Seno Montañas (links) und Weiterfahrt bei Salzburger Schnürlregen – mitten in Patagonien.

In der Angostura White (links) und im Golfo Almirante Montt.

erhielten. Und diese „Beule" kommt aufgrund der Länge des Gletschers erst jetzt unten an.

Für den zweiten Teil der Reise müssen wir noch viel konsequenter packen, als wir es für den ersten ohnehin schon taten. Denn diesmal wollen wir für fast sechs Wochen völlig autark unterwegs sein, und mehr als 800 Kilometer liegen vor uns. Der Proviant muss bezüglich Gewicht und Volumen optimiert und sorgfältig eingeteilt sein. Nach der Hälfte der Strecke keine Schokolade mehr zu haben oder die Nudelration verkleinern zu müssen, das wollen wir uns lieber nicht vorstellen. So bekommt jeder pro Tag 150 g Müsli mit Milchpulver, eine halbe Tafel Schokolade, 50 g Nüsse und Trockenfrüchte, einen Müsliriegel, 100 g Brot und Käse und abends ein Essen auf Basis von ca. 150 g Nudeln oder Reis mit Soße. Winterspeck werden wir damit nicht ansetzen, aber auch nicht darben. Und warum nicht das Essen durch frischen Fisch ergänzen? Leider haben wir kein Glück beim Angeln, die Fische schwimmen tief, in Ufernähe angeln wir nur Algen oder der Haken verfängt sich in den Steinen. Auch Muscheln fallen aus. Wegen der Marea Roja, der roten Flut, dürfen wir sie nicht essen. Diese Algenkrankheit kann für den Menschen tödliche Folgen haben.

Mit dem hier üblichen Nordwind sollten wir eigentlich zügig vorankommen. Aber wieder einmal werden wir eines Besseren belehrt: Zu viel Wind von hinten macht die Fahrt eher langsamer und gefährlicher. Meist steigert sich der Wind gerade dann, wenn es an der Steilküste keine Möglichkeit zum Anlanden gibt. Also weiter, bis wir uns irgendwann in eine geschützte Bucht flüchten und besseres Wetter abwarten können. Oft heißt das, auch dort zu übernachten. Immer wieder rechnen wir nach, wie viele Kilometer noch übrig sind, wie viel Zeit wir noch haben. Zum Glück können wir immer wieder Passagen im Windschatten kleiner Inseln wählen. Die größeren Überfahrten versuchen wir schnell hinter uns zu bringen, wenn Wind und Wetter gerade mitspielen.

Je weiter wir nach Süden kommen, desto schmaler wird der Vegetationsgürtel. Darüber Felsflanken und wilde Granit- und Gletscherberge. Manchmal haben wir Glück und finden Möglichkeiten, die Berge in der Nähe unseres Lagerplatzes zu besteigen. Natürlich nicht die ganz großen in der Hauptkordillere, aber die kleinen, feinen am Fjord. Ob jemals vor uns dort jemand hochgestiegen ist – wir werden es nie erfahren, und es spielt letztlich auch keine Rolle. Der grandiose Blick nach Osten zum Inlandeis mit den begrenzenden Bergriesen rechtfertigt alle Mühen, hierhergekommen zu sein.

In völliger Einsamkeit paddeln wir durch die Fjorde. Eines Abends taucht unvermittelt ein Schlauchboot in unserer Bucht auf: Es sind Segler, unterwegs von Puerto Montt nach Fort Williams auf Feuerland. Ihr Segelschiff ankert für die Nacht in einer benachbarten Bucht und sie erkunden mit dem „Dingi" die Umgebung. Sie sind genauso erstaunt wie wir, dass es in dieser Einsamkeit noch andere Menschen gibt. Wir erzählen von unserer Route, worauf sie uns fragen: „Are you brave or crazy?" Und anscheinend haben sie Bedenken, dass wir Hunger leiden müssen: Am nächsten Morgen bringen sie uns ein Care-Paket mit Äpfeln, Orangen und einigen Dosen Bier. Unsere Silvesterparty scheint gerettet. Aber gerade an diesem Abend finden wir nur einen ganz kleinen Strand und es ist Springflut – was bedeutet, dass wir die Zelte besonders weit oben aufstellen müssen und besonders viel Arbeit haben: Als sie endlich stehen, fallen wir todmüde ins Bett – pardon, auf die Isomatte.

Seno las Montañas – das geflutete Gebirge

Nach vier Wochen sind wir am südlichsten Punkt unserer Reise, am Passo Bodenes. Eine ganze Woche nehmen wir uns Zeit, um den Seno las Montañas zu erkunden. Dieser 60 Kilometer lange, maximal 2 Kilometer breite Fjord stellt das landschaftliche Highlight der ganzen Reise dar. Die Hängegletscher der Cordillera Sarmiento haben steile U-Täler ausgehobelt, die jetzt kleine Seitenfjorde bilden. Viele Gletscher reichen bis ins Meer und zahllose kleine Eisberge stauen sich an den Karschwellen. Darüber ragen gigantische Granitzacken auf. Es sieht fast so aus, als sei das Tal von Chamonix geflutet worden. Hier könnten bei gutem Wetter noch Generationen von Bergsteigern glücklich werden. Oder bei Schlechtwetter dem Lagerkoller frönen.

Eines Morgens sind wir an unserem Lagerplatz gefangen: Der Wind und die Ebbe haben so viele Eisberge angeschwemmt, dass an ein Durchkommen mit den Booten nicht zu denken ist. Wir müssen bis zur nächsten Flut warten, die die vielen Eisberge wieder ans andere Ende des Seitenfjords schiebt. Wir nutzen die Zeit zum Brotbacken und Sachentrocknen.

Als letzte Schlüsselstelle auf unserer Reise müssen wir durch die Engstelle „Angostura White". Dahinter liegt der Golfo Almirante Montt, eine Art Binnenmeer, an dessen Ostseite Puerto Natales liegt. Bei Ebbe strömt uns das ganze Wasser des Golfes und seiner angrenzenden Fjorde entgegen und bildet große, stehende Wellen. Wir müssen warten, bis das Wasser mit der Flut in die richtige Richtung fließt. Nach dieser Passage werden die Berge um uns herum niedriger und die Landschaft weitet sich. Bald begegnen uns die ersten Spuren der Zivilisation: Fischfarmen und eine Straße am Ufer. Wir blenden es so gut wie möglich aus. Und schließlich tauchen die bunten Häuser einer Stadt am Horizont auf: Puerto Natales! Ist die Tour diesmal wirklich zu Ende?

Zwischen Gletschertischen

Kleine Hochtouren in der Angelusgruppe/Ortlergebiet

>> Dennis Cramer

Steile Blankeispassagen, klaffende Riesenspalten, plötzlicher Eisschlag, morsche Felsflanken – wer heute Hochtouren unternimmt, muss mit solchen Unannehmlichkeiten und Überraschungen rechnen. Nicht selten ist der „Viertausenderjäger" deshalb zehn, zwölf oder noch mehr Stunden unterwegs, bis er wieder die schützende Hütte erreicht. Warum sich also nicht zufriedengeben mit kleineren, verhältnismäßig einfachen Hochtourenzielen?

Vielleicht lässt sich so etwas wie großes Bergsteigerglück gerade dort finden, wo die objektiven Gefahren vergleichsweise berechenbar, die Gipfelhöhen bescheiden und die Höhenunterschiede gelenkfreudig sind. So dachten wir uns in diesen letzten Augusttagen 2010 und steuerten die Angelusgruppe an, ein Gipfelensemble gegenüber des weit gerühmten König Ortler.

Mögen andere doch spotten, sage ich mir, als wir im Sessellift von Sulden in Richtung Kanzel emporschweben. Mögen echte Hochalpinisten ruhig diesen bequemen Auftakt unserer Bergtour für einen Verstoß gegen den Ehrencodex erachten. Mir gefällt er. Doch meine Freude wird schnell getrübt, als folge die Strafe auf dem Fuße. Plötzlich ergießt sich ein heftiger Regenschauer über uns. Und an meine neu erworbene Goretex-Jacke komme ich nicht heran – sie ist zu tief im Rucksack vergraben.

Auftakt mit Maß

Keine zwei Stunden später – ernstzunehmende Hochtourengänger würden über diese Tagesetappe müde lächeln – sitzen wir schon im Trockenen, im Gastraum der Düsseldorfer Hütte. Er gleicht einem Museum für Alpingeschichte, freilich mit viel Lokalkolorit. An den Wänden sind nicht nur große Gipfel und Routen in historischen Aufnahmen zur Schau gestellt, sondern auch viele prominente Gäste dieser Hütte. Während wir auf die Zuteilung der Schlafplätze warten, können wir einen Rundgang unternehmen durch dieses aufgeschlagene Fotoalbum. Sorgfältig eingerahmt finden wir den Hüttenwirt nebst Heiner Geißler wieder und entdecken Reinhold Messner in jungen Jahren. Sicher: Für diejenigen, die hier oben sind, bräuchte es nicht diese Prominenz, um die angenehme Atmosphäre der Hütte zu beglaubigen, oder ihre herrliche Lage. Durch ein dreiteiliges Panoramafenster fällt der Blick auf eines der berühmtesten Dreigestirne der Alpen, auf Königsspitze, Monte Zebru und Ortler.

Gewöhnlich beginnt ein großer Hochtourentag mit einem wort- und appetitlosen Zwangsfrühstück gegen vier Uhr morgens, anschließend folgt das Gedränge im Schuhraum und schließlich stolpert man stundenlang im Licht der Stirnlampen durch endlose Moränenfelder. Unsere heutige Tour beginnt allerdings ganz relaxed. Der Tag

Lädt zum Verweilen ein – Gletschertisch auf dem Angelusferner.

Soweit nicht anders angegeben, alle Fotos: D. Cramer

ist schon angebrochen, als wir durch das weitgehend im groben Geröll der umliegenden Berge ertrunkene Zaytal schlendern. Die morgendlichen Sonnenstrahlen erleuchten die berühmte – und heute wegen der zunehmenden Ausaperung gefürchtete – Nordwand der Königsspitze. Erst vor Kurzem soll sich der heftige Streit unter den altehrwürdigen Erstbesteigern neu entfacht haben, wer von ihnen denn nun vor gut fünfzig Jahren die markante Gipfelwechte, genannt „Schaumrolle", als Erster bewältigt oder durchgraben habe. Ein aberwitziger Streit, wenn man bedenkt, dass eben diese Wechte im Zuge des Klimawandels bereits 2001 abbrach und in der Wand zerstäubte.

Nach der kalten Nacht treffen wir auf zahlreiche dünn vereiste Pfützen. Es sind faszinierende Muster entstanden. Welche Verschwendung! Durch einen kleinen Tritt oder spätestens mit der Kraft der Morgensonne werden diese ästhetischen Kunstwerke verschwunden sein. Ich merke, wie ich wieder den Blick gewinne für solche Details am Wegesrand, weil mein Kopf – im Gegensatz zu früheren wilden Hochtouren – nicht damit beschäftigt ist, mögliche Gefahrensituationen des bevorstehenden Tages zu antizipieren.

Ewiges Eis?

Am Rand des Kleinen Angelusferners angekommen, nehmen wir denselben in Augenschein. Er wird nach oben hin immer steiler, die Spaltengefahr scheint aber äußerst gering zu sein. Deshalb entscheiden wir uns, die Steigeisen anzulegen,

Aus sicherer Distanz betrachtet – die Nordwand der Königsspitze.

das Seil jedoch zunächst im Rucksack zu lassen. Zugegeben, ein richtig ausgewachsener Gletscher war der Kleine Angelusferner nie und seit sich in den letzten beiden Jahrzehnten die Nullgradgrenze so weit nach oben verschoben hat, dass sein Nährgebiet schon jetzt nahezu verschwunden ist, ist auch er zum Sterben verurteilt. Aber noch ist er ein Gletscher mit dem typischen, teils bläulichen, teils blanken Eis.

In der „Gletscherlounge“

Kaum haben wir den etwa einen Kilometer langen Eisstrom überschritten, steigen wir durch einfaches, aber abwechslungsreiches, kombiniertes Gelände bis zum Gipfel des Kleinen Angelus. Wir sind rundum zufrieden mit diesem vergleichsweise bescheidenen Ziel, wobei „rundum“ durchaus wörtlich verstanden werden darf, bietet der 3318 Meter hohe Gipfel doch eine beachtliche Rundsicht. Er ist hoch genug, um den Blick weit in die Ferne schweifen zu lassen, in den Vinschgau, zu den Ötztaler Alpen, zugleich aber so tief gelegen, dass die nahen großen Gipfel der Ortlergruppe ihre ganze Majestät entfalten können.

Beim Abstieg wird unser Schritt immer langsamer. Zu skurril sind die tonnenschweren Felsquader, die hier auf kleinen Eissäulen thronen, als dass wir achtlos an ihnen vorübergehen könnten. Wir flanieren zwischen Gletschertischen. Mir wird plötzlich klar, dies ist die treffende Metapher für die Grundhaltung unseres ganzen verlängerten Wochenendes. Wir flanieren zwischen Gletschertischen. Wie bei einem festlichen Sektempfang bewegen wir uns von Bistrotisch zu Bistrotisch, ohne jede Eile, wir erheben die Gläser auf einen sonnigen, wolkenlosen Festtag, hier und dort einen Smalltalk führend, mit dem Begleiter, mit der Natur, nur dem Ziel verpflichtet, uns gut zu unterhalten und später im Alltagsgrau davon zehren zu können.

In dieser arglosen Feierlaune passiert dennoch etwas Unerwartetes, ein kleines Missgeschick: Der Eispickel, locker ins Eis gesteckt, um die Digitalkamera zücken zu können, kippt um und rutscht in eine tiefe, aber kaum 30 Zentimeter breite Spalte. „Da, da, ich sehe ihn noch!“ Haue und Spitze haben sich glücklicherweise in etwa einem Meter Tiefe verkeilt! Ich greife in die enge Spalte, mein Arm ist zu kurz. Mithilfe der Handschlaufen eines Teleskopstockes und einigem Glück gelingt es schließlich dennoch, den Pickel wieder ans Tageslicht zu befördern.

Hochtouren im Wandel

Und noch etwas holt uns in die Realität der ernsten Hochgebirgswelt zurück: ein tiefes Grollen, das von den umliegenden Wänden wieder und wieder zurückgeworfen wird. Zu sehen ist nichts. Dann Stille! Der Geräuschkulisse nach zu urteilen, muss es eine bemerkenswerte Steinlawine gewesen sein. Wir vermuten, dass sie auf der anderen Seite des Zayjochs in die Tiefe gedonnert ist. Der Permafrostboden, der das recht instabile Gestein dort oben über Jahrhunderte verlässlich zusammenhielt, taut im Zuge des aktuellen Klimawandels auf und destabilisiert die Flanken. Am Abend wird uns ein Tischgenosse berichten, wie elend sein geradliniger Aufstieg zu diesem einst beliebten Übergang gewesen sei. Nichts halte mehr! Und von oben erfolge ständiger Beschuss! Sicher wäre er gut beraten gewesen, von rechts das Zayjoch zu erreichen, also weitgehend unserem Aufstieg zu folgen, der offenbar weniger objektive Gefahren birgt. Doch dürfen auch wir uns nicht in Sicherheit wiegen, zeugt die hohe Anzahl unserer „Bistrotische“ hier doch davon, dass wir uns ebenso im vermeintlichen Schussfeld befinden. Auch die Gletscher vermögen die Geröllhänge nicht länger zu stützen, sinkt ihr Oberflächenniveau doch zusätzlich ab.

Abwechslungsreich und objektiv sicher – der Aufstieg zum Kleinen Angelus.
Foto: M. Röckle

Zehn Jahre jung – der Gletschersee an der Zunge des Angelusferners.

Zeit also, weiterzugehen, munter übers knirschende Eis hinauszuwandern in Richtung Gletscherzunge, die jäh zu einem Schmelzwassersee abbricht. Die Tabacco-Karte von 2002 verrät, dass dieser etwa 150 Meter lange See damals noch gar nicht existierte. 2005, bei meinem letzten Besuch dieses Bergwinkels, reichte die Zunge des Gletschers noch etwa bis in die Mitte des Sees. Wie wir nun bei der Ankunft erkennen, kann man heute bereits auf einem schmalen Uferstreifen unter der Abbruchkante des Eises hindurchgehen. Und diesen Wall aus Eis nutzen wir in der Mittagspause für das, was wir endlich einmal unter gefahrlosen Bedingungen ausprobieren wollen: das Fortbewegen im nahezu senkrechten Eis. So kurbelt mein Begleiter Michael auf den letzten flachen Metern des Angelusferners eine Schraube ins Eis. Ein lehrbuchmäßiger Bohrkern ohne erkennbare Lufteinschlüsse wächst uns entgegen und verrät die Zuverlässigkeit des Fixpunktes. „Vorsicht Seil!“ – In hohem Bogen rauscht das Bündel hinunter, das Seilende landet knapp neben der Wasserfläche. Fertig ist die Toprope-Sicherung. Die folgenden Versuche im selbst eröffneten Eisklettergarten machen eine Menge Spaß, obwohl wir kein Eisbeil, sondern nur zwei klassische Pickel zur Verfügung haben.

Ein neuer Begriff kursiert als Gegenpol zum leistungs- und zielorientierten Alpinismus: „Wellnessbergsteigen“. Andi Dick beispielsweise fasst damit alpinistische Tätigkeiten zusammen, die erlebnisorientiert sind und zugleich durch eine geringe Belastungsintensität gekennzeichnet sind.[1] Ich frage mich: Sind wir auch zu „Wellnessbergsteigern“ geworden? Wir, die wir nun, auf den Findlingen im See sitzend, zum Rhythmus der schwappenden Wellen ein verklärendes Volkslied über Bergvagabunden schmettern? Folgen wir am Ende gar nicht unserem eigenen Willen, sondern einem gesellschaftlichen Trend, der Wellness als oberstes Gut anpreist? So weit möchte ich nicht gehen. Ich gebe aber zu, dass es nicht nur die äußeren klimatischen Bedingungen sind, die unseren zum Genießen hin verschobenen Werte-

1 vgl. Servicebeilage zu ALPIN 08/2009, S. 13

Durch wildes Schneegestöber – Aufstieg zum Hohen Angelus.

maßstab begründen. In einer Zeit multipler beruflicher Herausforderungen verzichte ich gerne auf Grenzbelastungen im Freizeitbereich. Außerdem spielt für uns über Vierzigjährige wohl auch die Einsicht eine Rolle, den Zenit der persönlichen Leistungsfähigkeit am Berg allmählich überschritten zu haben.

Erst nach Stunden des Müßigganges blicken wir wieder auf die Uhr, um erstaunt festzustellen, dass wir auch noch genug Zeitreserven haben, um den Klettersteig auf die Tschenglser Hochwand anhängen zu können. Und dieser plötzliche Tatendrang zeigt auch, dass sich Bergsteiger ungern in eine Schublade stecken lassen wollen. Alpinisten bleiben Individualisten.

Ein Klettersteig über 3000 Meter

„Hey! Hey!" – Wer ruft uns da hinterher? Wir bleiben kurz vor dem Einstieg in die Felsen stehen. Ein Mann keucht die lang gezogene Serpentine zu uns herauf. Es ist ein offensichtlich wenig erfahrener Tourist mit nicht zu klärender Nationalität. Und er zeigt verunsichert auf eine bunte Panoramakarte, die er aus seiner Jacke hervorkramt. Wie es sich herausstellt, hat er die Orientierung verloren. Mehr noch: Er startete bereits an der Kanzel in die völlig falsche Richtung, wähnt sich jetzt am Madritschjoch. Da wir keine Sprache finden, die uns und ihm gleichermaßen vertraut wäre, wirft er noch wild gestikulierend die Frage in den Raum, ob er denn wenigstens die 3000-Meter-Linie überschritten habe. „Ja, ja doch! Selbstverständlich!", geben wir ihm zu verstehen. Hier genau verlaufe sie.

Am mittelschweren Klettersteig sind wir in diesen Nachmittagsstunden allein unterwegs. Vor fünf Jahren beging ich schon einmal diese Via ferrata. Damals bereiteten wir uns auf den Ortler vor und verzichteten leichtsinnigerweise auf ein Klettersteigset. An den Schlüsselstellen, zwei steilen, durchaus Kraft raubenden Rippen, klinke ich nun allzu gern die Karabiner ein. Ein schmales Band ist der Höhepunkt der Tour in puncto Ausgesetztheit. Am Grat treffen wir auf parallel verlaufende alte Sicherungen, es sind die Überreste eines historischen Steiges, der dem kompletten Südgrat folgte. Die Hüttenwirtfamilie war hier schon früh erschließend aktiv gewesen. Bis in die Achtzigerjahre hinein war die Errichtung von Klettersteigen, die bewusst schwierige Passagen im Fels suchten, eher ein Phänomen in den Kalkalpen. Den Gletscherbergen wurde wohl per se eine große Anziehungskraft bescheinigt. Eine solide gesicherte Verschneidung und eine große Platte sind die letzten markanten Stationen bis zum Gipfelkreuz in 3375 Meter Höhe.

Nach dem aufregenden Klettersteigabenteuer erholen wir uns wieder am Seelein Laghetti. Und wir studieren die Entwicklung der Gletscherflächen an den Bergen, die uns am nächsten Tag beschäftigen wollen. Während die zurückgeschmolzene Eiskalotte des Hohen Angelus zu sogenanntem „Toteis" wurde, also keine Verbindung mehr zum fließenden Teil des Zayferners besitzt, fällt der Hängegletscher an der Vertainspitze noch immer recht beeindruckend durch die schattige Nordwand herab. Obwohl beide Gipfel kaum über die 3500-Meter-Marke aufragen, kommen mir nach diesem genussreichen Tag Zweifel, ob wir uns morgen diesen anstrengenden Doppelschlag inklusive Heimfahrt wirklich antun sollen.

Zeugen der Schneeschmelze – Abstieg zur Düsseldorfer Hütte.
Foto: M. Röckle

Wetter- und andere Kapriolen

Nachts erwache ich jäh aus tiefem Schlaf. Ein heftiger Sturm rüttelt am gekippten Fenster neben mir. Es gelingt mir kaum, dasselbe zu schließen. Als wir unsere Hochtourenehre retten und gegen fünf Uhr aufstehen wollen, fegen Schneeflocken waagrecht durch die Luft. Das lassen wir als Entschuldigung gelten, um es den Wanderern im Schlafraum gleichzutun und uns noch einmal einzummeln. Nach einem ausgiebigen Frühstück stellen wir uns doch noch dem Kampf gegen den Schneesturm. Allerdings tun wir dies mit der Vorgabe, einmal so weit in Richtung Hohen Angelus aufzusteigen, wie wir Lust haben. Der Neuschnee auf den Blöcken zwingt zur sorgfältigen Trittwahl, manchmal schleudert eine Sturmböe die Schneekristalle mit einer solchen Wucht ins Gesicht, dass wir uns abwenden müssen. Die Büschel des weiß blühenden Urgebirgs-Hornkrautes, die hier mitten im Geröll ihren Platz gefunden haben, versinken im Schnee. Da wir nur sehr langsam vorankommen, drehen wir schließlich am Fuße der Steilstufe des Westgrates um. Das hohe Ziel ist zur Nebensache geworden. Lediglich eine geführte Schweizer Gruppe passiert uns und wendet sich unbeirrt dem Gipfel zu.

Unseren Rückzug bereuen wir keineswegs. Während die Gipfelstürmer oben am Grat sicher gegen die fortwährenden Faustschläge des eisigen Windes zu kämpfen haben, werden wir Zeugen der Schneeschmelze im Zaytal, schauen zu, wie der Sommer noch einmal die Überhand gewinnt. Überall fließen feine Bäche ins Tal, die zurückkehrende Sonne taucht die Landschaft in gleißendes Licht. Noch hält sich der Schnee, wo er hingeblasen wurde. An einem der Seen entstehen weiße Uferlinien. Dabei kommt mir ein plötzlicher, ein religiöser Gedanke: In Wirklichkeit erlebe ich gar nicht diese kleine, nichtige Wetterkapriole, sondern – im Zeitraffer – die Klimageschichte, ich sehe Gletscher wachsen und schwinden, in Minuten, in Sekunden. Und aus der Perspektive der Ewigkeit betrachtet, währt auch jede Entwicklung und jede Strömung im Alpinismus nicht länger als einen Wimpernschlag.

BergMenschen

„Wenn Mensch und Berg sich begegnen, ereignen sich große Dinge, die sich im Gedränge der Straßen nicht verwirklichen lassen“, meinte vor etwa 200 Jahren der englische Künstler William Blake.
Der Mensch prägt die Berge, der Berg die Menschen.
Lernen Sie quer durch die Zeitläufe fünf außergewöhnliche Menschen kennen, die auf ihre ganz persönliche Art das Thema „Berg“ (er)leben.

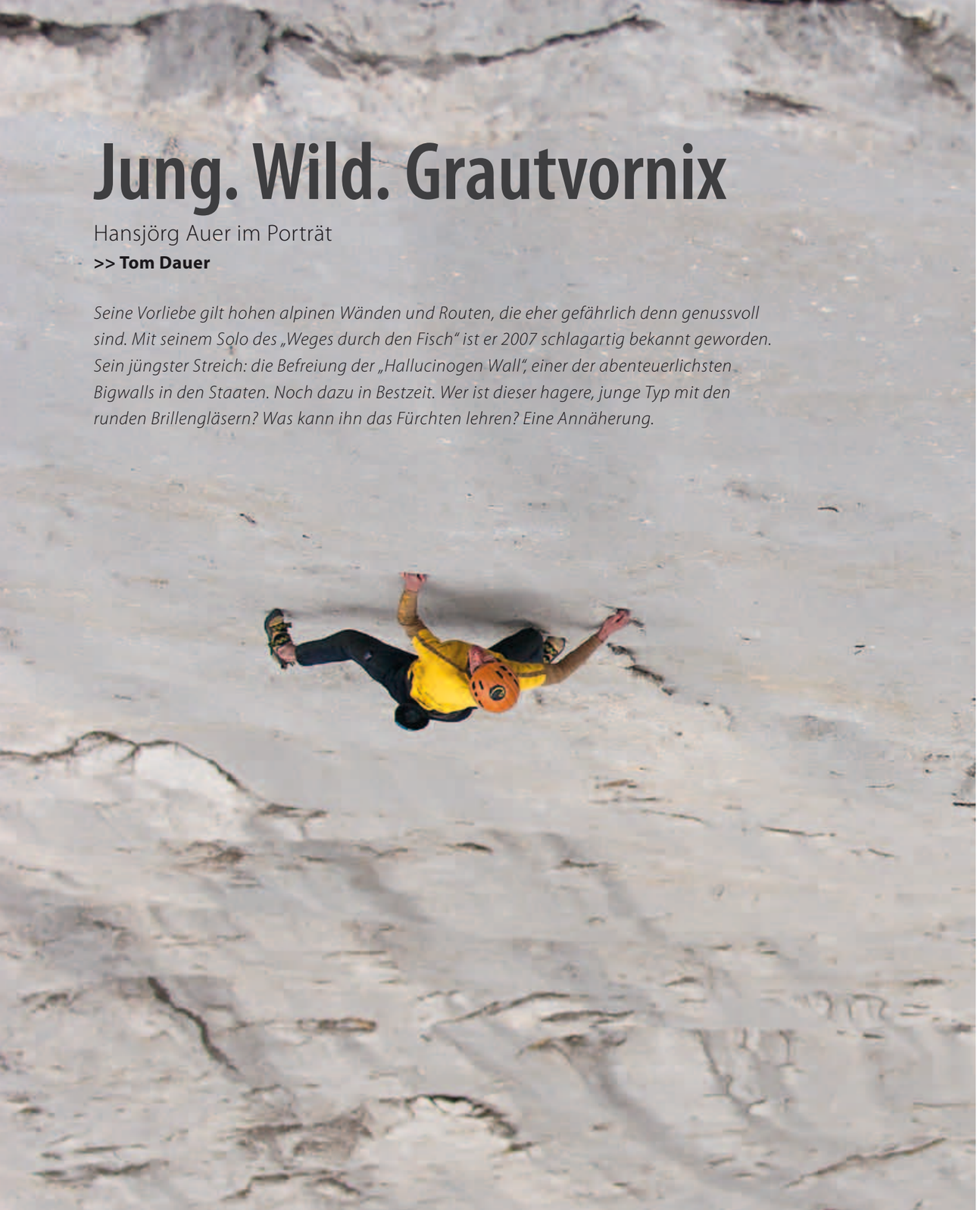
© M. Attenberger

Jung. Wild. Grautvornix

Hansjörg Auer im Porträt

>> Tom Dauer

Seine Vorliebe gilt hohen alpinen Wänden und Routen, die eher gefährlich denn genussvoll sind. Mit seinem Solo des „Weges durch den Fisch" ist er 2007 schlagartig bekannt geworden. Sein jüngster Streich: die Befreiung der „Hallucinogen Wall", einer der abenteuerlichsten Bigwalls in den Staaten. Noch dazu in Bestzeit. Wer ist dieser hagere, junge Typ mit den runden Brillengläsern? Was kann ihn das Fürchten lehren? Eine Annäherung.



Als Hansjörg Auer an jenem Sonntag spätabends nach Hause kam, empfing man ihn kühl und schweigend. Seine Mutter, die sich sonst so liebevoll freute, wenn er aus den Bergen zurückkam, grüßte ihn kaum. Sein Vater, der immer stolz auf das gewesen war, was der Sohn zu leisten vermochte, schien ihn ignorieren zu wollen. Selbst seine vier Geschwister gingen ihm aus dem Weg – denn die Familie fühlte sich vor den Kopf gestoßen, betrogen. Und es war ihr herzlich egal, dass ihr Hansjörg gerade Klettergeschichte geschrieben hatte.

Zwei Tage zuvor, am Abend des 27. April 2007, war er aus dem Ötztal zur Marmolada gefahren. Am nächsten Morgen seilte er von der Punta d'Ombretta über die 850 Meter hohen, silbergrauen Platten der Südwand ab. Fünf Stunden verbrachte er damit, sich die schwierigsten Kletterzüge des „Wegs durch den Fisch" einzuprägen. Vom Wandfuß stieg er zur Falier-Hütte ab, schlief dort ruhig und fest und startete um neun Uhr in die Route. Zwei Stunden und 55 Minuten später stand er am Gipfel. Hinter ihm lag die erste Free-Solo-Begehung einer Route, die – 1981 von den Tschechen Igor Koller und Indřich Šustr erstbegangen – zu den anspruchsvollsten Wegen in den Dolomiten, vielleicht auch in den Alpen zählt. Danach fuhr er zurück ins heimische Umhausen. Still und leise, allein, wie er gekommen war. Dass er seinen Erfolg mit jemand anderem als seiner Familie und seinen Freunden teilen könnte, kam ihm nicht in den Sinn.

*An einem **Hiasn** geht koana vorbei!*

Als mittleres von fünf Kindern wurde Hansjörg 1984 geboren. Seine Eltern betreiben im Nebenerwerb eine kleine Landwirtschaft: drei Kühe, Schweine, Masthennen und Schafe. Schon früh nehmen der Vater – Johann, Jahrgang 1947 – und die Mutter – Traudi, geboren 1954 – ihre beiden Älteren und Hansjörg mit in die Berge. Der Vater ist ein ruhiger Mann, er redet nicht viel, ist eher in sich gekehrt. Die Berge rund um das Ötztal kennt er wie seine Westentasche, auf vielen Touren hat er sich seine Ausdauer erworben. Und auch wenn er nie ein Kletterer war, beschreibt ihn seine Frau als „wagemutig".

Sie selbst ist das Gegenteil ihres Mannes: eine lebhafte, energiegeladene Frau, deren Kraft und Selbstbewusstsein jeden Schwächeren glatt überrollen würde, zeichnete sich um ihre Mundwinkel nicht zugleich ein feiner Zug von Selbstironie ab, der andeutet: Da weiß eine, wer sie ist und was sie kann, und deshalb kann sie es sich leisten, sich selbst nicht ganz so ernst zu nehmen. Zum Beispiel, wenn sie über das „Geschlecht der Hiasn" spricht, das ein besonderes sei, weil die „Hiasn" immer schon etwas gegolten hätten im Dorf, wegen ihres Arbeitseifers, ihres Muts und ihrer Kraft. – „Hiasn" ist der Hofname des 1919 angekauften Hauses, in dem die Auers leben. In kräftigen Lettern ist er eingeritzt in einen verwitterten Türbalken.

14 Jahre alt ist Hansjörg, als er mit seiner Mutter im Ötztal auf Skitour geht. Sie machen das regelmäßig zusammen, sind eingespielt, steigen stetig auf, nicht zu schnell, aber auch nicht allzu langsam. Irgendwann aber bemerkt Hansjörg, dass von unten zwei andere Bergsteiger nachkommen, und dass diese sehr schnell aufsteigen. Da sagt er, weil er die Kraft des Vaters und die Stärke der Mutter geerbt hat und weil sich in ihm der Ehrgeiz des Sportlers rührt: „Mama, an einem Hiasn geht koana vorbei." In diesem Moment, erinnert sich Traudi, habe sie erkannt, aus welchem Holz ihr Sohn geschnitzt ist. Natürlich ließen sich weder er noch sie einholen.

Auch in den folgenden Jahren ist es der Ausdauersport, der Hansjörg am meisten reizt. Er nimmt an Langlaufrennen teil und verausgabt sich so, dass er sich im Ziel übergeben muss. „Voll fanatisch", sagt er, sei er damals gewesen. Weil sein Vater und seine beiden älteren Brüder ähnlich ticken, nehmen sie zusammen am berühmt-berüchtigten „Wildsau-Rennen" im Sellrain teil. Dessen Modus ist ebenso einfach wie hart: Der Erste jeder Viererstaffel steigt von Praxmar über den Schönbichl bis kurz unterhalb der Lamsenspitze auf. Das sind

Ohne Netz und doppelten Boden: Im April 2007 kletterte Hansjörg Auer allein durch die haltlosen Platten des „Weges durch den Fisch" in der Marmolada-Südwand.
Foto: H. Wilhelm

Familienausflüge: Traudi und Johann Auer mit ihren Söhnen Hansjörg, Jakob und Matthias (von links). Später ging es härter zur Sache: Mit dem Vater und seinen beiden Brüdern nahm Hansjörg (Startnummer 29) zwei Mal am berüchtigten „Wildsau-Rennen" im Sellrain teil.
Fotos: Archiv Auer

etwa 1120 Höhenmeter. Der Zweite fährt so schnell wie möglich ab. Der Dritte hetzt hinauf Richtung Zischgeles und überwindet dabei knapp 1200 Höhenmeter, die der Schlussläufer wiederum hinunterrast.

Zwei Mal, in den Jahren 2001 und 2002, stellen sich „Vater & Söhne" – so nennen die Auers ihre Staffel – der Konkurrenz. Hansjörg gibt die Zeit vor, Matthias fährt ab, der Vater bringt das Staffelband wieder hinauf und Jakob schießt in der Hocke zu Tal. Einmal belegen die Auers den 35., beim zweiten Mal den 24. Rang unter mehr als 50 Staffeln. Während der Siegerehrung lächelt Hansjörg schüchtern an der Kamera des Fotografen vorbei. Seine Urkunde hält er vor sich wie einen Schutzschild. Er ist erst 17 Jahre alt, und wenn er lächelt, rundet sich an seinen Wangen der Kinderspeck. „Für den Ausdauersport", sagt er heute, zehn Jahre später, „hätte ich wirklich Talent gehabt." Das klingt so, als wolle er sagen, fürs Klettern habe er keines.

Wahrscheinlich wäre man bei jedem anderen Extrembergsteiger ungehalten, weil man so einen Satz als falsche Bescheidenheit, als „fishing for compliments" verstehen und sich unangenehm berührt fühlen würde. Bei Hansjörg Auer ist das anders, und auf der Suche nach Worten, die ihn beschreiben könnten, kommt einem schnell die modische Rede von der „Authentizität" in den Sinn, vom Einklang von Schein und Sein also. Das allerdings ist schwierig, denn nicht selten gilt jemand als authentisch, weil er seine vermeintliche Echtheit geschickt zu inszenieren weiß. Lieber greift man deshalb auf Begriffe zurück, die vielleicht etwas aus der Zeit gefallen sind – Begriffe wie „anständig", „aufrichtig" oder „wahrhaftig". Denn wenn man der Meinung ist, dass sich mit dem klassischen Alpinismus die Tugenden der Zurückhaltung und der Ehrlichkeit verbinden, dann ist der junge Tiroler sicherlich einer seiner besten Vertreter. Deshalb kann er, in der ihm eigenen Mischung aus Selbstvertrauen und Staunen, sagen: „Nach dem ‚Weg durch den Fisch' war mir schnell klar, dass ich etwas Besonderes geleistet hatte. Aber ich habe nicht damit gerechnet, dass sich mein Leben so verändern würde."

Nach dem „Weg durch den Fisch" ging auch der Montag vorüber, ohne dass sich die Stimmung zuhause verbessert hätte. Man redete leise und nur das, was unbedingt nötig war. Hansjörgs Vater verkroch sich in seine Arbeit. Dabei hat er gar nichts gegen die Abenteuer seines Sohnes: „Wenn er so oft zum Wirt gegangen wäre wie an den Fels, das wäre schlechter gewesen." Aber trotzdem, Bub, dass du uns nicht sagst, was du vorhast, dass du dein Leben so riskierst!

An einem zweimeterhohen, bemoosten Block hinter seinem Elternhaus, erinnert sich Hansjörg, sei er zum ersten Mal klettern gewesen. Unbewusst, spielerisch, wie ein Kind, das auf einen Baum klettern will. Doch als es ihm nicht gelingt, den Block zu erklimmen, „hat mich das so gefuchst, dass ich am nächsten Tag gleich wieder hin bin. Und dann habe ich es auch geschafft." Als er zwölf Jahre alt wird, macht er beim Alpenverein seinen ersten Kletterkurs. Aber das Hallenklettern langweilt ihn schnell. Mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Matthias zieht es ihn in große alpine Wände. Hansjörg eifert seinen Vorbildern nach: Hermann Buhl, Reinhold Messner, Hans Kammerlander – in dieser Reihenfolge hat er zu Weihnachten Bücher seiner Helden geschenkt bekommen. Mit viel Glück gelingt den beiden Brüdern die Eiger-Nordwand, da sind sie noch Teenager. Jedes Mal, wenn sie mit gepackten Rucksäcken aufbrechen, zündet ihre Mutter in der von Birken umringten Kapelle oberhalb von Umhausen ein Licht für ihre Söhne an. Dann betet sie, bis ihre Kinder wieder zurück sind.

Heute sieht sich Hansjörg Auer eher als Felskletterer denn als Alpinist. „Obwohl, ab und zu so etwas wie der Walkerpfeiler an den Grandes Jorasses, das taugt mir schon", sagt er in seinem breiten Ötztaler Dialekt. Dabei blickt er mit dunklen Augen über eine randlose Brille, als wohne ein Schelm in ihm, der sich immer mal wieder einen Weg aus einem ruhigen, gelassenen Inneren bahnt. Eine Zahnlücke zwischen den Schneidezähnen macht sein Lachen zu einem verschmitzten Lausbubenlachen. Der Walkerpfeiler also: Was für viele Bergsteiger ein Lebensziel ist, das schiebt Hansjörg einfach mal so zwischen seine Tage an den Felsen ein.

Seit einem halben Jahrzehnt ist der schlaksige Typ mit den langen Armen – der bei 1,82 Meter Größe 67 Kilo wiegt – hauptsächlich beim Felsklettern unterwegs. Auch hier gilt seine Vorliebe den hohen alpinen Wänden. Und den Routen, die eher gefährlich denn genussvoll sind. Entsprechend eindrucksvoll liest sich seine Tourenliste. Ihm gelingen Routen wie „Steps across the Border" (X) an der Marmolada-Südwand, die bohrhakenfreie Erstbegehung von „Silberschrei" (IX) am Heiligkreuzkofel, die erste Rotpunkt-Begehung der „Vogelfrei" an der Schüsselkarspitze, die erste Wiederholung der „Pan Aroma" (X+) an der Westlichen Zinne. In Patagonien, im Oman und im pakistanischen Karakorum-Gebirge hinterlässt er Erstbegehungen. Einer seiner jüngsten Erfolge ist die freie

Kein Hirngespinst: Die 1980 erstbegangene „Hallucinogen Wall" im Black Canyon, USA, galt als einer der härtesten Bigwalls Nordamerikas. Im April 2011 gelang Hansjörg Auer die erste freie Begehung der Route.
Foto: C. Richards/ The North Face

Stationen eines Klettererlebens: An der Blamannen-Nordwand in Norwegen gelang Hansjörg Auer und seinem Kletterpartner Much Mayr (ganz rechts) die Erstbegehung der Route „Tingeling" (IX+), bevor Hansjörg sportkletternd in Gulgnausen unterwegs war. Vorläufiger Höhepunkt von Auers Karriere: die erste freie Begehung der „Hallucinogen Wall" im Black Canyon, USA.

Fotos: R. Fichtinger (3), C. Richards/The North Face

Begehung der „Hallucinogen Wall" an der North Chasm View Wall im Black Canyon, Colorado, USA – die Route galt lange Zeit als einer der abenteuerlichsten Bigwalls Nordamerikas.

Während Hansjörg im Lauf seiner Karriere immer mehr Erfahrungen in großen Wänden sammelt, überkommt ihn ab und an auch die Lust auf eine Alleinbegehung. Schon 2006 ist er ohne Seil, Klettergurt und Karabiner in der Marmolada-Südwand unterwegs: Dort gelingen ihm die „Modernen Zeiten" (VIII–). Eine Linie, die bis heute als ikonische Route gilt; als Prototyp eines Kletterstils, der vor den Erfolg den Schweiß und die Angst stellt; und der statt eines sicheren Ausgangs ein gehöriges Maß an Abenteuer verspricht. Doch Hansjörg weiß, dass er damit noch lange nicht sein Limit erreicht hat. 2007 schließlich lässt er den nächsten Schritt folgen: „Schon an Weihnachten", erinnert er sich, „nahm ich mir vor, den ‚Fisch' solo zu klettern." Nur seinen jüngeren Bruder Vitus weiht er in seinen Plan ein.

Vier Monate später ist es schließlich so weit. Hansjörg verspürt jene „tiefe, innere Kraft, die es mir überhaupt ermöglicht, allein in so eine Route einzusteigen". Diese Kraft sei so groß, dass er sich – selbst wenn er dies wollte – gar nicht dagegen wehren könne. Ein Urvertrauen sei das, vielleicht aus dem Glauben erwachsen. Eine Sicherheit, die ihm sage, dass alles gut gehen werde. Es gebe im Laufe eines Klettererlebens wahrscheinlich nur ganz wenige solcher Tage, ist sich Hansjörg bewusst. Und diesen einen, den habe er, so gut es ging, genutzt.

Die Öffentlichkeit wüsste darüber vermutlich gar nicht Bescheid, wäre nicht eine Seilschaft in einer Route neben dem „Fisch" – 37 Seillängen auf 1200 Klettermeter – zugange gewesen. Die beiden Kletterer können kaum glauben, was sie sehen. Sie fotografieren den Alleingänger und schicken zwei Bilder des Soloisten an ein Klettermagazin. Die Aufnahmen verbreiten sich in Windeseile über das Internet, dann in klassischen Medien.

Treu bleiben kann sich nur, wer sich mit den Umständen ***verändert***

Nur wenige Insider konnten vor dem 29. April 2007 mit dem Namen Hansjörg Auer etwas anfangen – danach ist er in aller Munde. Und für den jungen Ötztaler beginnt „die schwierigste Zeit meines Lebens".

Als er wenige Wochen nach seinem Erfolg an der Marmolada durch die Gassen von Arco bummelt, kann er kaum fassen, was geschieht. Wildfremde Menschen wollen sich mit ihm fotografieren lassen, bitten um ein Autogramm. Als er auf der sonnigen Terrasse eines Cafés sitzt, spürt er die Blicke in seinem Nacken. „Auf einmal fühlte ich mich irrsinnig unter Druck." Das geht so weit, dass er im Klettergarten Angst hat, in einer leichteren Tour – sprich Schwierigkeitsgrad IX – zu stürzen. Weil er denkt, die Zuseher könnten ihn für einen Sprücheklopfer halten. Auer ist tief verunsichert. Und überfordert. Auf einmal soll er eine Interviewanfrage nach der anderen beantworten. Medienvertreter versuchen, seine nächsten Pläne aus ihm herauszuquetschen, dabei hat er noch gar keine. Und er versteht nicht, dass er von heute auf morgen als Shootingstar des Alpinismus gilt. „Jeder wollte damals etwas von mir. Das habe ich kaum ausgehalten."

Inzwischen war es Dienstag geworden. Seine Mutter hat sich einen Ruck gegeben. Es sei ja auch immer schon eine große Freude gewesen, sagt sie, mit ihrem Hansjörg bei einer Tasse Kaffee zusammenzusitzen. Ihm zuzuhören. Seine Meinung zu erfahren, „denn er sieht die Dinge oft ein bisschen lockerer als wir. Er bringt eigentlich immer Freude ins Haus. Das tut auch der Familie gut." Selbst wenn du dich mal verstiegen hast, Bub, wie im „Weg durch den Fisch"!

Nur dank der Unterstützung seiner Familie und enger Freunde schaffte es Hansjörg, dem Druck standzuhalten, den die Öffentlichkeit mit sich brachte. Und weil er sich bis zu einem gewissen Grad auf das Spiel einließ, das die Medien beherrschen: Hansjörg Auer seilte sich erneut in den „Weg durch den Fisch" ab und ließ sich an einzelnen Passagen fotografieren. So wurde das Unvorstellbare für viele Menschen vorstellbar. Für Hansjörg Auer ein Kompromiss: Während der eigentlichen Aktion würde er sich nicht fotografieren oder filmen lassen, sagt er, denn durch ihre zeitgleiche Dokumentation verlören Abenteuer ihren Wert. Höchstleistungen könne man so nicht abrufen. Sobald Fixseile, vielleicht ein Filmteam, vielleicht gar ein Hubschrauber im Spiel seien, minimiere sich das Risiko – und der erforderliche Einsatz – des Kletterers um ein Vielfaches.

Seit Frühjahr 2011 wird Hansjörg Auer von einem großen nordamerikanischen Outdoor-Hersteller ausgerüstet. Er ist damit einer von 40 Athleten, die Teil des sogenannten „World Teams" seines Sponsors sind, und er ist der Einzige im deutsch-

Im Fokus: Alexander Hubers Route „Pan Aroma“ (X+) in der Nordwand der Westlichen Zinne konnte Hansjörg Auer im Sommer 2010 wiederholen.
Fotos: H. Wilhelm

sprachigen Raum. „Dabei wollte ich eigentlich“, versichert der gelernte Hauptschullehrer, „nie mit dem Klettern mein Geld verdienen“.

So hatte er sich nach seiner Solo-Begehung des „Fischs“ auch in verschiedenen Interviews geäußert. Und natürlich gibt es Menschen, die nicht müde werden, ihn auf seine Worte hinzuweisen – und die dabei eine gewisse Häme nicht verbergen. Hansjörg Auer ist sich dessen bewusst. Dennoch steht er zu seiner Entscheidung, denn „ich habe jetzt immer Zeit. Es gibt keine Wochentage mehr, ich kann klettern gehen, wann ich Lust dazu habe.“

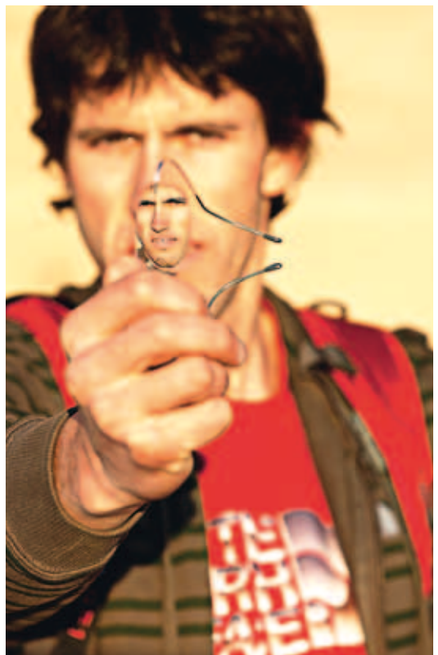
Entscheidend aber sei, dass sich hinter der Entscheidung eine Entwicklung verberge. Eine, die er als einen Gewinn für sich betrachtet. Als eine Fortsetzung des Weges, den er einst eingeschlagen hat. Denn davon ist Hansjörg Auer überzeugt: Treu bleiben kann sich nur, wer sich mit den Umständen verändert.

Vielleicht ist das auch der Grund dafür, dass er derzeit „wenig Lust auf Free-Solos“ verspürt. An mangelnden Ideen liegt das nicht. Im Frühjahr 2011 stand Hansjörg Auer bereits wieder unter der Marmolada-Südwand, allein, und mit dem Gedanken spielend, in ein altes Projekt einzusteigen. Noch schwieriger als der „Fisch“, noch glatter, noch steiler. Doch die Bedingungen in der Wand waren nicht optimal. Und das Mehr an Erfahrung, das er im Lauf der Jahre gesammelt hat, hatte die Unbekümmertheit verdrängt, mit der er 2007 durch die Wand geklettert war. „Wenn du dich fragst, ist es dieses Solo wirklich wert, dann ist es sowieso schon zu spät.“ Unverrichteter Dinge stieg er wieder ins Tal. Zufrieden mit seiner Entscheidung und froh darüber, „dass ich mich nie als Solokletterer inszeniert habe“. Denn wenn man das richtige Maß überschreite, steige der Druck. Und die Abhängigkeit: gegenüber den Interessen der Öffentlichkeit, der Medien, der kletternden Kollegen.

Deshalb fühlt er sich wohler, wenn Hansjörg Auer seiner anderen Passion nachgehen kann: den freien Begehungen alter, klassischer, mit Hakenhilfe erstbegangener Routen. In der Marmolada-Südwand gelang ihm bereits 2009 die dritte freie und zugleich die erste Onsight-Begehung der „Via della Cattedrale“ (X–). Sein Partner bei dieser Unternehmung war der Innsbrucker Much Mayr, mit dem Hansjörg Auer in den vergangenen Jahren fast alle alpinen Abenteuer durchstand. Auch das spricht Bände über den Ötztaler, der über seine freundschaftliche Treue sagt: „Ich gehe einfach nicht mit jedem klettern. Und ich rufe auch nicht zehn Leute an, um einen Partner zu finden, das bin ich nicht. Lieber lasse ich mal einen Klettertag aus.“

Lieber wartet er, bis Much Mayr, der sich im Frühsommer 2011 bei einem Fahrradsturz verletzte, wieder fit ist. Erst dann werden die beiden zusammen das nächste, „lässige“ Projekt angehen: die erste freie Begehung der Route „L'ultimo parachutista“ an der Marmolada-Südwand, die von den Altmeistern Graziano Maffei, Paolo Leoni und Mariano Frizzera erstbegangen wurde. Heute kennt kaum jemand diese Route, die vermutlich noch nie wiederholt wurde. Entsprechend groß sei die Ungewissheit vor dem Einstieg, sagt Hansjörg Auer, denn „die Jungs konnten damals wirklich klettern“. Etwas Hochachtung ist aus diesem Nebensatz herauszuhören. Und die Gabe, den eigenen Erfolg nicht als etwas Singuläres, sondern als Glied einer Kette, als Teil der alpinen Historie zu betrachten. Für einen jungen Kletterer ist das außergewöhnlich.

Erst einmal musste Hansjörg Auer einen Rückschlag hinnehmen in seiner Karriere. Das war 2008, als er in den kalifornischen Tuolumne Meadows in die ebenso legendäre wie gefährliche Route „Bachar-Yerian“ – 1981 von John Bachar und Dave Yerian erstbegangen – einstieg. Gesichert von seinem Bruder Matthias, dem dritten Bergführer in der Familie, brach Hansjörg am Schluss der Schwierigkeiten ein Tritt aus. Er stürzte gut 20 Meter, zerschmetterte sich das Sprungbein, wurde zurück zur Straße getragen – und musste sich die kommenden vier Monate auf Krücken stützen. „Da merkte ich sehr deutlich, dass ich nicht unsterblich bin.“ Vielleicht hat auch dieses Erlebnis seinen Anteil daran, dass sich Hansjörg Auer heute „viel weniger getrieben fühlt als früher“. Weil er auf dem Weg sei, ein freier Mensch zu werden. Der sich seine Rechte nehme und sich seiner Pflichten bewusst sei. Seiner Verantwortung gegenüber der Familie zum Beispiel.



*Da merkte ich sehr deutlich, dass ich **nicht unsterblich** bin*

Es dauerte bis Mittwoch, bevor das Eis in der Familie Auer brach. Erst drei Tage nach seinem Erfolg im „Weg durch den Fisch“ brachte der Vater es übers Herz, seinem Sohn zu gratulieren. Es war eine Geste, die Hansjörg wichtiger war als alles, was sonst über ihn und den „Fisch“ geredet und geschrieben wurde.

Interview

Karin Steinbach Tarnutzer sprach mit Nives Meroi über ihre Leidenschaft für die Achttausender.

© Steinbach Tarnutzer

„Frauen sollten ihren eigenen Weg finden, hohe Gipfel zu besteigen“

Karin Steinbach Tarnutzer » *Wie kamst du zum Bergsteigen, Nives?*

Nives Meroi » Angefangen hat alles zu Hause, im Nordosten Italiens. Ich lebe in Tarvisio, dort ist es gebirgig. Als Kind fuhr ich Ski, und als ich mehr und mehr das Interesse an Skirennen verlor, schaute ich immer öfter hinauf zu den Gipfeln der Berge um mich herum. Zum Bergsteigen kam ich, wie man im letzten Jahrtausend eben dazukam: Erst wanderte ich, dann beging ich Klettersteige, schließlich begann ich, richtig zu klettern. Als ich neunzehn Jahre alt war, lernte ich in den Bergen Romano, meinen späteren Mann, kennen. Zuerst wurden wir am Berg ein Paar – nach ein paar Jahren verliebten wir uns ineinander, aber am Anfang kletterten wir nur zusammen. Seit dieser Zeit waren wir immer gemeinsam unterwegs, in den Alpen und später auch im Himalaja.

KST » *Das Bergsteigen war also ein wichtiger Teil eurer Beziehung?*

NM » Die Berge waren unser Zuhause. Für uns beide war Bergsteigen, Klettern, unsere Leidenschaft. Es vereinigten sich zwei Leidenschaften.

KST » *Und wurden noch größer?*

NM » Ja, genau! So begann unser gemeinsames Leben, und es ging Schritt für Schritt voran. Als wir zwanzig waren, hätten wir nie gedacht, dass wir einmal im Himalaja bergsteigen würden. Wir gingen zuerst auf unsere Berge im Friaul, dann in die Dolomiten, schließlich ins Mont-Blanc-Gebiet. Die ganz großen Berge kamen erst viel später.

KST » *Wie kam es zu eurer ersten Expedition?*

NM » Irgendwann hatten wir einen Traum: Wir wollten in Südamerika bergsteigen, in der Cordillera Blanca. Wir arbeiteten beide, hatten nicht allzu viel Geld. Unser Plan ging folgendermaßen: Wenn wir heirateten, würden wir beide vierzehn Tage zusätzlichen Urlaub bekommen, dann könnten wir vier Wochen verreisen. Unsere Hochzeitsreise ging also nach Peru: auf den Nevado Pisco, den Chopicalqui …

KST » *Deine Eltern gingen nie mit dir in die Berge?*

NM » Nein. Aber Romano ging als Kind mit seinem Vater klettern. Meine Eltern wussten nicht einmal, was Klettern bedeutet. Sie hatten Angst davor; sie stiegen nie auf einen Berg. Am Anfang war das schwierig: Ich musste die Seile, meine ganze Ausrüstung verstecken. Das Klettern war ein Geheimnis.

KST » *Wenn du immer mit Romano bergsteigen warst, bedeutet das auch, dass du jetzt, wo er ernsthaft erkrankt ist, nicht in die Berge gehst?*

NM » Im Moment mache ich mir nur Gedanken über seinen Gesundheitszustand und nicht über das Bergsteigen. Ich kümmere mich um ihn, fahre ihn ins Krankenhaus, wenn er Transfusionen braucht. Wir sind auch im Leben eine Seilschaft, nicht nur beim Klettern.

KST » *Falls du noch auf weitere Achttausender steigen wirst, dann nur mit ihm?*

NM » Wenn das möglich ist, ja. Für mich ist eine Expedition nicht nur eine Gipfelbesteigung, sondern eine tiefere Erfahrung, eine Lebenserfahrung. Wenn man diese Erfahrung nicht gemeinsam macht, spricht man nicht dieselbe Sprache, wenn man nach Hause kommt. Für mich ist es wichtig, solche Erfahrungen gemeinsam zu machen. Es ist nicht nur das Bergsteigen, es ist viel mehr: der Anmarsch, der Kontakt mit den Einheimischen, die Gespräche mit ihnen, das Erkunden einer fremden Welt. Es ist wichtig, in einen intensiveren Dialog zu treten, als Paar. Es geht nicht nur um den Berg.

KST » *Allein aufzubrechen käme für dich nicht infrage?*

NM » Nein. Und außerdem: Allein bin ich auch, wenn ich mit Romano oder in einer Gruppe unterwegs bin. Auch im normalen Leben sind wir allein. Ich denke, das muss man sich klarmachen: Jeder ist allein. Gleichzeitig sollten wir versuchen, möglichst gute Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen. Nur gemeinsam mit anderen kommen wir vorwärts, am Berg wie im Leben. Solitär, aber solidarisch – verstehst du, was ich meine?

KST » *Ich denke, ja. Du hast in deinem Vortrag davon gesprochen, wie wichtig dir die Einsamkeit ist. Im Himalaja begegnet dir, ganz anders als im normalen Leben, tagelang kein Mensch. Du bist auf dich selbst konzentriert, auch auf dich selbst zurückgeworfen.*

NM » Jeder erlebt seine eigene Einsamkeit, genau. Aber dazu muss ich gar nicht auf die hohen Berge, Einsamkeit finde ich auch daheim auf unseren Gipfeln. Sie sind nicht

Ein Fest für den K2: Nives Meroi und Romano Benet *© Meroi*

so berühmt und dementsprechend nicht überlaufen. Es gibt Wege, auf denen trifft man den ganzen Tag keinen einzigen anderen Bergsteiger. Selbst in den Dolomiten – man muss einfach ein Stück weiter gehen, weg von den leicht zugänglichen Bergen oder berühmten Routen, schon ist man allein.

KST » *Abgesehen von deinen Erfolgen – du hast elf Achttausender bestiegen – kamst du auch immer wieder erfolglos aus dem Himalaja zurück. Hat man nicht irgendwann einmal genug davon?*

NM » Nein, nein, auf keinen Fall. Auch wenn wir Probleme hatten, schwierige Erfahrungen gemacht haben, zum Beispiel als ich mir am Makalu das Bein brach, habe ich mir nie gedacht, dass es jetzt reicht. Nein – das Bergsteigen ist einfach eine Art zu leben, meine Art, mein Leben zu leben. Immer mit einem Rucksack auf dem Rücken …

KST » *Aber muss es der Himalaja oder der Karakorum sein?*

NM » Wenn man dort bergsteigt, erlebt man den Teil der Erde, in dem die meisten Menschen leben. Und wie sie dort leben. Das ist sozusagen eine therapeutische Erfahrung. Auf dem langen Anmarsch, wenn ich tagelang nur gehe, komme ich mir selbst näher und höre den Gedanken in meinem Kopf zu. Daheim ist immer etwas los: Arbeit, das Telefon klingelt, die alltäglichen Dinge. Dort ist Ruhe, Stille, du hast nichts zu tun. Du musst dir selbst zuhören, du kannst gar nicht anders.

KST » *Hast du niemals Angst beim Bergsteigen?*

NM » Doch, natürlich. Sie ist wichtig für mich. Sie macht mich wach, steigert meine Aufmerksamkeit, bringt mich dazu, den Berg, die Situation, das Wetter, meinen körperlichen Zustand zu beobachten. Das ist extrem wichtig, wenn man sich in so großer Höhe bewegt. Aber natürlich darf die Furcht nicht in Panik umschlagen – man muss immer noch klar denken können und überlegen, welches der ökonomischste Weg ist, um sein Ziel zu erreichen. Das erste Ziel ist: lebendig wieder zurückzukommen. Um am Leben zu bleiben, braucht es die Angst.

KST » *Was findest du dort oben, auf einem Achttausender?*

NM » Ich fühle mich als Teil des Ganzen, als Teil dessen, was um mich ist. Ich bin ein Teil des Universums. Mich mit der Natur zu verbinden ist mein Weg, zuallererst einmal mich selbst zu verstehen. Zu realisieren, dass ich ein Teil meiner Umgebung bin, und dass es meine Pflicht ist, Beziehungen zur Natur und zu den Menschen zu pflegen.

KST » *Denkst du, männlichen Bergsteigern geht es genauso?*

NM » Ich weiß es nicht. Es ist so schwierig, mit Männern über diese Dinge zu reden!

KST » *Auch mit Romano?*

NM » Oh, mit ihm erst recht! Er sagt dann: Sei still und schlaf jetzt!

KST » *Wäre es denn einfacher, wenn ihr nicht beide bergsteigen würdet? Oder ist es für Paare leichter, bei denen nur der Mann in die Berge geht?*

NM » Für den Mann auf jeden Fall. Bei Romano und mir ist schon nicht immer alles nur harmonisch, wenn wir gemeinsam unterwegs sind. Wir streiten uns durchaus, vielleicht nicht auf 7000 Metern, da haben wir nicht mehr genug Sauerstoff dazu, aber bis auf 6800 Meter schon. Erst diskutieren wir, und dann sagen wir: Okay, wenn wir wieder im Basislager sind, reden wir weiter. Es kann natürlich auch riskanter sein, wenn man mit dem anderen so eng verbunden ist. Auf der anderen Seite kennt man seinen Partner bis ins Letzte, kann ihn genau einschätzen. Und es ist hilfreich für das Leben zu Hause: Die Probleme, die wir in Italien haben, werden angesichts unserer Erfahrungen im Himalaja kleiner.

KST » *Gibt es eine Konkurrenz zwischen euch beiden?*

NM » Nein, überhaupt nicht. Romano ist sowohl körperlich als auch technisch stärker als ich, das ist keine Frage. Ich habe dafür andere Qualitäten, die ich einbringen kann. Wir ergänzen uns, weil jeder seine Aufgabe hat. Auch Romano hat Vorteile davon, wenn ich dabei bin. Wir beide als Team sind im Gleichgewicht.

KST » *Sind Frauen gegenüber Männern am Berg im Nachteil?*

NM » Der physische Unterschied ist nicht zu leugnen, Frauen sind schwächer als Männer. Aber psychisch können Frauen mehr aushalten. Wir sind es einfach gewöhnt: Wir bekommen Kinder, wir ziehen sie auf, müssen Geduld mit ihnen haben. Genetisch sind Männer Jäger, Frauen Mütter, und das gilt hintergründig wohl immer noch. Wir sind schwächer, aber wir können unsere körperliche Schwäche kompensieren. Beim Klettern suchen wir andere Strategien, wir sind beweglicher und finden andere Lösungen für schwierige Stellen. Unser Organismus kann sich, wie während einer Schwangerschaft, gut anpassen, vielleicht vertragen wir deshalb die Höhe besser.

KST » *Ist Bergsteigen noch immer ein Männersport?*

NM » Beim Klettern ist das anders, das haben die Frauen für sich entdeckt. Aber wenn wir über den Himalaja reden, da sind immer noch sehr viel weniger Frauen als Männer aktiv. Das Problem ist in meinen Augen, dass wir noch nicht unseren eigenen – weiblichen – Weg gefunden haben, diese Berge zu besteigen. Die Geschichte des Himalaja-Bergsteigens wurde von Männern geschrieben, für Männer. Als in den 1970er-Jahren Frauen begannen, Achttausender zu besteigen, akzeptierten sie die Regeln, die von Männern aufgestellt worden waren. Wir akzeptieren sie heute noch, ahmen die Männer nach und setzen nicht unsere Qualitäten ein, die nicht wichtiger oder weniger wichtig sind, sondern einfach anders. Ich finde, unser Ziel sollte sein, dass Frauen ihren eigenen Weg finden, hohe Gipfel zu erreichen.

KST » *Dafür bräuchte es reine Frauenexpeditionen.*

NM » Früher gab es die auch, nimm zum Beispiel Claude Kogan. Aber heute leben wir in einer Gesellschaft, in der vor allem die Show zählt. Es wird nur noch an das Ergebnis gedacht, an den Erfolg, nicht mehr an das Erlebnis. Deshalb geht die Entwicklung auch bei den Frauen nicht weiter. Nur noch wenige Expeditionen machen es sich zur Aufgabe, Neuland zu erforschen, unbestiegene Berge zu erkunden und dabei auf sich selbst gestellt zu sein. Der Großteil der Bergsteiger steigt auf den Normalwegen auf und benutzt dafür künstlichen Sauerstoff, lässt sich von Hochträgern und Hubschraubern unterstützen, damit der Erfolg garantiert ist. Bergsteigen ist eben immer auch das Kind der Gesellschaft, die es betreibt. Nach den Weltkriegen gab es eine bestimmte Art bergzusteigen, in den Sechzigerjahren eine andere, und heute haben wir vor allem – zum Glück nicht nur – Big-Brother-Alpinismus.

KST » *Und Big-Money-Alpinismus … Fühlst du dich als weibliche Bergsteigerin akzeptiert?*

NM » Von manchen ja, von anderen nicht. Männer, die das Bergsteigen vor allem als Wettbewerb ansehen, können manchmal schlecht damit umgehen, dass sie mit Frauen konkurrieren, noch dazu, wenn diese dann besser sind als sie.

KST » *War das Bergsteigen für dich eine Form der Emanzipation?*

NM » Nein, das war nie meine Motivation. Ich bin niemals in die Berge gegangen, um zu beweisen, dass ich das als Frau auch kann. Du musst dir mich vorstellen wie Heidi: Ich war einfach glücklich, sobald ich in den Bergen war. Sie waren meine Leidenschaft.

KST » *Und diese Faszination ist immer noch da?*

NM » Ja, zum Glück, ich trage diese Leidenschaft immer noch in mir. Das hört, glaube ich, nie auf. Mir reicht auch eine kleinere Tour oder eine Wanderung, und dann setze ich mich hin und schaue mir die Gegend an.

KST » *Was denkst du, wie wird das Bergsteigen im Himalaja in zwanzig Jahren aussehen?*

NM » Es werden sicherlich noch mehr Frauen dort sein als heute. Als ich 1994 mit den Expeditionen begann, zunächst im Karakorum, traf ich in den Basislagern so gut wie keine Frauen. Ich freute mich, als ich sah, dass mit den Jahren immer mehr Frauen an die hohen Berge gingen. Natürlich sind es im Vergleich zu den Männern immer noch sehr viel weniger, aber es werden sich in Zukunft noch mehr Frauen zutrauen, auf Achttausender zu steigen.

Vom Friaul zu den Achttausendern

Nives Meroi wurde am 17. September 1961 in der italienischen Provinz Bergamo geboren. Sie wuchs im Friaul auf und lebt mit ihrem Mann Romano Benet in Fusine Laghi, gemeinsam führen sie ein Bergsportgeschäft in Tarvisio. Zwischen 1998 und 2008 bestiegen die beiden elf Achttausender, immer innerhalb eines kleinen Teams, ohne Hochträger und ohne den Einsatz von künstlichem Sauerstoff. Meroi ist damit eine der erfolgreichsten Höhenbergsteigerinnen und gilt in dem Quartett mit Oh Eun Sun, Edurne Pasaban und Gerlinde Kaltenbrunner als diejenige mit dem „saubersten", weil unabhängigsten Stil. Aus dem Wettrennen darum, welche Frau als Erste alle vierzehn Achttausendergipfel erreicht, hielt sie sich am glaubwürdigsten heraus. Seit 2009, als Benet auf der letzten Expedition zum Kangchendzönga schwer erkrankte, brach Meroi zu keiner Expedition mehr auf.

Der italienische Schriftsteller Erri de Luca begleitete Nives Meroi auf eine ihrer Expeditionen; aus ihren Gesprächen ist das Buch „Die Krümmung des Horizonts. Mit einer Bergsteigerin im Himalaya" (Carl Hanser Verlag 2006) entstanden.

Das Gespräch zwischen Nives Meroi und Karin Steinbach Tarnutzer fand im November 2010 im Rahmen des International Mountain Summit (IMS) in Brixen statt.

Freigeist der Lawinenkunde

Scharfsinnig und provokant prägte Werner Munter vier Jahrzehnte lang wie kein anderer Forschung und Lehre zum Thema Lawinen.

>> Caroline Fink

Eigentlich wollte Werner Munter Gymnasiallehrer und Bergführer werden. Doch dank einem Schneebrett kam alles anders: Der junge Werner Munter setzte sich hin, begann nachzudenken und prägte fortan die Lawinenkunde mit neuen Ansätzen. Heute ist der weltbekannte Lawinenforscher pensioniert. Nachzudenken aufgehört hat er indes noch lange nicht.

Sechstausend Seiten. So viele Notizen umfassen Werner Munters Arbeitsbücher. Nun sitzt er an seinem Schreibtisch zwischen Stapeln von Heften und Papier und blättert in diesen Büchern. Sein Blick gleitet von Seite zu Seite, streift über drei Jahrzehnte Arbeit. „Was ich da alles gesammelt habe", sagt er und klingt wie jemand, der sehr alte Fotoalben betrachtet. „Ich könnte noch manchen Beitrag schreiben." Doch viel hört man nicht mehr vom Lawinenexperten, der mit seinen neuen Methoden international bekannt wurde. Werner Munter ist seit fünf Jahren pensioniert und lebt wie ein alter Fuchs in seinem Bau in einem Haus im Walliser Dorf Vernamiège, hoch über dem Val d'Hérens. Zu arbeiten aufgehört hat er indes nicht. Und zu denken schon gar nicht. Täglich sitzt er am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Ein Arbeitszimmer, das genauso aussieht, wie man sich den Arbeitsplatz eines Wissenschafters vorstellt: Bücherregale ragen bis unter die Decke, Zeitschriften und Magazine türmen sich auf dem Tisch und am Boden auf, dazwischen liegen Notizzettel, irgendwo steht eine Teetasse, und die Luft scheint von Gedanken schwer.

Denken als Leidenschaft

Der Schweizer Lawinenexperte ist ein leidenschaftlicher Denker. Viele würden dies wegen seines Äußeren nicht merken, sagt er und deutet auf seinen langen weißen Bart und das graue Haar, das ihm fast bis auf die Schultern fällt. Im Fernsehen wollten sie ihn deswegen oft „als Wurzelsepp" darstellen und nur ein paar „nichtssagende Sätze" von ihm hören. „Aber ich bin kein Wurzelsepp, ich bin ein Intellektueller", sagt er mit Nachdruck. Einer, der eine klare Meinung habe und diese auch vertrete.

Wer an seinem Schreibtisch Platz nimmt, zweifelt keinen Augenblick daran, einem äußerst hellen Kopf gegenüberzusitzen. Wie andere von Bergtouren plaudern, erzählt er davon, wie er nun mehrere Monate über den Zufall – „etwas ganz Faszinierendes!" – nachgedacht habe und zum Schluss gekommen sei, Gott habe wohl die Naturgesetze geschaffen, aber kenne die Zukunft nicht. Und wenn er während des Gesprächs nach einer Definition von Intuition sucht, fasst er seine Gedanken simultan in Worte – „die geistige Entwicklung geht vom Instinkt über die Ratio zur Intuition, ergo ist Intuition doch bewusster Instinkt, nicht?"– und quittiert die Überlegung mit einem knappen: „So, jetzt haben wir's." Denken als Handwerk. Denken als Lebensaufgabe.

Vom Lehrer zum Privatgelehrten

Im Kanton Bern geboren, arbeitete der junge Werner Munter ursprünglich als angehender Gymnasiallehrer mit philosophisch-historischem Hintergrund und absolvierte die Ausbildung zum Bergführer. Ein Tag im Rahmen dieser Ausbildung brachte jedoch die Wende in seinem Leben hin zur Lawinenforschung: Die Gruppe war im Winter 1971 im Forno-Gebiet unterwegs. „Es gab 40 Zentimeter Neuschnee, und wir hielten uns an eine Lawinenkunde, die nach Versuch und Irrtum funktionierte", erinnert er sich. Da habe etwas passieren müssen, sagt er kopfschüttelnd, und es sei passiert: Im ersten Hang lösten sie ein mächtiges Schneebrett aus. Ein Schneebrett, bei dem niemand zu Schaden kam, das vielleicht aber die Lawinenkunde der nächsten Jahre verändert hat. Denn in jenem Moment sagte sich der angehende Bergführer Werner Munter, so könne es nicht weitergehen mit der Lawinenlehre. Da müsse sich mal einer hinsetzen und gründlich darüber nachdenken. Eine Einsicht, die er gleich selbst in die Tat umsetzte: Seinen Job als Lehrer hängte er an den Nagel und begann stattdessen „dieses unbeackerte Feld der Lawinenkunde" selbst zu bearbeiten. Dass er damit kein Geld verdienen würde, sei ihm von Anfang an klar gewesen. Aber seine Frau Margrit, mit der er im Walliser Ort Arolla lebte, habe an seine Ideen geglaubt. „Ich hatte großes Glück, denn sie ermöglichte mir dank ihrem Einkommen ein Leben als Privatgelehrter."

So begann er nachzudenken und zu forschen, beschäftigte sich mit Schneedeckenaufbau und Lawinenbildung, analysierte Rutschkeile und setzte sich mit der Wahrscheinlichkeit von Ereignissen auseinander. Kurz: verschrieb sich der Lawinenkunde mit Haut und Haar, immer jenes Ziel vor Augen, eine Methode zu entwickeln, die dem Menschen im Lawinengelände bessere Entscheidung erlaubte. Eine Methode, die auf völlig neuen Grundlagen basierte.

Dabei hatte er nebst seinem scharfen Verstand ein Talent, das manch anderem Forscher fehlt: Er redet in einer Sprache, die alle verstehen. „Werner Munter hatte von Anfang an diese Begabung,

Werner Munter auf dem Balkon seines Hauses im Walliser Dorf Vernamiège, im Hintergrund das Walliser Rhonetal.
Foto: M. Volken

Sachverhalte anschaulich und klar darzustellen“, erinnert sich Hermann Biner, Präsident der Internationalen Vereinigung der Bergführerverbände (IVBV), der Munter Ende Achtzigerjahre in der Walliser Bergführerausbildung als Referent engagierte. Mit „beeindruckendem Praxisbezug und kernigen Aussagen“ habe Werner Munter in Kursen alle begeistert, so Biner. „Auch mich selbst.“ – Wenige Jahre später reisten die Bergführer Biner und Munter zusammen nach Kanada. Auch die Kanadier hatten vom Schweizer Lawinenexperten gehört und ihn als Referenten für ihre eigene Bergführerausbildung eingeladen.

Der Privatgelehrte mit den hellwachen Augen und dem dichten Bart hatte sich binnen kurzer Zeit einen Platz unter den ganz Großen der Lawinenforschung erobert. Und nebenbei noch jene Sicherungsmethode beim Klettern etabliert, die bis heute vielerorts als Standard gilt: den Halbmastwurf, oder auf Englisch eben – den „Munter Hitch“.

Diskutieren und provozieren

In all dieser Zeit arbeitete Werner Munter viel und löste mit seiner Arbeit auch immer wieder Stürme aus. Stürme der Begeisterung und Stürme der Entrüstung. Er diskutierte, polarisierte und brüskierte teils auch. Etwa mit Ausdrücken wie dem „Todgeilen Dreier“, den er für die Kombination von Lawinenstufe drei, dem Sektor Nord und einer Hangneigung ab 40 Grad geschaffen hatte. Ein Herdentier ist der Wahlwalliser nie gewesen und wird es wohl nie sein. Vielmehr erinnert er bis heute an einen Kapitän, der allen Winden und Wogen zum Trotz sein Boot durch den Sturm steuert auf der Suche nach Neuland. „Mit viel Mut und Engagement hat er die traditionelle Lehrmeinung hinterfragt und ihr unkonventionelle Denkansätze gegenübergestellt“, schreibt etwa Walter Ammann, ehemaliger Leiter des Instituts für Schnee- und Lawinenforschung SLF in Davos, über ihn. Eine Tatsache, welche für die Wissenschaft „nicht immer einfach, letztlich aber doch sehr befruchtend“ gewesen sei.

Eine „einmalige Laufbahn als Lawinenfachmann“ habe der Geisteswissenschafter hingelegt, sagt auch Hermann Biner. Eine Laufbahn, die in den Neunzigerjahren ihren Zenit erreichte, als Munter seine neuen Erkenntnisse zur Lawinenkunde publizierte und damit die Sichtweise in der Lawinenforschung und Lawinenprävention im Gelände revolutionierte: Nicht mehr analytische Methoden prägten von da an das Feld, sondern seine probabilistische Entscheidungsstrategie, die auf über tausend Schneedeckentests basiert und mittels einer Prognose der Wahrscheinlichkeit eines Lawinenabgangs die Risikoreduktion im Lawinengelände ermöglicht. Ein Ansatz, für den Munter mehrmals geehrt wurde. Unter anderem mit einer Ehrenmitgliedschaft im Schweizer Bergführerverband, im Akademischen Alpenclub Bern und im Schweizer Alpen-Club SAC.

Tiefe Trauer und beruflicher Glanz

Herzstück der neuen Lawinenkunde bildete das Buch „3x3 Lawinen – Risikomanagement im Wintersport“. Werner Munter selbst nennt dieses sein „Lebenswerk“. Ein Lebenswerk, welches auf seinen beruflichen Erfolg, aber auch schwere Zeiten in seinem Leben hindeutet. Denn wer die ersten Seiten des Bandes durchblättert, blickt nicht nur auf Inhaltsverzeichnis und Vorwort, sondern auch auf das schwarz-weiße Bild einer Skitourengängerin, die inmitten der Gipfelwelt einer Spur folgt, die sich am Horizont verliert. Wer die Zeilen darunter liest, erfährt: Das Foto machte Werner Munter selbst, und die Alpinistin ist seine Ehefrau Margrit, die im Februar 1998 an einer unheilbaren Krankheit starb.

Bis heute steht in Werner Munters Arbeitszimmer neben dem Porträt seiner heutigen Lebenspartnerin ein Foto von Margrit auf dem Kaminsims. Und wenn er von Margrit redet, wird sein Scharfsinn zu Sanftmut und in seine wachen Augen gleitet ein trauriger Blick. Hatte sie ihn jahrelang unterstützt, war sie, unheilbar krank, in den letzten Jahren ihres Lebens auf ihn angewiesen. Er sei in dieser Zeit nur noch auf kurze Bergtouren gegangen, damit sie nicht lange allein war, habe das rollstuhlgängige Haus in Vernamiège bauen lassen und seine Arbeitszeit nach ihr ausgerichtet, erzählt er heute. „Ich wollte sie möglichst gut pflegen, bis zu ihrem frühen Tod.“

Doch gerade inmitten dieser schweren Zeit kam Werner Munters Karriere leichtfüßig voran. Und irgendwann klingelte das Telefon, am Apparat war Walter Ammann, damaliger Direktor des Instituts für Schnee- und Lawinenforschung in Davos (SLF), der mit dem Privatgelehrten über eine Anstellung beim SLF reden wollte. Wenn auch darob erstaunt und skeptisch, klang das Angebot Ammanns selbst für Einzelkämpfer Munter verlockend: kein Pflichtenheft, keine Präsenzzeiten in Davos und ein festes Einkommen. Wenig später unterzeichnete der mittlerweile weltbekannte Lawinenforscher den Vertrag mit dem Institut in Davos. „Somit wurde ich freier Bundesangestellter. Das gab es wahrscheinlich kein zweites Mal“, sagt er heute und lacht.

Zehn Jahre lang währte die Zusammenarbeit, bis zur Pensionierung Munters im Jahr 2006. Zehn Jahre, in denen er das tat, was er vorher schon getan hatte. Mit einer Ausnahme jedoch: Er schrieb keine Stellungnahmen mehr gegen das SLF. „Eigentlich bezahlten sie mich dafür, keine Gegengutachten zu ihren eigenen Gutachten mehr zu schreiben“, sagt er rückblickend mit einem Augenzwinkern und schmunzelt wie ein Schelm.

Sehnsucht nach den Gipfeln

Doch nun ist die Zeit als „freier Bundesangestellter“ vorbei. Werner Munter wird dieses Jahr siebzigjährig. Von seinem Scharfsinn indes hat er keinen Funken verloren. Bloß Skitouren kann der „Lawinenpapst“ – ein Name, den ihm die Medien verpasst haben – nicht mehr gehen. Der Rücken und die Knie ließen dies nicht mehr zu, sagt er mit einem Seufzer. Deshalb sei er nun auf Schneeschuhen unterwegs, in den Wäldern oberhalb von Vernamiège. Dies sei mehr als nur ein Ersatz für Skitouren. „Hier oben habe ich eine neue Welt entdeckt.“ Nur für einen Augenblick stockt seine Stimme, schweift sein Blick hinaus, über die Papierstapel hinweg in den Garten vor dem Fenster. Eine lange Weile ist es still, bis er wieder Luft holt und in diese Stille hinein sagt: „Nur hie und da habe ich Sehnsucht nach einem Viertausender. Nach der Bertolhütte mit ihrem Gletscherplateau, nach einem Sonnenaufgang im Hochgebirge.“ – Doch beklagen wolle er sich nicht, denn wichtiger als die Knie und der Rücken sei im Alter schließlich der Kopf. Und der funktioniere noch.

Die Zukunft erdenken

Werner Munters Schaffenskraft ist ungebrochen. Er hätte Ideen für ein weiteres Leben. Für weitere sechstausend Seiten Notizbücher. „Meine Vision für die Zukunft ist, dass im Lawinengelände alle auf die intuitive Stufe kommen“, erklärt er etwa. „Dass Skitourer einen Hang anschauen und wissen: Ja oder Nein.“ Erreichen könnte man dies aus seiner Sicht mit spezifischen Übungen, mit Bildmaterial und Filmen, Kartenspielen und Simulationen am Computer.

„Da müsste sich mal einer hinsetzen und darüber nachdenken“, sagt er wieder und klingt wahrscheinlich genauso überzeugt wie damals schon, als er im Bergführerkurs jenes Schnebrett erlebte. Aber diesmal werde nicht er derjenige sein, der sich hinsetze und weiter darüber nachdenke, fügt er dann aber an. Atmet tief aus, lehnt sich zurück und krault die Katze hinter dem Ohr, die in diesem Moment auf Samtpfoten über den Arbeitstisch streicht und sich auf eines der schwarzen Notizbücher legt.

Munters Neue Lawinenkunde

Werner Munter wurde Mitte der Neunzigerjahre weltweit bekannt durch seine Neue Lawinenkunde. Bei dieser handelt es sich um eine probabilistische Entscheidungsstrategie im Lawinengelände, welche aus zwei Teilen besteht – der Formel 3x3 und der Reduktionsmethode.
Die Formel 3x3 stellt dabei ein dreistufiges Beurteilungsschema dar, welches in einem Zoomsystem auf regionaler, lokaler und zonaler Ebene jeweils die Faktoren Verhältnisse, Gelände und Mensch prüft. Die Reduktionsmethode ergänzt dieses Schema, indem sie anhand von Gefahrenpotenzial und Reduktionsfaktoren wie Hangneigung, Hangexposition oder Gruppengröße das statistische Risiko eines Lawinenabgangs errechnen lässt.
Ziel der Reduktionsmethode ist dabei immer, aufgrund des ermittelten Werts zu entscheiden, ob das Restrisiko im betreffenden Lawinengelände vertretbar ist. Verschiedene aktuelle Entscheidungshilfen für SkitourengeherInnen basieren auf Munters Methode: etwa Stop or Go des Oesterreichischen Alpenvereins (OeAV) oder die Grafische Reduktionsmethode (GRM), wie sie in der Schweiz verbreitet ist.
Für seine Neue Lawinenkunde wurde Munter zum Ehrenmitglied des Schweizer Bergführerverbandes und des Schweizer Alpen-Clubs ernannt und erhielt 1997 den österreichischen Dietmar-Eybl-Sicherheitspreis.
Literatur: Werner Munter: 3x3 Lawinen – Risikomanagement im Wintersport, Bergverlag Rother, München 2009 (4. Auflage).

Munter über Munter

Wie ich mich selbst einschätze » Melancholiker mit cholerischem Einschlag, introvertiert, grünliberal mit sozialer Ader, ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, eigenwillig, verantwortungsbewusst, vielseitig interessiert, breites Allgemeinwissen (Human- und Naturwissenschaften), kritischer Rationalist mit Hang zum Aberglauben, lese viel und denke gern, selbstbewusst, konzentrationsfähig, hartnäckig im Verfolgen von Zielen, unter Zeitdruck am effizientesten, selbstkritisch, natur- und tierliebend, Pragmatiker, Blick für das Wesentliche, willensstark, ausdauernd, unsportlich, körperlich eher schwach, direkt, sensibel, erdverbunden, sesshaft, zuverlässig, pünktlich, großzügig, tolerant gegenüber Andersdenkenden, Feminist, grundsätzlich, Vor-, Quer- und Selbstdenker, Freigeist, stiller Brüter, Vorliebe für die Zahl 3, regelmäßiger Zeitungsleser, Warmduscher und Sitzpinkler.

Was ich nicht mag » mich unterordnen, Komfortzonen ohne Risiko und Selbstverantwortung, Ideologien, hinter Fahnen und Spruchbändern marschieren, Großraumbüros, Schunkeln, People- und Starkult, Hierarchien und Autoritäten (religiös, politisch und wissenschaftlich), Epauletten und Titel, Führer und Gurus, Statussymbole, Wettkämpfe, Gewalt und Aggression, Street-Paraden und andere Menschenansammlungen, Sandstrände mit Palmen, Männerbünde, Heldenverehrung, Nationalismus und Chauvinismus, Rassismus, Theater, Partys, Diskotheken, Smalltalk, Kneipen, Rauchen, Sport, Hitze, Multitasking, Telefonieren, Facebook, Biken, Pistenskilauf, Werbung, Scheinheiligkeit, Machismo, Jagd, Stress, Formulare.

Was ich mag » selbander wandern und bergsteigen, Kaminfeuergespräche, guten Rotwein, Philosophie und Psychologie, Geschichte, Astronomie, Fotografie und Film, Kunst, Literatur und Feuilleton, Musik (Klassik und alter Jazz), Biografien bedeutender Persönlichkeiten, starke Frauen, Wildnis und Abenteuer, kalkulierte Risiken, nordische Landschaften (arctic-bitten), Schnee und Eis, Arbeit im Garten, Improvisieren, SMS, G-Force (Bildschirmschoner), ARTE und Mezzo, allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben, Ironie.

Worüber ich noch jeden Tag nachdenke » Zufall und Risiko, Chaos und Fraktale, Freiheit und Notwendigkeit, Intuition, dreiwertige Logik, pattern recognition, human factors, Kybernetik, decision making under risk and uncertainity, Klimaerwärmung, Tod.

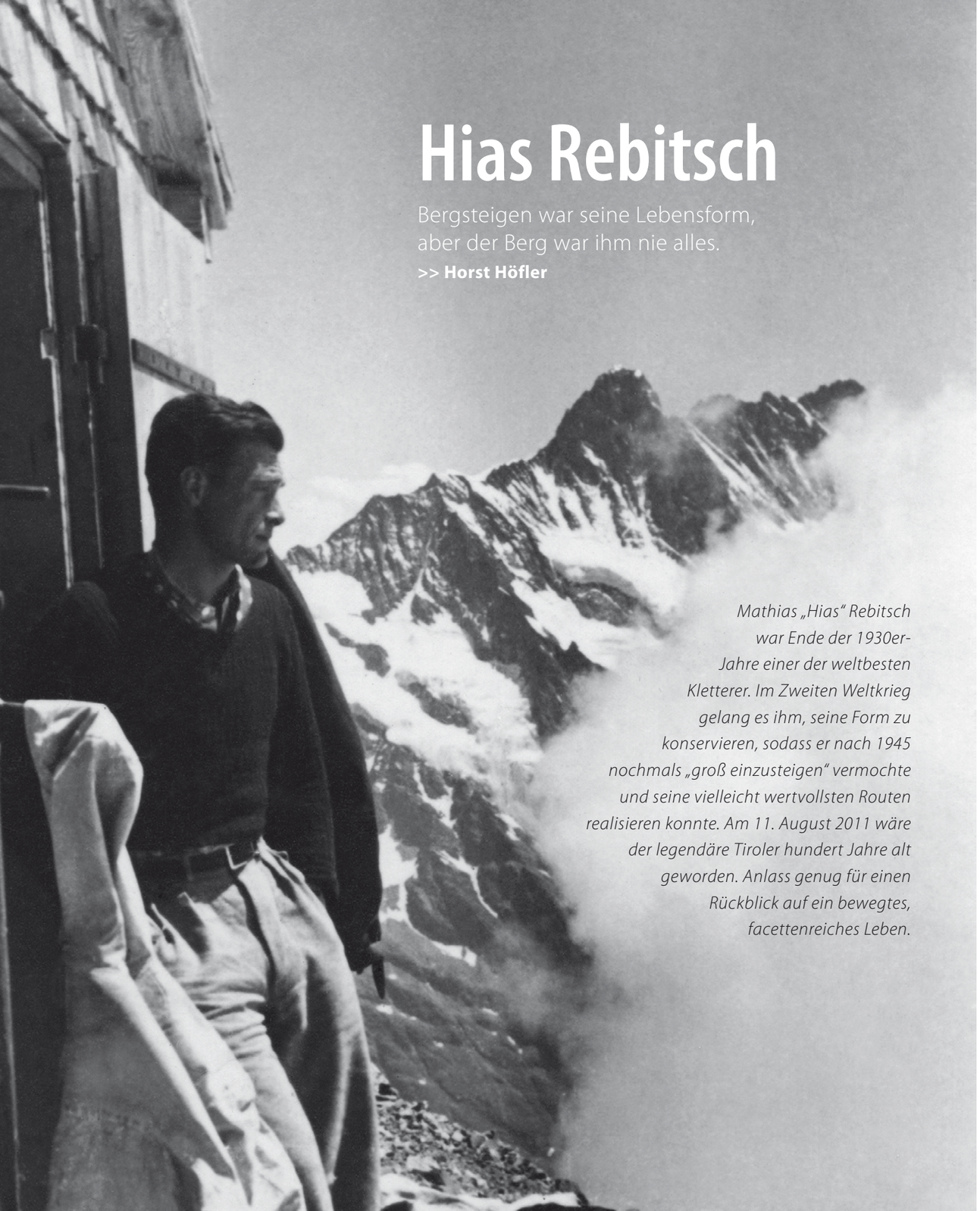
Defizite » Familiensinn, Freundschaften, Teamwork, Fleiß und Ordnungsliebe, Umgangsformen, Organisationstalent, Optimismus, abstraktes Denken.

Foto: M. Volken

Hias Rebitsch

Bergsteigen war seine Lebensform, aber der Berg war ihm nie alles.

>> Horst Höfler



Mathias „Hias" Rebitsch war Ende der 1930er-Jahre einer der weltbesten Kletterer. Im Zweiten Weltkrieg gelang es ihm, seine Form zu konservieren, sodass er nach 1945 nochmals „groß einzusteigen" vermochte und seine vielleicht wertvollsten Routen realisieren konnte. Am 11. August 2011 wäre der legendäre Tiroler hundert Jahre alt geworden. Anlass genug für einen Rückblick auf ein bewegtes, facettenreiches Leben.

Der Hias war ein „Womanizer". Es gibt Bilder, die ihn in Gesellschaft wunderschöner Frauen zeigen. Man sagt ihm so manche Affären nach. Auch durchaus pikante. Mit wem, da schweigt des Sängers Höflichkeit. Geheiratet hat Hias Rebitsch nie. „Weil ich es keiner Frau zumuten wollte, sich an einen wie mich zu binden", verriet er einst meiner verstorbenen Lebenspartnerin Gerlinde. „Ja, des wolln's wissen, die Weiberleut'", lachte Hias' Neffe Wolfgang Rebitsch im Zuge unserer gemeinsamen Arbeit zum Hias-Rebitsch-Buch 2010. Auch als betagter Herr fühlte sich der Onkel noch zum schönen Geschlecht hingezogen.

Das ist eine Facette des Hias. Eine andere ist seine Spiritualität. Er hatte so etwas wie das „zweite Gesicht"; Vorahnungen, Eingebungen. Nicht wenige Menschen, auch namhafte Bergsteiger, nahmen seine Warnungen ernst. Sein Freund Norbert Biely habe sich vor seinem Tod von ihm auf geistiger Ebene verabschiedet, erzählte Hias. Bei seinem großen Sturz an der Goldkappl-Südwand zogen fremdartige Sequenzen an seinem inneren Auge vorüber; Szenen aus einem früheren Leben? Ein „Film" mit kriegerischen und friedlichen Bildern. Hias sah sich als Bauer hinter einem Pflug, als Kämpfer zu Pferde, als Knappe in einem Rittersaal … Und dann natürlich der Sportler.

Ein Mann mit vielen Gesichtern

Gewiss, Rebitsch ist eine Kletterer-Legende. Aber er war nie nur Bergsteiger. Er spielte mit Begeisterung Tennis, fuhr im Kanu, maß sich in Schwimm-Wettkämpfen. Meist im Herbst, wenn er die Kartoffelfeuer roch, zog es ihn zu den Felsen … Der große Könner wirkte im Zenit seiner Leistungsfähigkeit Ende der 1930er-Jahre überlegen und abgeklärt, fast cool. Wie er mit Ludwig Vörg seinen Rückzug aus der Eiger-Nordwand 1937 im Wettersturz hinbekam – das zeugt von größter Klasse. Und immer wieder wagte sich der Hias in Felsneuland, für das man vor ihm noch keinen Gedanken an eine eventuelle Eroberung verschwendet hatte. Wie etwa am Predigtstuhl-Nordgipfel dort, wo die heutige Route „Bellissima" verläuft. Der Hias hatte bei seinem Versuch dort nachweislich bereits in den 1930er-Jahren den siebten Schwierigkeitsgrad geklettert. Auch die Fleischbank-Südostverschneidung hat er probiert und bei seinem zweiten Versuch an der Mauk-Westwand zusammen mit Max Grisenti war er mit Seilzug bereits zehn Meter in die Schlüsselquerung hineingekommen. Wie gut Rebitsch kletterte, lässt sich nicht zuletzt an jenen Routen ablesen, an denen er scheiterte.

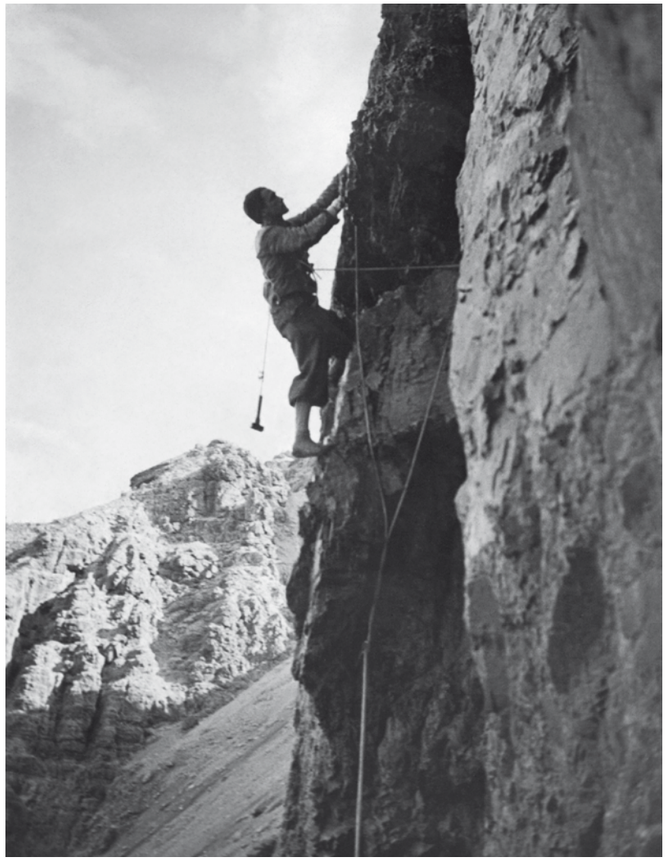
Mathias Rebitsch galt nie als blind voranstürmender Draufgänger. Er achtete immer auf eine gewisse Reserve, zog Rückzüge in seine Planungen mit ein. Er galt als kühn, seine Routen belegen es. Er war aber auch äußerst sensibel, und der Tod eines nahen Freundes – wie 1937 jener von Hermann Treichl, der am Ausstieg der winterlichen Westwand des Bauernpredigtstuhls ausglitt und 160 Meter in die Tiefe stürzte –, deprimierte ihn zutiefst. Es war erschütternd zu sehen und zu hören, wie Hias diese Begebenheit im Verlauf eines Fernseh-Interviews erzählte. Das fürchterliche Ereignis ging ihm noch nach Jahrzehnten nahe.

Andererseits sagt man dem Hias auch eine gewisse Gewalttätigkeit nach. „Er war ein Schläger", erzählte mir Reinhold Messner einmal. Damit konnte ich zunächst nichts anfangen, aber die Aussage blieb in meiner Erinnerung haften. In den Recherchen für mein Buch über Hias Rebitsch begegnete mir diese Einschätzung wieder. In einem Porträt des Journalisten Ulrich Link über den Hias steht zu lesen: „… gehörte er zu den Wildesten, Kühnsten, Härtesten, Überlegensten, den Gefürchtetsten auch." Aha. Letzteres bestätigt Neffe Wolfgang: „Mein Onkel war jähzornig und er hat auch Auseinandersetzungen provoziert."

Ein politisches Kind seiner Zeit

Den Hang zum Jähzorn (in dem Fall gegenüber politisch Andersdenkenden) erwähnt auch Nicholas Mailänder in der soeben erschienenen Alpenvereinsgeschichte „Bergheil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945". Rebitsch interessierte sich bereits in jungen Jahren für Politik und geriet fast zwangsläufig in den Strudel der damaligen innenpolitischen Auseinandersetzungen und herrschenden Ideologien. Der Historiker Wolfgang Rebitsch beschreibt die politische Haltung seines Onkels folgendermaßen: „Im Jahr 1929, während seiner Mittelschulzeit in Innsbruck, wurde er Mitglied des betont nationalen ‚Real Alpen-Clubs', kurz R.A.C. genannt. Die ‚Ratzn' verbanden jugendliche Begeisterung für die Berge mit studentischem Brauchtum und völkischem Gedan-

Hias Rebitsch 1937 vor der Mittellegihütte am Eiger anlässlich des Rettungsversuchs für die in der Nordwand verunglückten Salzburger Bergsteiger Primas und Gollackner. Anderntags stoßen Rebitsch und Vörg in der noch immer undurchstiegenen Nordwand auf die sterblichen Überreste von Anderl Hinterstoißer. Mit der Bergung der Leiche verlieren sie vier schöne Tage. Beim nächsten Versuch zwingt sie ein infernalischer Wettersturz zum Rückzug. Rebitsch und Vörg sind die Ersten, die lebend aus der Eiger-Nordwand zurückkehren.



Hias Rebitsch bei der Erstdurchsteigung der Direkten Nordwestwand der Riepenwand in den Kalkkögeln im Jahr 1936.

kengut und waren dadurch gegen die radikale NS-Ideologie nicht immun. Auch Hias Rebitsch ist in den frühen 1930er-Jahren der damals noch erlaubten NSDAP beigetreten. Der junge Student und SA-Mann Rebitsch hat die Konfrontation mit politisch anders Denkenden nie gescheut, was ihm nicht immer gut bekam. Mit leichtem Schmunzeln und einer gehörigen Portion Selbstironie erzählte er noch Jahrzehnte später von seiner unbedachten Herausforderung von sozialdemokratischen Schutzbündlern. Die kämpferischen ‚Roten', auch weil zahlenmäßig überlegen, verdroschen den jähzornigen Hias nämlich nach Strich und Faden. Nach dem Verbot des Nationalsozialismus in Österreich im Juni 1933 war er in mehrere illegale Aktionen verwickelt. So kann man davon ausgehen, dass einige aufgemalte Hakenkreuze an unzugänglichen Felswänden das Werk von Hias Rebitsch waren."[1]

Dies brachte ihm 1933 insgesamt 192 Tage Untersuchungshaft ein, wie Nicholas Mailänder in „Bergheil!" bemerkt: Zusammen mit seinem Bruder Josef setzte sich Hias dann nach Deutschland ab. Die beiden Brüder traten im Lager Lechfeld der Österreichischen Legion bei, in deren Reihen geflohene österreichische Nationalsozialisten den Einmarsch in die „Ostmark" vorbereiteten.[2]

Neffe Wolfgang Rebitsch weiß im bereits zitierten Aufsatz aber auch zu berichten, dass der unabhängige Geist Rebitschs auch im Nationalsozialismus aneckte: „Schon bei den Anschlussfeiern 1938 wollte ein SS-Führer Mathias Rebitsch wegen kritischer Äußerungen kurzfristig verhaften. Im November '38 war Hias drauf und dran, demonstrativ aus der Partei auszutreten, weil er die antijüdischen Ausschreitungen in Innsbruck im Zuge der Reichskristallnacht scharf verurteilt hatte. Erst einem extra nach Brixlegg geeilten höheren SS-Funktionär gelang es, den aufgebrachten Hias zu beruhigen. Im Herbst 1940 wurde er wegen eines ‚handfesten' Streits mit einem Studienkollegen vor die Gau-Studentenführung der Universität Innsbruck zitiert. Bald darauf befand er sich in einem Wehrmachtszug in Richtung Skandinavien …" An der Eismeerfront wird Rebitsch verwundet. Nach seiner Genesung kommt er als Bergführer und Ausbilder an die Heeres-Hochgebirgsschule in Fulpmes, wo er – wie etliche andere Kletterasse auch – die Kriegsjahre relativ unbeschadet übersteht.

Ein brillanter Erzähler

Zurück zu Erfreulicherem: dem Erzähler Hias Rebitsch. Er war ein begnadeter Geschichtenerzähler, in seinem Nachlass finden sich etliche Glanzstücke. Ein paar haben wir in unserem Buch veröffentlicht. Was nur in einem Fragment zu finden war, ist eine ebenso dramatische wie köstliche Szene von der Erstbegehung der Laliderer-Nordverschneidung (VI+) im Jahr 1947 zusammen mit dem Südtiroler Franz Lorenz: „Jetzt beginnt aber der wilde Francesco (gemeint ist Franz Lorenz; Anm. d. V.) so leise zu rebellieren, er möchte halt auch amal führ'n. Da wird's ja grad so richtig! Die glatte Verschneidung hängt saftig über. Ich versorg ihn mit guten Ratschlägen: ‚Schlag ja gleich a paar Haken' und denk mir, da rennt er sich bald seinen Dickschädel an. Aber unentwegt arbeitet er sich hinauf über die bauchigen Überhänge in der ausgewaschenen Verschneidung, und auf meine besorgten Anfragen kommt immer die gleiche Antwort: ‚'S geht ganz guat.'

An kleinen Griffen hängt er an den Wülsten über mir. Auf einmal stockt das verklemmte Seil, er kann es nicht mehr nachziehen. Und ein klassisch einfacher Dialog entspinnt sich.

‚Franz, geht's nimmer weiter?' – ‚Na.'

‚Hast an Stand? Bringst koan Haken eini?' – ‚Na.'

‚Kimmst net z'ruck?' – ‚Na.'

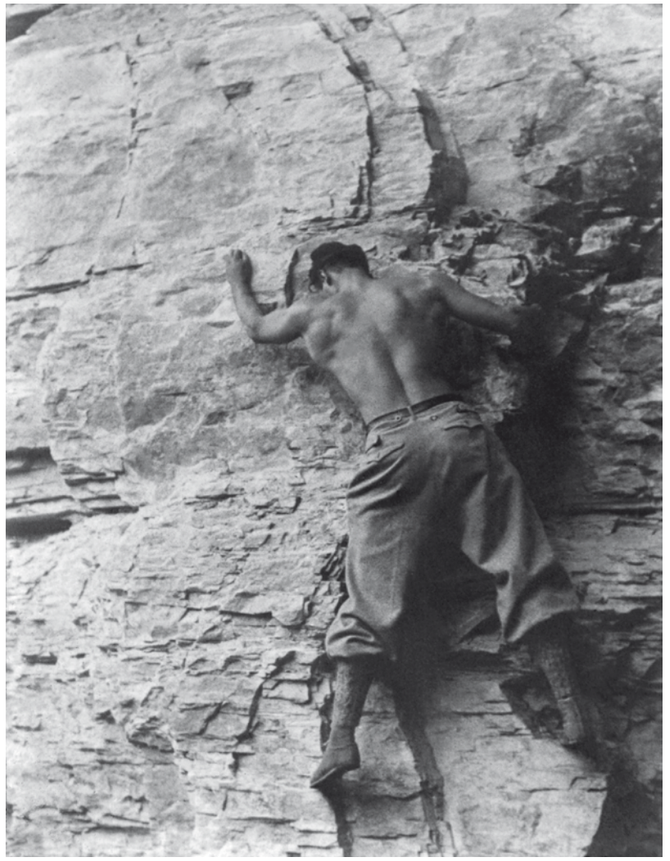
Es wird eindeutig! – ‚Fliagst?' ‚Naa.'

Sehen kann ich ihn nicht, ich höre nur sein Keuchen und das Scharren seiner Kletterschuhe. Er wehrt sich verzweifelt.

‚Franz, moanst dass d' fliagst?' Etwas zaghafter kommt's: ‚Jaa.'

So, jetzt weiß ich, was kommen muss, es scheint unabwendbar. Meine Selbstsicherung ist fraglich. Und wenn das Seil etwas herunterzuckt, dann krampfe ich die Hände herum und warte auf seinen sicheren Sturz. Wie viel Zeit verging – ich weiß es nicht. Ich versuche das erregende Gefühl vor Todesgefahr in meinem Körper niederzuzwingen und ziehe die Bilanz meines Lebens. – Franz hält sich mit letzter Willens- und Körperkraft da oben und bringt dann doch noch einen Haken an. Wie, das bleibt mir ein Rätsel. Als ich nachkomme, muss ich feststellen, dass es eine der schwersten Seillängen war, die ich jemals geklettert bin."

Und schwere Seillängen ist er in der Tat viele geklettert. Seine Routen in der Lalidererwand, die nach ihm benannten Risse am Fleischbankpfeiler oder der „Schiefe Riss" an der Sagwandspitze in den Zillertaler Alpen zählten zu den großen Herausforderungen auch der nachfolgenden Kletterergenerationen.



Der Rücken enthüllt es: Rebitsch hat regelmäßig trainiert, wie hier im Klettergarten von Grindelwald.

Die Karakorum-Expedition 1954

Durch zwei schwere Unfälle gebeutelt, sieht sich Mathias Rebitsch 1950 gezwungen, das extreme Klettern aufzugeben. Die zwei großen Laliderer-Nordanstiege – Nordverschneidung und „Direkte" – sind Höhepunkte einer Erfolgsbilanz, die ihresgleichen sucht. Sie werden immer klassische Marksteine des Alpinkletterns bleiben, auch wenn sie mittlerweile aus der Mode gekommen sind. Hias indessen wendet sich dem Expeditionsbergsteigen zu, zieht 1952 mit Piero Ghiglione sowie Anders und Verena Bolinder nach Südperu. Solimana (6318 m), Coropuna-Nord- (6450 m) und Ausangate-Westgipfel (6300 m) sind eine Ausbeute, die sich sehen lassen kann. Als ihn Karl M. Herrligkoffer für 1953 zu seiner Nanga-Parbat-Expedition einlädt, „zieht" Hias nicht. Er hat Bedenken

1 Rebitsch, Wolfgang: „Mein außergewöhnlicher Onkel" in: Hias Rebitsch. Der Berg ist nicht alles, hg. v. H. Höfler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2010, S. 13 f. Zu diesem Thema vgl. auch den Beitrag von Horst Christoph „Am Schlern ein Schutzhaus steht" S. 226.

2 Mailänder, Nicholas: „Spitzensport" in: Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, hrsg. v. Deutschen Alpenverein, Oesterreichischen Alpenverein, Alpenverein Südtirol, Böhlau Verlag Köln/ Weimar/Wien 2011, S. 132 f.

1961, bei Rebitschs dritter Atacama-Expedition, lenkte Luis Vigl das „Haflinger“ genannte Steyr-Puch-Expeditionsmobil an den Hängen des Llullayacu bis auf 5860 Meter hinauf – der Höhen-Weltrekord für Kraftwagen.

Bei den Ausgrabungen an den „Sattelruinen“ gewinnt Rebitsch auf 6600 Metern Höhe einen Überblick über die Gesamtanlage aus inkaischer Zeit.

Rebitsch widmete seine ganze Energie den Forschungen an den hohen Gipfeln der Puna de Atacama. 1956, 1958, 1961 und 1965 war er dort und stellte Ausgrabungen bis zur Erschöpfung an.

gegenüber dem Leader. Dabei wäre der Nanga sein Lebenstraum gewesen. Schon 1938 unter Paul Bauer war er zusammen mit Herbert Ruths bis unter den Silbersattel hochgekommen, der damals höchst erreichte Punkt (ca. 7300 m). Dafür geht er 1954 als Gesamtleiter der „Deutsch-Österreichischen Himalaja-Karakorum-Expedition“, einer bergsteigerisch-wissenschaftlichen Kundfahrt, ins Hunzaland. Paul Bernett (Expeditionsarzt), Anderl Heckmair, Gerhart Klamert, Dolf Meyer, Martin Schließler und Hans Zeiter bilden die Bergsteiger-, Wolfgang Pillewizer, Karl Heckler, Hans Jochen Schneider, Karl Heinz Paffen und Karl Wienert die Wissenschaftlergruppe. Beide Gruppierungen arbeiten harmonisch zusammen und werden vom bekannten Naturfilmer Eugen Schuhmacher mit der Kamera begleitet. Die Erstersteigung des Batura-Hauptgipfels (7785 m) scheitert wegen eines Wettersturzes – einen Tag vor dem geplanten Gipfelsturm.

Allerdings gelingt durch Dolf Meyer und Martl Schließler wenigstens die Erstersteigung des Drittthöchsten (ca. 7300 m) im Batura-Hauptmassiv. Dafür bringt diese erste Nachkriegsexpedition der Deutschen Himalaja-Stiftung glänzende wissenschaftliche Erfolge, und der von Schuhmacher gedrehte Film „Im Schatten des Karakorum“ wird anlässlich der Internationalen Filmfestwochen 1955 in Berlin mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet. Die dunkle Seite der Expedition: Während der Endphase stürzt Karl Heckler beim Fotografieren in die Fluten des Hunzaflusses und ertrinkt.

Mitte der 1950er-Jahre fängt Hias durch die Erzählungen eines Freundes – Rolf Dangl, der in Argentinien als Minenarzt arbeitet, im Grenzgebiet von Argentinien und Chile einen Vulkan erstiegen und auf ihm drei Mauergevierte entdeckt hatte – Feuer für die Anden. Die Geburtsstunde des Forschers Mathias Rebitsch! 1956 bricht er zum ersten Mal in die Atacamaregion auf – mit den Bolinders und dem Argentinier Sergio Domicelj. Zunächst gilt es dem Ojos del Salado, von dem gemunkelt wird, er sei doch der Höchste Südamerikas, nicht der Aconcagua. Hias holt sich den Erfolg allein, Domiceljs Ausrüstung hält Wind und Kälte nicht stand. Der Höhenmesser zeigt etwa 6870 Meter, und bald darauf wird der Berg von einer nordamerikanischen Expedition neu vermessen: 6885 Meter. Der Aconcagua bleibt höchster Kordillerengipfel.

Die silbernen Götter des Cerro Gallan

Danach aber geht’s zum Cerro Gallan (ca. 6000 m). Hias und Anders Bolinder erreichen den Gipfel und finden auch die Mauergevierte. Bolinder ist anderntags unpässlich, Hias steigt erneut hinauf und beginnt zu graben. Er stößt auf eine Lamaskulptur und ein 15 Zentimeter großes, silbernes Götterfigürchen. Ein solches vermag er nach erschöpfender Arbeit auch aus dem zweiten Mauergeviert zu lösen. Am dritten Tag muss er unter dem letzten Geviert einen Tunnel graben, weil sich der gefrorene Schotterkitt von oben her nicht durchdringen lässt. Und wieder hält Rebitsch ein Götterfigürchen in Händen, robbt aus seinem

Tunnel, um es zu betrachten. Da stürzt das Gewölbe ein. Vorsehung? „Ein Zufall, das kleine Götterbild hat mir das Leben gerettet."

Hias hatte am Cerro Gallan eine Opferstätte aus der Inkazeit entdeckt. Nun hört er von Mauerwerken auf weiteren, bis zu 6700 Meter hohen Gipfeln der Atacamawüste. Eine zweite Expedition startet er 1958 mit Guzzi Lantschner (Skirennläufer und Filmer), Emo Henrich (Multitalent und u. a. „Erfinder" der Firngleiter), Sergio Domicelj, zeitweise dessen Bruder Jorge und drei Bergsteigern des Club Andino del Norte. In Buenos Aires übergibt Rebitsch in Begleitung des österreichischen Botschafters die Götterfigürchen vom Cerro Gallan dem argentinischen Staatspräsidenten Juan Aramburu.

Plackerei am Llullayacu

Danach gilt es dem Llullayacu (6730 m). Auch dort hinauf muss der zähe, willensstarke Hias beim ersten Anlauf allein steigen. Er trifft an einem 6600 Meter hohen Sattel auf Mauerwerk, Dachsparren und eine kleine Hausruine. Tage später sitzen Rebitsch, Lantschner und Henrich wiederum im Lager I auf 6000 Meter. Emo Henrich zieht sich beim Kochen im zugeschneiten Zelt eine Rauchvergiftung zu und muss absteigen. Hias und Guzzi raufen sich bis zu den Ruinen hinauf; Ersterer sucht, Letzterer filmt. Nach wochenlanger Unterbrechung, während der andere Ziele angesteuert werden, kehrt Hias allein zum Llullayacu zurück. Zwei Tage lang schleppt er 25-Kilo-Lasten in ein Hochlager auf 6150 Meter, zuletzt ist er bestens akklimatisiert und in Form. Als er ein letztes Mal ins Hauptlager absteigt, um Nahrungsmittel und Brennstoff zu holen, erwartet ihn der Leiter der Lagerpolizei der Mine „La Casualidad", der den Auftrag hat, Rebitsch vom Berg fortzubringen. Zwar trifft Domicelj in Caipe zufällig Argentiniens Vizepräsidenten Isaac Roja, der nach Schilderung der Situation auch sofort eingreift: Die Bergsteiger können zum Llullayacu zurück. Aber Domicelj wird höhenkrank, und allein kann Hias bei den „Sattelruinen" nicht mehr viel ausrichten. Aus der Traum! Zunächst.

Rätsel lösen sich auf

1961 die dritte Expedition. Mit Hias kommen Luis Vigl, bester Freund und Kletterpartner Hermann Buhls, sowie vier Argentinier, darunter eine Frau. Vigl steuert den motorstarken Steyr-Puch-„Haflinger" meisterhaft bis in eine Höhe von 5860 Meter. Dieserart steht rasch Lager I (6100 m). Die Mauerwerke droben am Sattel werden vom Schnee befreit, Vigl ersteigt den Gipfel und alle hoffen auf dauerhaft gutes Wetter, damit die Schutt- und Eisschicht, vor der Hias 1958 kapitulieren musste, etwas durchlässiger werden solle. Doch Vigl wird krank, und der Urlaub der Argentinier geht zu Ende. Hias packt mit dem höhengewohnten Minenarbeiter Arcizo Diaz an. Mit schweren Pickeln gelingt es ihnen, den Hauptraum der Sattelruinen bis zum Boden freizulegen.

Endlich gewinnen sie auch Überblick über die Gesamtanlage; eine vorgelagerte Rundmauer und drei aneinander gebaute Räume: Holzdepot, Wohnraum, Pferch für Lamas oder Vicuñas. Rebitsch und Diaz gehen zum Hauptgipfel und entdecken dabei die Reste einer im Zickzack verlaufenden Steiganlage. In einem dritten Anlauf werden die Ausgrabungen im Pferch beendet und eine primitive Unterkunft auf 6700 Meter untersucht. 25 Meter nördlich davon finden sich zwei nach Osten hin offene, niedrige Halbkreismauern, darin angekohlte Hölzer. Eine Feuerstätte als Signalanlage für Rauch- und Feuerzeichen? Ja, es kann nicht anders gewesen sein.

Auch auf dem Nebengipfel des Llullayacu wird eine Feuerstelle entdeckt – mit freier Sicht auf den Cerro Chuchulay (5472 m). Minenarbeiter behaupteten, sie hätten dort droben Steinsetzungen und Holz gefunden …

Eine vierte Atacama-Expedition (1965) bringt die Entdeckung von altindianischem Mauerwerk sowie Resten von Opferstätten. Seine Funde machen Hias Rebitsch zum „Pionier des archäologischen Andinismus" (Prof. Dr. Juan Schobinger, Vorstand des Instituts für Archäologie und Ethnologie an der Universität von Mendoza). „Zuhause spiele ich mehr die Rolle des Propheten im Heimatland. Das Ergebnis meiner Atacama-Expeditionen ist auch für die Geschichte des Bergsteigens interessant: Namenlose Indios standen Jahrhunderte, bevor der Alpinismus erwachte, auf Gipfeln bis weit über 6000 Meter." (Rebitsch)

Tal der Krankheit

Zu einer fünften Expedition kommt es nicht mehr. Für Hias, der von seinen Eltern ein Sägewerk und eine Holzhandlung geerbt hatte und für seine Mitmenschen „aufreizend unabhängig" war, beginnt der düstere Talgang durch alle möglichen Krankheiten und Beeinträchtigungen. Höhepunkt ist der Verlust der Sehkraft seines rechten Auges wegen Gürtelrose und Trigeminus-Neuralgie. Es sind deprimierende Zeiten für den Hias, der sich indes nach außen hin nichts anmerken lässt. Doch die geladene Waffe hat er immer in Griffweite, für den Fall, dass das Leben für ihn irgendwann nicht mehr erträglich sein würde …

Ein glücklicher Mensch?

Anfang der 1980er-Jahre, nachdem man ihm ein künstliches Hüftgelenk verpasst hatte, stabilisiert sich der Gesund- oder, wie man es sehen mag, Krankheitszustand des Hias. Er geht wieder klettern – an den Felsrinnen, -rücken, -graten und Schluchten des Gratlspitz direkt über Alpbach, wo er ein Häuschen sein Eigen nennt. Die ganze südseitige Wandfront wird von Rebitsch kletternd erschlossen, auf einer Ansichtskarte zeichnet er in Rot die Routen ein: Durchstiege bis IV+, manche vermutlich schwerer. Ein paar seiner Freunde nimmt er mit auf seine Linien, etwa Wolfgang Nairz oder Hermi Lottersberger. Auch sieht man Hias gelegentlich wieder bei gesellschaftlichen Ereignissen, Feiern in Sporthäusern, bei Bergsteigertreffen z. B. auf der ISPO. Er geht unter die Leute, obwohl er eigentlich etwas menschenscheu ist. Doch wenn er sich wohl fühlt, taut er auf. Die Hochleistungsbergsteiger jener Zeit – Wolfi Nairz, Peter Habeler, Heinz Zak, Darshano L. Rieser, Reinhard Schiestl, Heinz Mariacher u. a. – schätzen ihn genauso, wie ihn von der alten Generation etwa Hans Frenademetz, Rudi Olbrich, Otto Eidenschink, Hans Lucke oder Anderl Heckmair anerkannt hatten. Für Reinhold Messner ist Rebitsch eine Art Vaterfigur. Was dessen Beliebtheit eben auch bei der in den 1980ern jüngeren Kletterergeneration ausmacht, ist, dass er nicht starr auf einer einmal gefassten Meinung beharrt. Er zeigt sich offen für Neuerungen, bewundert die Leistungen der Sportkletterszene. Hias behält bis zum Ende seiner Tage einen feinsinnigen Humor und pflegt gar einen leisen Sarkasmus. Er liebt die Natur, die Pflanzen, die Tierwelt. Nach Wanderungen zu Schauplätzen seiner großen Taten ist er geradezu süchtig. Ich glaube, er war ein insgesamt glücklicher Mensch.

Der mit hohen gesellschaftlichen Auszeichnungen dekorierte Hias Rebitsch stirbt am 11. März 1990 allein in seiner Innsbrucker Wohnung, noch in Wanderkleidung. Er war gerade von einer Tour nach Hause gekommen.

Wolfgang Nairz, Hias Rebitsch, Darshano L. Rieser und Reinhard Schiestl (von links) vor der Lalidererwand, die für immer mit dem Namen Rebitsch verbunden sein wird. Links oberhalb von Nairz seine Nordverschneidung, oberhalb von Schiestl die „Direkte".

Alle Abbildungen aus: Hias Rebitsch. Der Berg ist nicht alles, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2010; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Rebitsch-Archivs, Brixlegg

Literatur:

Höfler, Horst (Hg.): Hias Rebitsch. Der Berg ist nicht alles, Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien 2010.

Deutscher Alpenverein, Oesterreichischer Alpenverein, Alpenverein Südtirol (Hg.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Böhlau Verlag Köln/Weimar/Wien 2011.

Der Visionär von Cradle Mountain

>> Stefan Spath

Vor hundert Jahren legte der Kärntner Gustav Weindorfer den Grundstein zum Nationalpark Cradle Mountain – Lake St. Clair in Australien. Eine Spurensuche in Tasmanien.

Anfang 1910, im tasmanischen Hochland: Als die Seilschaft den Gipfel des Cradle Mountain bezwungen hat, beuteln heftige Böen die letzten Wolkenbänke aus. Die Sonne gießt gleißendes Licht über eine Heide- und Moorlandschaft. In den kleinen Seen tief unten spiegeln sich Wolken und zerklüftete Bergmassive, die wie gestrandete Wale aus einer rauen Hochebene aufragen. Einer aus der Partie blickt über die Wunderlandschaft und befindet spontan: „Das muss auf ewig ein Nationalpark für die Menschheit werden!"

Der Mann hieß Gustav Weindorfer, stammte aus Spittal an der Drau und sollte der erste Österreicher werden, der als Begründer eines Nationalparks bezeichnet werden kann – lange bevor in seiner alten Heimat diese Idee aktuell werden sollte. Weindorfer trotzte privaten Schicksalsschlägen, bitterer Einsamkeit und politischen Anfeindungen, um seine Vision in die Tat umzusetzen.

Geboren wurde Weindorfer am 23. Februar 1874 als jüngstes von sechs Kindern einer etwas unkonventionellen Familie. Sein Vater hatte es bis zum Bezirkshauptmann von Villach gebracht, bevor er 1885 den Staatsdienst quittierte, um künftig unter dem Namen „Max Winter" in der deutschen Kolonialverwaltung in Ostafrika ein abenteuerliches Leben zu führen. Gustav, der sich bereits früh für Botanik interessierte, absolvierte mit dem Francisco Josephinum in Mödling eine moderne landwirtschaftliche Schule, schaffte es aber nicht, sich nach dem Militärdienst im Berufsleben fest zu verankern. Seine Pläne, als Gutsverwalter Fuß zu fassen, scheiterten; an eine eigene Landwirtschaft war mangels Substanz nicht zu denken. Einige Jahre schlug er sich als Buchhalter und Weinvertreter durch, bis ihn Frustration über seine Jobs und Fernweh veranlassten, sein Glück am entgegengesetzten Ende der Welt zu suchen. Im Jahr 1900 schiffte er sich auf dem Dampfer „Darmstadt" nach Australien ein, ein Land, das schon als Kind seine Fantasie beflügelt hatte.

Zunächst fühlte er sich fehl am Platz

In Melbourne, dem vorläufigen Ziel seiner Reise, die ihn irgendwann auch in den Südpazifik bringen sollte, fühlte er sich fehl am Platz, wie aus Briefen hervorgeht. „Melbourne war damals schon eine Großstadt. Der Naturmensch Weindorfer fühlte sich da nicht wohl", interpretiert Eva Meidl, Deutsch-Lektorin an der University of Tasmania und Leiterin des österreichischen Honorarkonsulats in Hobart, die anfängliche Enttäuschung. Erst das Engagement im „Field Naturalists Club of Victoria" brachte die Wende. Weindorfer, im Brotberuf als Sekretär im k. u. k. Österreichisch-Ungarischen Konsulat und später als „Honorar-Kanzler" tätig, stürzte sich mit Feuereifer in die Erforschung der noch wenig beschriebenen Flora des fünften Kontinents. In den Australischen Alpen sammelte er Pflanzen, die er säuberlich präpariert an das Naturhistorische Museum in Wien sandte. Und auf einem k. u. k. Kreuzer fand er sogar Platz für Farn-

Temperierte Regenwälder, Heide, tiefblaue Teiche und von der Gewalt der Elemente zurechtgeschmirgelte Felsmassive wie Pelion West: Ein landschaftliches „Best of" des Cradle Mountain – Lake St. Clair-Nationalparks in Tasmanien.
Foto: S. Spath

Gründervater des Nationalparks ist der Kärntner Auswanderer Gustav Weindorfer (1874–1932). Erst nach seinem Tod fand Weindorfer (hier eine Aufnahme aus den 1920er-Jahren) Anerkennung für seine Verdienste um den Naturschutz und die Erschließung der Region um den Cradle Mountain

Foto: F. Smithies Collection, Tasmanian Archive and Heritage Office

bäume, die nach einer Reise um den Globus zur Zierde des Palmenhauses in Schönbrunn werden sollten. Viel wichtiger: Er lernte über den Naturfreundeklub die um elf Jahre ältere Kate Cowle kennen. „Beide waren an Botanik interessiert, das verband sie", so Eva Meidl. Kate war es auch, die Weindorfer nach Tasmanien lotste, wo ihre Familie Ländereien besaß.

Liebe auf den ersten Blick

Ihre Flitterwochen im Jahr 1906 verbrachten die beiden campierend und botanisierend in der Wildnis am Mt. Roland, mit dem Sternenfunkeln der südlichen Hemisphäre über ihren Köpfen und dem Geheul des Beutelteufels als akustischer Untermalung. Gustav verspürte Liebe auf den ersten Blick für Tasmanien. Die Insel hatte zu jener Zeit einen erstaunlichen Imagewandel hinter sich. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, damals noch unter dem Namen Van Diemen's Land, war Kate Cowles Heimat berüchtigt als Brutstätte der Gewalt. In Sträflingskolonien durchliefen Tausende aus dem britischen Mutterland deportierte Kriminelle ein ultraharter Regime. Gemeinsam mit weißen Siedlern rotteten freigelassene oder geflohene Sträflinge die tasmanischen Aborigines aus. Ab etwa 1870 wurde über diese unrühmliche Vergangenheit der Mantel des Schweigens gebreitet. Auswanderer-Agenturen begannen die nun in Tasmanien umbenannte, 68.400 km² große Insel als neuen „Garten Eden" zu vermarkten, priesen ihr vorzügliches Klima und ihre fruchtbaren Böden. Im Unterschied zu vielen anderen, die auf diese Propaganda hereinfielen und dann an der harten Realität scheiterten, brachten die Weindorfers die nötigen Voraussetzungen mit, um dem Land eine Existenz abzutrotzen: Er besaß das nötige Knowhow und sie das Kapital. Ihre „Muster-Farm" in Kindred unweit der Nordküste wurde rasch zum Erfolgsmodell.

Weindorfer, der mit seinem hohen Wuchs eine stattliche Erscheinung war und wegen seiner umgänglichen Art mühelos Anschluss fand, bekam bald diverse Ämter angetragen. Trotzdem pochte in seinen Adern weiter das Forscherblut. 1909 erkundete er eine Region, die ihm Bekannte in rosigsten Farben ausgemalt hatten: Cradle Mountain, den nördlichen Ausläufer des zentralen tasmanischen Hochlandes. Es darf angenommen werden, dass der Kärntner beim Anblick des Bergmassivs heimatliche Gefühle verspürte. Die wild gezackte Gipfelsilhouette, die tiefblauen Bergseen und die alpine Flora: dieses Ambiente wirkt auch heute auf viele Besucher aus Österreich seltsam vertraut. „Cradle Mountain erschien mir wie ein wahres Eldorado für den Botaniker und ein wundervoller Platz für den Touristen", schwärmte Weindorfer in einem Artikel für den „Victorian Naturalist".

Anfang 1910 erklomm er mit seiner Frau Kate und einer Gruppe von Freunden erstmals den 1545 m hohen Cradle Mountain. Zu ihren Füßen präsentierte sich ein Mosaik aus urzeitlichen Landschaften, eingerahmt von solitären Wächtern aus Dolerit, das vor 175 Millionen Jahren aus dem Bauch der Erde emporgekocht und über Jahrtausende von mächtigen eiszeitlichen Gletschern abgeschmirgelt worden war. Wälder, Moore und Buttongrass-Ebenen boten Ameisenigeln, Wombats, Wallabies, Tigerschlangen und den letzten Beutelwölfen Schutz, die damals noch das Land durchstreiften. „Mit ausgestreckter Hand stand Weindorfer auf dem Gipfel und rief aus: ‚Das muss auf ewig ein Nationalpark für die Menschheit werden. Es ist herrlich, und die Menschen müssen es kennenlernen und sich daran erfreuen", dokumentierte sein Freund Ronald Edgar Smith den „Gründungsmoment" des späteren Nationalparks.

Tasmaniens Top-Attraktion: Cradle Mountain – Lake St. Clair

Vom Geheimtipp wandelte sich der Nationalpark über die Jahrzehnte zum Massenziel. 1947, als für den Nord- und den Südabschnitt eine einheitliche Parkverwaltung etabliert wurde, kamen jährlich etwa tausend Besucher. Als 1970 die Verantwortung für das Schutzgebiet auf den neuen „Parks and Wildlife Service" überging, verzeichneten die Hüttenbücher bereits 20.000 Eintragungen. Heute statten jährlich 200.000 Menschen – ein Viertel aller Tasmanien-Touristen – dem berühmten Cradle Mountain zumindest eine Stippvisite ab. Ein dichtes Wegenetz zieht sich durch den Nationalpark, der auf 1600 km² angewachsen ist.

Leichter gesagt als getan

Seinen Namen verdankt Cradle Mountain der Ähnlichkeit mit einer Wiege (engl. „cradle"), vielleicht auch einer von Goldsuchern verwendeten „miners cradle". Die wenigen Menschen, die das abgelegene Gebiet erkundeten, trieb die Hoffnung auf hohen Profit hierher. Bergarbeiter hatten auf dem Hochplateau schon erste Minen in Betrieb genommen, Holzfäller warteten darauf, dass die erste befestigte Straße angelegt wurde. Der Gedanke, dass der Wildnis an sich ein Wert zukam, spielte damals in Tasmanien keine Rolle. Land hatte seinen Nutzen unter Beweis zu stellen. Nur für den Fall, dass Bergbau, Vieh- oder Forstwirtschaft nicht rentabel waren, käme auch der zart keimende Tourismus als Wirtschaftszweig in Frage. Hier setzte Weindorfer an. Für ihn waren möglichst viele Besucher der Schlüssel, um die Schönheit des Landes zu erhalten. Nebenbei konnte er Pionierarbeit bei der Erschließung leisten und ein Leben abseits der Farmroutine führen.

Gustav hatte zu Hause ein Erfolgsmodell kennengelernt, das er auf seine neue Heimat umzulegen gedachte: In seiner Jugend schossen von Vorarlberg bis an die Rax Schutzhütten wie Schwammerl aus dem Boden und lockten Tausende erlebnishungrige Städter in das bis dahin unerschlossene Hochgebirge. Eine Wildnislodge, so kalkulierte der Auswanderer, würde die alpine Schönheit im Herzen Tasmaniens aus ihrem Dornröschenschlaf erwecken und sie zugleich vor künftigen Begehrlichkeiten schützen. Das Problem, dass die nächste Straße 14 Kilometer entfernt lag und die nächsten größeren Siedlungen eine Tagesreise, wischte Weindorfer vom Tisch – eine klare Fehleinschätzung. Verstärkt durch Krieg und

Mit Weindorfers Waldheim-Lodge begann 1912 das Tourismus-Zeitalter im dünn besiedelten zentralen Hochland Tasmaniens. Begeisterte Bushwalker (im Bild eine Gruppe um 1930) trugen zur wachsenden Popularität der Region bei, wirtschaftlich war Weindorfer allerdings kein Erfolg vergönnt.

Foto: F. Smithies Collection, Tasmanian Archive and Heritage Office

Nachkriegsrezession sollten diese beiden Hemmnisse dafür sorgen, dass Weindorfers Unternehmung zeit seines Lebens nie von nachhaltigem Erfolg gekrönt sein würde. Eine Unterkunft war aber nicht nur Voraussetzung für den „Masterplan Nationalpark", sondern geradezu überlebensnotwendig. Tasmanien liegt in den sogenannten „Roaring Forties". In dieser Region zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten südlichen Breitengrad brechen nur wenige Landmassen die Wucht der vorherrschenden Westwinde. Tasmaniens Westküste und dem Hochland beschert diese typische Westwetterlage neben der saubersten Luft der Welt ein unbeständiges, teils stürmisches Klima. An 200 Tagen im Jahr verzeichnet Cradle Mountain Schnee oder Regen.

1911 erwarben die Weindorfers 80 Hektar Land mit Blick auf den „Wiegenberg" und gingen daran, eine einfache Hütte zu errichten. Das Design stammt aus den Alpen, das Holz von King Billy-Pines (Athrotaxis selaginoides), die bis zu 1200 Jahre alt waren. Gustav gab Anweisung, die Eingriffe so schonend wie möglich zu gestalten. Er fiel aus allen Wolken, als sein örtlicher Gehilfe einen Baumriesen vor der Tür fällte und ein Buschfeuer in Gang setzte, um den Wald von Unterholz zu befreien! „Lange bevor Umweltschutz ein weithin akzeptiertes Ideal wurde, war es für Gustav von großer Bedeutung, in Harmonie mit seiner Umgebung zu leben und die natürliche Umwelt so wenig wie möglich zu beeinträchtigen", befand seine Biografin Margaret Giordano. Doch sein Verhältnis zur Natur kannte auch andere Facetten. So

stellte Weindorfer Wallabies (kleine Kängurus) und ebenso putzigen Wombats nach, um mit dem Verkauf von Pelzen sein Einkommen aufzubessern und den Speiseplan im neu errichteten „Waldheim“ abwechslungsreicher zu gestalten.

Wombat-Gulasch und Kärntner Lieder

An Weihnachten 1912 – Hochsommer in der südlichen Hemisphäre – empfing „Waldheim“ seine ersten Gäste. Mit nur zwei Schlafräumen und grob gezimmerten Möbeln lag das erste Quartier am Cradle Mountain wohl unter dem Standard damaliger Alpenvereinshütten, doch was an Komfort fehlte, machte das Naturell des Gastgebers mehr als wett. Am Esstisch stärkten sich die Besucher zunächst mit Känguruschwanz-Suppe und Wombat-Gulasch. Bei einer Tasse Kaffee, vom Hüttenwirt persönlich geröstet und gemahlen, ging es dann zum gemütlichen Teil über, erinnerten sich Besucher noch viele Jahre später. Halbe Nächte lang unterhielt Weindorfer seine Tischrunden mit Kärntner Liedern und gab mit Witz, schalkhaft blitzenden Augen sowie seinem markanten Akzent Geschichten zum Besten, die vom Wien der Jahrhundertwende bis zu seinem persönlichen Bergparadies reichten. „This is Waldheim, where there is no time and nothing matters“. Dieser Leitspruch, zu lesen auf einem Schild in der Lodge, brachte die Atmosphäre von Waldheim treffend auf den Punkt. Als Krönung führte Weindorfer die Bushwalker – so heißen Wanderer in Australien – schließlich auf den Cradle Mountain, um sie an der spirituellen Erfahrung teilhaben zu lassen, die er selbst dort verspürt hatte.

Die positiven Reaktionen der ersten Besucher – dreißig waren es im Sommer 1913/14 – bestärkten den Neo-Hüttenwirt. Er vergrößerte seine rustikale Lodge auf acht Räume, legte einen Garten an und stattete sein neues Badehaus mit einer Wanne aus, die er angeblich die letzten paar Kilometer selbst auf dem Rücken nach Waldheim schleppte. Weindorfer rührte die PR-Trommel für sein Wildnisrefugium, indem er die Tourismusbüros mit Prospekten und die Zeitungen mit Pressetexten versorgte. Die Bilder aus der Gründerzeit zeigen Szenen, die genauso gut aus den Alpen stammen könnten: Weindorfer, mit Stock die Attraktionen am Horizont ausweisend, Wanderer in Knickerbockern, die das Panorama genießen, sowie Alpinistinnen in bodenlangen Röcken und mit ausladenden Hüten. Anfang 1914 bekam Weindorfer Besuch aus der Heimat. Die Tiroler Brüder Franz und Julius Malcher, die schon in Neuseeland und im australischen Queensland gearbeitet hatten und Erstbesteigungen sammelten, wollten sich auch in Tasmanien mit alpinistischen Federn schmücken. Als Erste bezwangen sie den mit Felsnadeln und Zinnen gespickten Grat vom Little Horn bis zum Hauptgipfel des Cradle Mountain Massivs. Den schwierigsten der Gipfel benannten sie „Weindorfers Tower“.

Im Mahlstrom des Weltkriegs

Alles lief nach Plan, bis in Europa der Erste Weltkrieg ausbrach und die Welt auch in Tasmanien aus den Angeln hob. Weindorfer, der seit 1905 britischer Staatsbürger war, geriet in den Sog einer Spionagehysterie, die auch schon seit langem ansässige Deutsche und Österreicher nicht verschonte. „Es gibt einige Geschichten darüber, dass Weindorfer als Spion betrachtet wurde“, weiß die Auslandsösterreicherin Eva Meidl, die das Leben ihres Landsmannes recherchiert hat. Besonders bizarr: Weindorfer, so behaupteten böse Zungen, stehe über einen Sender (in Wirklichkeit sein Küchenherd) und eine Antenne (seine Wäscheleine) mit feindlichen Schiffen in Funkkontakt. Je mehr Australier in den Schützengräben Europas verbluteten, desto mehr wandte sich die Stimmung gegen den Zuzügler. Auch jene, die „Dorfer“, wie er oft genannt wurde, verteidigten, kamen gegen die Hysterie nicht an. Man vergiftete seinen Hund, er erhielt Drohungen und wurde aus dem Gemeindeleben gemobbt.

Doch damit nicht genug. Am 29. April 1916 starb seine Frau Kate nach langer Krankheit. Im selben Jahr folgten ihr Gustavs Eltern und einer seiner Brüder ins Grab. Verbittert stieß Weindorfer seine Farm ab und ließ sich ganz in Waldheim nieder, das nun in seinem alleinigen Besitz war. An seine Schwester Rosa schrieb er: „Die Farm ist verpachtet, und die meiste Zeit bringe ich in den Bergen zu. Da hört und sieht man nichts vom Kriege.“ Zum „Einsiedler von Cradle Mountain“ – ein Etikett, das ihm eine Zeitung verpasste – wurde er in erster Linie in den Wintermonaten, wenn Schnee und Regen Waldheim von der Außenwelt abschnitten. Diese Erfahrung schilderte er in einem

„This is Waldheim, where there is no time and nothing matters“.

Brief einmal so: „Jeden Morgen muss ich mir einen Weg zum Schneemesser und zu den anderen Gebäuden ausschaufeln, um etwas Bewegung zu haben. Das ist mein Leben in dieser Nußschale.“ Die kriegsbedingte Gästeflaute ließ ihm Zeit für die genauere Erforschung „seiner“ Berge. Zahlreiche Ortsbezeichnungen gehen auf Weindorfer zurück, wie etwa Hidden Lake, Mount Kate oder Marion's Lookout, benannt nach seiner Schwägerin Marion Cowle. Auch für seine wissenschaftlichen Interessen brachte er wieder mehr Zeit auf. Das Hochland bot Weindorfer ein reiches Betätigungsfeld, kommt doch etwa die Hälfte der dokumentierten Pflanzenarten an keinem anderen Ort der Welt vor. Später, nach dem Krieg, sollte der leidenschaftliche Botaniker wieder uneigennützig Museen, Universitäten und Gärten in Mitteleuropa mit seltenen Pflanzen, Pflanzensamen und Dokumentationen beliefern.

Auf dem Weg zum Schutzgebiet

Seine ursprüngliche Vision verlor er darüber nicht aus den Augen. 1921 startete der mittlerweile 47-Jährige einen neuen Anlauf zur Errichtung eines Nationalparks. Ein fünf Jahre zuvor in Kraft getretenes Landschaftsschutzgesetz – Basis für Tasmaniens erste Nationalparks am Mt. Field und auf der Freycinet-Halbinsel – sollte auch für Cradle zur Richtschnur werden. Auf einer Lobbying-Tour in der tasmanischen Provinzhauptstadt Hobart fand Weindorfer in Zeitungsredakteuren, Tourismusverantwortlichen und Naturfreunden starke Ver-

Heute zählt der Nationalpark Cradle Mountain – Lake St. Clair zu den populärsten Tourismuszielen und Wandergebieten Australiens. Das wild gezackte Massiv des Cradle Mountain (1545 m), Weindorfers „Lebensberg“, ist längst zu einer Ikone Tasmaniens geworden. Im Vordergrund Dove Lake.
Foto: S. Spath

bündete. Der Erfolg kam rascher als erwartet: Im Mai 1922 wies die Regierung in Hobart Gebiete um den Cradle Mountain im Norden und den Lake St. Clair im Süden als schützenswertes „Scenic Reserve and Wildlife Sanctuary“ aus. Die Größe von 640 km² entspricht etwa eineinhalb Mal der Fläche Wiens. Weindorfers Vision, gerade zwölf Jahre alt, war in Erfüllung gegangen! Zwei Entwicklungen dürften den Durchbruch beschleunigt haben. Zum einen ließen die Kriegsfolgen dem Staat wenig Spielraum, kapitalintensivere Projekte zu fördern, zum anderen begannen Freizeitaktivitäten wie Wandern und Bergsteigen langsam populär zu werden.

Die Gründung des bis dahin größten Schutzgebietes Tasmaniens beflügelte Weindorfer, die leidige Frage der Straße wieder anzugehen, die nur im Schneckentempo an Waldheim herangekrochen war, was ein Aufblühen des Tourismus verhinderte. Er verfasste Eingaben, entwarf Pläne für eine Streckenführung und startete schließlich 1928 eine große PR-Reise aufs Festland, um mit Lichtbildvorträgen und Interviews seinem Anliegen den letzten Nachdruck zu verleihen. Knapp vor dem Ziel wurde er fast wieder an den Start zurückgeworfen: Die Weltwirtschaftskrise schwappte auf Australien über, ließ die öffentlichen Budgets versiegen und brachte auch den Tourismus, der ihm einige Jahre ein passables Einkommen verschafft hatte, zum Erliegen. 1930/31 war die schlechteste Saison seit langem. Ein schwacher Trost, dass sich Weindorfer mit der Ankunft der ersten Wintersportler damit brüsten konnte, Tasmaniens erstes Ganzjahres-Resort zu betreiben. „Jetzt habe ich neun Leute bei mir für den Wintersport und mit ihnen gibt es Gaudi“, schrieb er im August 1931, siebzehn Jahre nachdem er selbst seine ersten Ski in Tasmanien gebastelt hatte.

Der Versuch, ins Holzgeschäft einzusteigen, scheiterte an den fallenden Preisen und einmal mehr an den desolaten Transportwegen. Mit dem wirtschaftlichen Misserfolg und der Verschlimmerung seines Herzleidens – Weindorfer war starker Raucher gewesen – kamen Depressionen und Heimweh. In Briefen an seine in Kärnten lebende Schwester Rosa spielte er mit dem Gedanken, Waldheim abzustoßen und seinen Lebensabend in Österreich zu verbringen. Doch er war ein Gefangener der Umstände: Weit und breit gab es niemanden, der ihm seinen Besitz zu einem akzeptablen Preis abgelöst hätte.

Anerkennung nach dem Tod

Am 5. Mai 1932 starb Gustav Weindorfer beim Versuch, sein „Indian“-Motorrad zu starten, an einer Herzattacke. Er war 58 Jahre alt geworden. Seine Freunde bestatteten ihn, wie „Dorfer“ es gewünscht hatte, mit Blick auf seinen „Wiegenberg“. Anerkennung für sein Lebenswerk fand der Naturschutz- und Tourismuspionier erst nach dem Tod. Als 1938 ein Denkmal über der Grabstelle errichtet wurde, würdigte Tasmaniens Justizminister E. J. Ogilvie Weindorfers Wirken mit den Worten: „Es ist eine bedauerliche Tatsache, dass die Tasmanier die Geschenke, die die Natur ihrem Staat hat zuteilwerden lassen, nicht beachtet haben, und es blieb einem adoptierten Australier vorbehalten, eine der vorzüglichsten Berglandschaften des Staates der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“

Heute gilt das Schutzgebiet zwischen Cradle Mountain und Lake St. Clair als Juwel unter den australischen Nationalparks und als ein Paradebeispiel für eine „zugängliche“ Wildnis. Auf dem Weg dorthin waren freilich noch einige Hürden zu überwinden. 1934 fiel endlich der Startschuss für den Bau einer Autostraße ins Cradle-Tal (1941 fertiggestellt). 1935 erlebte der Overland Track quer über das zentraltasmanische Hochland seine Einweihung (siehe Factbox). Und die ersten Walking Clubs, in den 1930er-Jahren aus der Taufe gehoben, halfen mit, eine „kritische“ Masse an Outdoor-Begeisterten zu schaffen.

Aus der großen Bushwalker-Community Australiens und aus Naturschutzgruppen rekrutieren sich jene Aktivisten, die Weindorfers Andenken bis heute hochhalten. So richtet der „North West Walking Club“ am Neujahrstag die zur Tradition gewordene Gedenkfeier an Weindorfers Grab aus. Die „Friends of Cradle Valley“ wiederum haben bewirkt, dass das von Wind und Wetter zerzauste Waldheim – eine Nachbildung aus dem Jahr 1976 – wieder in Schuss gebracht wurde und seine Rolle als Museum weiter erfüllen kann. „Es waren zu einem Großteil die Vision und das Engagement von Gustav und Kate Weindorfer, die zur Errichtung von Waldheim und zur Gründung eines Nationalparks geführt haben“, hält die Naturschutzbehörde „Tasmanian Parks and Wildlife Service“ zum Hundert-Jahre-Jubiläum fest. Seit 1982 ist Weindorfers Refugium in das Mega-Schutzgebiet „Tasmanian Wilderness World Heritage Area“ (TWWHA) integriert, das 13.800 km² – ein Fünftel der Inselfläche – umfasst und am Großen Südlichen Ozean endet. Den Grundstein zu diesem Wildnisparadies hatte ein Visionär vom entgegengesetzten Ende der Welt gelegt. In Österreich ist er kaum bekannt.

Der Lake Windermere zählt zu den landschaftlichen Attraktionen am populären Overland Track, der sich quer durch Weindorfers Nationalpark schlängelt und jährlich Abertausende Wanderer anzieht.
Foto: S. Spath

Overland Track: Australiens berühmtester Wanderweg

Zu den zehn besten Wanderungen der Erde zählt die Backpacker-Bibel „Lonely Planet“ den Overland Track, der am Cradle Mountain beginnt und nach 65 erlebnisreichen Kilometern am Lake St. Clair endet. Im Nordabschnitt, einem Hochplateau an der 1000-Meter-Marke, sorgen Moore, eiszeitliche Seen, colafarbene Bäche und imposante Felskathedralen für eine abwechslungsreiche Szenerie. Die meisten Wanderer mit Alpenerfahrung begeistert aber eher der südliche Abschnitt mit seinen kühl temperierten Regenwäldern. Die Gipfel, wie der Mt. Ossa – mit 1617 Metern der höchste Berg Tasmaniens –, sind nicht allzu schwer zu bezwingen, die Gefahr von Wetterstürzen macht aber eine erstklassige Ausrüstung erforderlich. Um die fragile Vegetation vor Überlastung zu schützen, muss der extrem populäre Wanderweg von November bis Ende April „gebucht“ werden wie ein Hotel. Bushwalker sollten sich für Australiens zweifellos berühmtesten Weitwanderweg (mit Abstechern) sechs bis sieben Tage Zeit lassen und viel Verpflegung mitnehmen: Die Hütten sind nämlich unbewirtschaftet. Detaillierte Infos (mit Online-Buchung): Cradle Mountain Visitor Centre, 4057 Cradle Mountain Road, Cradle Mountain TAS 7310, Tel. +61 3 6492 1133 bzw. +61 3 6492 1110, E-Mail: cradle@parks.tas.gov.au, www.parks.tas.gov.au/natparks/cradle/

Quellen/Literatur:

In „A man and a mountain“ (Regal Publications, Launceston, 1. Auflage 1987) hat die australische Autorin Margaret Giordano das Leben von Gustav Weindorfer recherchiert. Bergman, G. F. J. (George Francis Jack): Gustav Weindorfer (1874–1932). Ein Kärntner als Wissenschafter und Pionier in Australien, in: Carinthia 1: Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten, 144. Jahrgang 4, Klagenfurt 1954.

Nur antiquarisch erhältlich ist „Kate Weindorfer: The Woman behind the Man and the Mountain“ der Autorin Sally Schnackenberg (Regal Publications, Launceston, 1. Auflage 1995).

„In Tasmanien“ von Nicholas Shakespeare (Mareverlag, 2005) ist wohl das derzeit informativste Buch über die raue australische Insel und ihre eigenwilligen Bewohner.

BergWissen

„Cogito ubi sum“ – ich weiß, wo ich bin, so lautet der Titel eines der folgenden Texte. Ohne entsprechende Fertigkeiten ist in den Bergen schon der eigene Standort manchmal schwer auszumachen, von der Bewältigung des Weiterweges ganz abgesehen. Wissen ist die Voraussetzung, um bewusst mit Risiken umzugehen. Die Rubrik „BergWissen“ gehört demnach in erster Linie den klassischen Bereichen von Technik und Wissenschaft: **Natur- und Umweltschutz**, Sicherheitsforschung, **Risikomanagement**, und spannenden **Reportagen** zu komplexen Themen, in denen Nachhaken die Devise ist.

© B. Ritschel

Cogito ubi sum

Ein Plädoyer für gute, aktuelle Gebirgskarten und deren Benutzung

>> Manfred Buchroithner

Ersetzt die moderne Navigationstechnologie das klassische Kartenlesen? Mitnichten, meint Manfred Buchroithner, Ordinarius für Kartografie an der TU Dresden, und bricht zugleich eine Lanze für die kulturelle Bedeutung einer zeitgemäßen Alpenvereinskartografie, die modernste Digitalmethodik mit klassischer, manueller Darstellungskunst verbindet.

Ausschnitt der 2009 erschienenen Bild-Strich-Karte des Nevado Chimborazo, Ecuador, im Originalmaßstab 1:20 000. Hier wurden Farbluftbilder mittels modernster digitaler Bildverarbeitungsmethoden zu einem eindrucksvollen Mosaik zusammengesetzt und mit kartografischen Punkt- und Liniensignaturen sowie mit Höhenlinien ergänzt. Das Ergebnis ist eine gelungene Mischung von kartografischer Ästhetik und hohem Informationsgehalt.

Prolog

Langsam gleitet unser Langboot durch dichten Dschungel den Melinau River entlang. „Sie leben nur linear!", sagt mein Freund Kazimierz. Mit „sie" meint er die auf Borneo lebenden Penan, und er hat guten Grund, dies zu sagen, ist er doch *Lecturer* für Kartografie und Geoinformatik an der Universität in Brunei und weiß aus jahrelanger Erfahrung, dass das Leben in dem immer weniger werdenden Urwald Borneos sich fast nur entlang der Flüsse abspielt und daher auch das Weltbild, die kognitive Landkarte des Lebensraumes der Eingeborenen, primär „linear" ist. Die Gipfel des Mulu-Gebirges im Hintergrund liegen außerhalb ihrer streifenförmigen mentalen Karte, weit weg am Horizont. – Doch, geht es mir durch den Kopf, wie sieht das denn bei uns in den Alpen aus, wie steht es um die *mental maps* von uns Bergsteigern?

Nun, bis vor einiger Zeit im Allgemeinen noch relativ gut, zumindest was die zweidimensionale Erstellung unserer „virtuellen Landschaft" im Hirn anbelangte. Doch mit dem Aufkommen des „Allheilmittels" der satellitenbasierten Navigation änderte sich die Lage: Unser „Raumwissen", wie es der Bergführer und Psychotherapeut Martin Schwiersch nennt, ist mit dem zunehmenden ausschließlichen Gebrauch von GPS-Instrumenten im Schwinden begriffen. Ich nenne es „den Verlust unserer kognitiven Landkarten" und kann Schwiersch nur zustimmen.

Plädoyer 1: für die „mentale Karte des Bergsteigers"

„Cogito ergo sum – Ich denke, daher bin ich": Diesen berühmten Satz hat der französische Philosoph, Naturwissenschafter und Mathematiker René Descartes 1644 geprägt. In Weiterführung dieser Feststellung gehe ich so weit, zu sagen, dass dann, wenn ich nicht mehr weiß, wo ich mich befinde, wo ich bin („ubi sum"), mein Leben im Gebirge schnell einmal gefährdet sein kann. „Ich behaupte, dass die ‚Welt' für denjenigen, der sich ausschließlich auf Draht und Strahlungssignal verlässt, wieder ein bedrohlicherer Ort wird." So Martin Schwiersch.

„Cogito ubi sum – Ich weiß, wo ich bin." Dieser Grundsatz sollte heute bei den Betreibern von Outdoor-Sportarten wieder mehr Bedeutung gewinnen. Vor dem Antritt einer Tour im alpinen Gelände muss die Tourenplanung mit der papierenen oder elektronischen Landkarte und der Bildung meiner persönlichen mentalen Landkarte wieder an die Stelle des „Ladens" von GPS-Koordinaten auf mein iPhone oder ein sonstiges „mobile device" treten.

Plädoyer 2: für praktikable, gute Hochgebirgskarten

Allerdings: Eine Voraussetzung für die Erstellung meiner *mental map* muss es geben: eine Gebirgskarte von adäquater Qualität und ausreichendem Detail. Und hier kommt zweifelsohne der Alpenvereinskartografie eine den satzungsmäßigen Auftrag des Alpenvereins bei weitem übersteigende kulturelle Bedeutung zu. Eine gute Landkarte weist in abstrahierter, d. h. aufbereiteter Form Geo-Informationen in einem Maße und in einer Weise auf, die es dem Benutzer ermöglicht, sich seine eigene „kognitive 3-D-Landkarte" zu erstellen. Wenn nun der sogenannte Immersionsgrad einer Karte, also die Möglichkeit, möglichst spontan in die „virtuelle Landschaft" einzutauchen, hoch sein soll, dann bieten sich Farbluftbilder oder – aufgrund ihrer extrem hohen Auflösung – heute in zunehmendem Maße Satellitenbilder als Hintergrund an. Auf deren Basis kann, bei überlagerter Strichinformation, auch der im Interpretieren von solchen Fernerkundungsbildern nicht so Versierte in Summe ein Maximum an Information über ein Berggebiet gewinnen, und das in kürzester Zeit. Als ein sehr gelungenes Beispiel einer derartigen CIL Map – einer *combined image-line map* – aus jüngerer Zeit möchte ich die neue, 2009 von der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Hochgebirgsforschung in München herausgegebene Karte des Vulkans Nevado Chimborazo (6277 m) in Ecuador im Maßstab 1:20.000 anführen (Abb. links).

Gebirgskarten haben es aber nun leider einmal an sich, dass sie – gerade, wenn sie vergletschertes Terrain abdecken – in Zeiten der globalen Klimaveränderung relativ rasch veralten. Heutzutage sind viel kürzere Aktualisierungszyklen gefragt als in den vergangenen Jahrzehnten. Und mit den modernen Technologien von luftgetragenem und terrestrischem Laserscanning sowie den ultrahoch-aufgelösten Satellitenbilddaten ist man in der Lage, mit unvergleichlich geringerem Auf-

Gipfelbereich der Cima di Brenta (3151 m), im Maßstab 1:15.000, dargestellt in der Originalausgabe von 1908. Diese Karte von Leo Aegerter und Hans Rohn kann als das Beste bezeichnet werden, was zum Zeitpunkt ihres Erscheinens auf dem Gebiet der Hochgebirgskartografie weltweit vorhanden war.

wand als früher Kartennachführungen zu realisieren. Falsch liegt allerdings, wer meint, dass sich Geländebegehungen für Kartografen damit erledigt hätten: Man denke nur an Wege unter Baum- oder Buschbedeckung, oder solche, die auf Felsterrain verlaufen und nicht in Fernerkundungsbildern erkannt werden können.

Die Brenta ist ein Beispiel für eine Gebirgsgruppe, in der die Eismassen rasant zurückgehen. Über diese „Gruppo di Brenta" kam im Jahre 1908 eine erste Karte heraus, erstellt vom kongenialen Duo, dem österreichischen Ingenieur-Topografen schweizerischer Herkunft Leo Aegerter und dem Wiener Akademischen Maler und Karto-Lithografen Hans Rohn.

Die Publikationsjahre der weiteren vier Neuausgaben, 1938, 1988, 1996 und 2005, mögen zeigen, dass sich in letzter Zeit durch den rapiden Gletscherrückgang in diesem Massiv die Notwendigkeit einer immer rascheren Nachführung ergeben hat, die schließlich in der sechsten, diesem Jahrbuch beigegebenen Ausgabe dieser Alpenvereinskarte im Jahre 2011 resultierte. Bereits im Jahre 2008 hat der Verfasser zudem zusammen mit Thomas Himpel sowie mit finanzieller Unterstützung des Alpenvereins für die erwähnte Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Hochgebirgsforschung eine Sonderausgabe anlässlich 100 Jahre Alpenvereinskarte Brentagruppe/Gruppo di Brenta mit Einzeichnung der Gletscherstände der Erstausgabe im Maßstab 1:15.000 herausgebracht. Dieser etwas gewöhnungsbedürftige Maßstab resultierte aus Bergsteigerbefragungen mit vergrößerten Kopien auf den Schutzhütten während der Geländearbeit bei der Nachführung (Buchroithner & Himpel 2010). Er zeigt, dass für bestimmte Gebiete bzw. Wegverläufe, z. B. bei der bekannten Via ferrata des Sentiero delle Bocchette, auch die Maßstabsfrage neu zu überdenken ist.

Die erwähnte Karte stellt auch auf eine andere Weise eine Besonderheit beim Einsatz moderner Techniken dar: Erstens wurden sogenannte „geotagged" (Stereo-)Fotos, also Bilder, bei denen Aufnahmepunkt und -richtung aufgezeichnet wurden, zur Kartennachführung aufgenommen, und zweitens wurden mit einem terrestrischen Laserscanner mit einer Reichweite von über fünf Kilometern (aus bestimmten atmosphärisch bedingten Gründen während der Nacht) die Gletscherstände vermessen. Zum Einsatz kamen moderne Satellitenfernerkundung und digitale Bildverarbeitung aber auch bei der Ergänzung der durch den Gletscherrückzug entstandenen „weißen Flecken", in denen Schuttsignatur und Felsdarstellung möglichst exakt im Duktus von Großmeister Hans Rohn zu zeichnen waren. Hierbei wurden digitale QuickBird-Satellitenbilder mit einer Originalauflösung von ungefähr einem halben Meter entzerrt und mittels verschiedener Kontrastfilter so aufbereitet, dass dann eine optimierte Grundlage für die händische Zeichnung von Geröll und Felsstruktur vorlag: manuelle Darstellungskunst wie vor hundert Jahren und modernste Digitalmethoden, synergetisch eingesetzt zur Herstellung einer anschaulichen, gut lesbaren und ästhetischen Hochgebirgskarte (Abb. rechts).

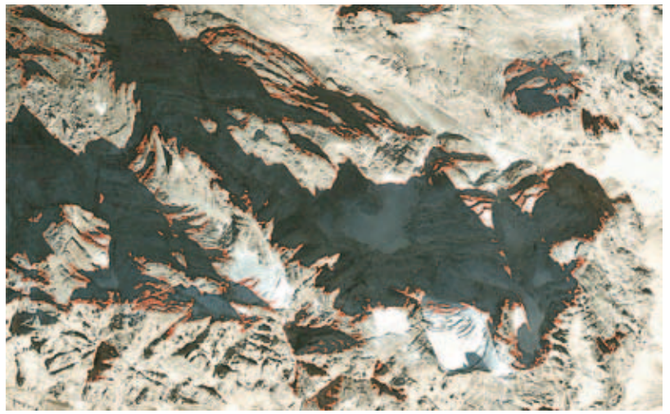
Werden nun Alpenvereinskarten in Zukunft – im Zeitalter kostenloser Geoinformation im Internet – überhaupt noch eine Berechtigung haben? Ich sage: *Ja!* Nur sollte man zweifelsohne Überlegungen für zeitgerechte, attraktive und benutzerfreundliche Hochgebirgskarten anstellen. In welche Richtung die Entwicklungen gehen könnten, wurde bereits mit den gerade vorgestellten Beispielen angedeutet. So wäre sicher zu überdenken, ob man nicht nur die für Bergsteiger wirklich interessanten Bereiche – und diese in einem detailreicheren, größeren Maßstab (etwa 1:20.000) – darstellen sollte und nicht auch entlegene, manchmal uninteressante Randgebiete von Gebirgen. „Hütten-Umgebungskarten" hieße hier jenes Schlagwort, das heute ja von vielen Alpinisten durch Ausdrucken digitaler Geodaten der „PoIs" *(Points of Interest)* auf einem A4-Blatt in ähnlicher Weise bereits umgesetzt wird. Ein anderer Impuls wäre die Hinterlegung der Vektor-Strichinformationen mit Raster-Bildinformationen, wie sie bereits 1992 von Jörg Aschenbrenner in seiner Dissertation für den Maßstab 1:5000 vorbildlich konzipiert und bei der oben erwähnten neuen Karte des Vulkans Chimborazo im Maßstab 1:20.000 beispielhaft umgesetzt worden ist (Abb. vorne).

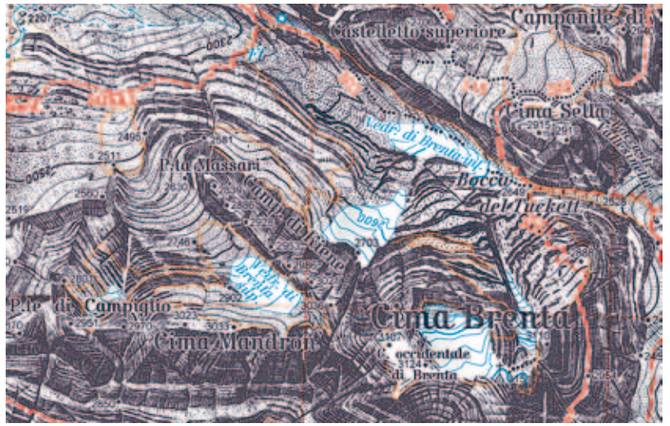
Epilog

Als ich im Jahre 2004 die damals ganz neue Alpenvereinskarte vom Massiv des Nevado Ojos del Salado in Chile/Argentinien in einem Lehrfilm für den DAV vorstellen sollte, wollte ich – „Die Zukunft ist digital!" – die elektronische Version auf einem GPS-Gerät zeigen. Prächtiges Wetter, beste Laune bei unserem Filmteam, die Kartendaten und Wegkoordinaten auf dem GPS-Gerät geladen. Die Kamera schwenkte zu einem „Close-up" auf das Display des Navigationsgerätes. Und dann: Nichts! Einige Minuten nach dem Abmarsch vom Refugio hatte die Stromversorgung wegen des heftigen Windes und der niedrigen Temperaturen den Geist aufgegeben; auch Wärmen unter den Daunenjacken half nicht. Was blieb anderes übrig, als die gute alte Papierversion der Karte zu zeigen – und das in einem Film über topmoderne Satelliten-Technologie am Berg …

„Wenn der Stecker gezogen ist, erweist sich das eigentliche Raumwissen des Menschen bzw. seine Fähigkeit, sich dieses anzueignen. Keine Pfeile weisen den Weg; ich muss selbst schauen, wo es langgeht. … Die Außenwelt ist dann nicht nur widerständige Kulisse, sondern ich muss sie ‚befragen', um mir aktiv ein Bild zu machen, um Entscheidungen treffen zu können, Entscheidungen, die mir ansonsten der Pfeil abnimmt." (Schwiersch 2011)

„Cogito ubi sum – Ich weiß, wo ich bin", muss heute bei uns Bergsteigern wieder jene Bedeutung des klassischen „Karten-Lesens" und des Gewinnens von „Raum-Wissen" im wahrsten Sinne des Wortes bekommen. „Die Notwendigkeit, mir ein Bild zu machen, verändert meine Wahrnehmung und bringt mich mit meiner Umgebung enger in Kontakt. Wer so reist, bildet sich. Und wer sich so bildet, bei dem geht das Abendland auch dann nicht unter, wenn er ein GPS mitführt", so Schwiersch. Dem habe ich nichts hinzuzufügen.





Kontrast- und kantengefilterte Subszene eines QuickBird-Satellitenbildes der Nordwand der Cima di Brenta (3151 m) vom Sommer 2008. Die roten Linien markieren markante Felsbänder, aber auch Licht-Schatten-Grenzen. Die Schattenbereiche wurden dann separat bearbeitet.

Unten: Identer Bereich in der Jubiläumskartenausgabe der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Hochgebirgsforschung von 2009. Man beachte die dem Original nachempfundene Felszeichnung in nun gletscherfreien Arealen.

Literatur:

Aschenbrenner, Jörg (1992): „Orthophoto und Monoplotting in der Gletscherkartographie", Salzburger Geographische Arbeiten, Bd. 21.

Buchroithner, Manfred F. (2007): „Echtdreidimensionalität in der Kartographie, in: Gestern, heute und morgen, Kartographische Nachrichten, 2007, 5.

Buchroithner, Manfred F. & Habermann, Klaus (2010): „The Art of Autostereoscopic Relief Representation in Cartography", in: „Cartography in Central and Eastern Europe", hrsg. v. Gartner, Georg & Ortag, Felix, Springer-Verlag.

Buchroithner, Manfred F. & Himpel, Thomas (2010): „The Centennial Edition of the 1908 Alpenverein Map of the Brenta Massif, Italy", in: Erdkunde 62, 2.

Schwiersch, Martin (2011): „denn sie wissen nicht, wo sie sind …", in: bergundsteigen, Heft 1/2011.

Vom Recht auf Risiko

„Tag der Alpenvereine“ beim International Mountain Summit 2010

>> Andi Dick

Risiken am Berg verantwortlich zu meistern, bereichert Persönlichkeit und Leben. Deshalb darf der freie Zugang zum Gefahrenraum Berge nicht gesetzlich beschränkt werden. Mit dieser provokanten These luden AVS, OeAV und DAV nach Brixen ein – und viele kamen, um engagiert zu diskutieren.

„Wir standen nie unter Quoten-, allenfalls unter Leistungsdruck. Wie oft musste ich mir den Vorwurf gefallen lassen: lahme Wetten, dumme Sprüche. Aber dieselben Kritiker werfen uns nun vor, zu weit gegangen zu sein.“ Für Thomas Gottschalk bedeutete die Zweischneidigkeit der gesellschaftlichen Bewertung von Risiken den Abschied von der Fernsehshow „Wetten dass …“: Gerne beobachtet man tollkühne Helden bei haarsträubenden Stunts – aber wenn etwas passiert, war es zu riskant. Heftigste Kritik hagelte es, als am 4. 12. 2010 der Wettkandidat Samuel K. beim Versuch, mit Sprungfedern über Autos zu springen, stürzte und sich die Halswirbelsäule brach. Teilweise wurde sogar die Absetzung der Sendung gefordert, deren Reiz auch gelegentlich im Kitzel des Außergewöhnlichen, womöglich Riskanten liegt.

Unsere Gesellschaft geht mit Risiken inkonsequent um, manchmal gar verlogen. Der erfolgreiche Gladiator wird bewundert, wenn er aus dem Formel-1-Wagen steigt oder seiner Firma einen Milliardengewinn beschert hat. Platzen die Geldanlagen oder der Reifen, wird der Loser verteufelt, sein Tun als unverantwortlich angeprangert. Unter dieser Doppelzüngigkeit leiden auch Bergsportler. Spitzenleistungen einer Gerlinde Kaltenbrunner oder eines Ueli Steck werden bewundert, Breitensportarten wie Bergwandern oder Hallenklettern für ihren familienfreundlichen Gesundheitswert gelobt. Doch stürzt ein Alpinist zu Tode oder ein Kind auf den Kletterhallenboden, wird der Sport schnell unter den Generalverdacht unkalkulierbarer Gefahren gestellt, statt fachkundig zu differenzieren, ob die Unfallursache im Sport an sich lag oder in menschlichen Fehlern. Ob ein geringes Restrisiko zugeschlagen hat oder der Sport von Haus aus gefährlicher ist, wie Hochtouren im klimawandel-krümelnden Eisgebirge.

Es mag sein, dass Medien und Richter heute bereitwilliger differenzieren als vor zehn Jahren, weil dank der Massen-Aufwärtsbewegung auch das anspruchsvollere Bergsteigen von der Gesellschaft eher anerkannt wird. Aber eine überspitzte Bewertung alpiner Gefahr bedroht jedes Bergunfall-Opfer zusätzlich mit juristischen Konsequenzen, und manche rechtlichen Entwicklungen der jüngeren Zeit, etwa in Südtirol, lassen Zweifel am gesunden Menschenverstand aufkommen.

Deshalb setzen sich die Alpenvereine von Deutschland, Österreich und Südtirol gemeinsam ein für ein „Recht auf Risiko“. Unter diesem Titel nutzten sie im Herbst 2010 den „International Mountain Summit“ (IMS) in Brixen als Plattform, um solche Fehlentwicklungen anzuprangern und für einen guten Umgang mit dem Risiko am Berg zu werben – den sollen die Bewerter in Medien und Jurisdiktion pflegen, aber selbstverständlich auch die Aktiven in allen Disziplinen des Bergsports. Denn es gibt keinen Bergsport ohne Gefahr. Aber man kann mit diesen Gefahren vernünftig und verantwortlich umgehen. Solche Auseinandersetzung mit Risiken am Berg kann sogar die Persönlichkeitsentwicklung fördern, über den Nutzen des Sports für Gesundheit und Lebensqualität hinaus. Und deshalb darf die Freiheit zum Bergsport nicht juristisch beschränkt werden – allerdings sollen sich die Bergsportler auch mit den Risiken auseinandersetzen und angemessen verhalten. Mit diesen Kernbotschaften im Gepäck luden die Alpenvereine zu einem abwechslungsreichen Tagesprogramm, das das Thema Risiko aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtete: aus Sicht von extremen Praktikern und Philosophen, von Medienvertretern und Politikern, Bergrettern und Vereinsfunktionären.

*„Zu viele Menschen denken an Sicherheiten statt an **Chancen**“*

„Zu viele Menschen denken an Sicherheiten statt an Chancen. Sie haben mehr Angst vor dem Leben als vor dem Tod.“ Mit diesem Zitat eines US-amerikanischen Außenministers eröffnete Robert Renzler, Alpinist und Generalsekretär des OeAV,

Ohne Abgrund keine Berge: Hoch überm Tal, wie bei der Watzmann-Überschreitung, wird klar, worin ein Reiz des Alpinismus liegt – und dass das Risiko dazugehört.
Foto: A. Dick

Auch vermeintlich harmlose Bergwege können durch Absturzgelände führen, wo ein Stolperer (durch Unkonzentriertheit oder körperliche Probleme) zum unbremsbaren Sturz führt. Diese Gefahren muss man erkennen – und dann besonders aufmerksam gehen.

Fotos: Andi Dick

die Tagung. Die damalige DAV-Vizepräsidentin Tamara Schlemmer, Spitzenkletterin und Bergsteigerin, fasste die Position der Alpenvereine in drei Thesen zusammen: Freiheit und Eigenverantwortung sind wesentlich für den Bergsport. Freiheit bedingt auch die Pflicht zu ehrlicher Selbsteinschätzung und guter Vorbereitung. Risikokompetenz auf dieser Basis ist lernbar. „Wer nichts wagt, hat schon verloren", so lässt sich Schlemmers engagiertes Bekenntnis zu begründetem Mut zusammenfassen.

Dass selbst beim extremen Bergsteigen das Risiko kein Selbstzweck ist, machte Alexander Huber deutlich, einer der namhaftesten Kletterer und Alpinisten der Welt. „Wenn ich dem Tod ins Auge schaue, spüre ich mein Leben", erklärte er zu Bildern seiner seilfreien Alleingänge in extremen Kletterrouten – die Erfahrung, aus eigener Kraft die Todesgefahr im Griff zu haben, lasse ihn seine Stärke spüren und gebe ihm Mut, seine Grenzen auszuloten und zu erweitern: „Wenn Menschen nie Risiken eingingen, wären sie nicht so weit gekommen."

Wagnisverweigerer als Loser der Evolution?

Der Wagnisforscher Prof. Dr. Siegbert Warwitz skizzierte die philosophischen Grundlagen zum Thema (siehe Interview auf S. 194). Es gebe nicht nur ein Recht auf Risiko, sondern sogar eine „Pflicht zum Wagnis": Es sei ein natur- und gottgewolltes Menschenrecht, die persönlichen Talente auszuleben und dabei an Grenzen zu wachsen – was Aristoteles „Entelechie" genannt habe: das Bestreben, zu realisieren, was man in sich selbst spüre. Aber „auf dem Pfad der Vervollkommnung unserer Anlagen müssen wir mit dem Stolpern rechnen" – Wachstum gebe es nicht ohne Wagnis. Und deshalb seien „Wagnisverweigerer die Loser der Evolution". Die Devise „Safety first" beschränke Lebensqualität, ohne wirklich Sicherheit zu schaffen.

Allerdings gälten das Recht auf Risiko und die Pflicht zum Wagnis nur dann, wenn das Ziel des Wagnisses die Verwirklichung von Werten sei. Wo Risiko zum Selbstzweck werde, wo Verantwortung fehle und wo sinnvolle Regeln missachtet würden, ende die Freiheit. Dabei hänge die Grenze zwischen „gutem" Wagnis und „schlechtem" Hasard nicht von der Disziplin ab, sondern von der individuellen Person: ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Absichten. Nicht der Free-Solo-Kletterer oder der Extremalpinist sei automatisch ein Hasardeur – der kompetente und gut vorbereitete Rekordsucher erfülle den Evolutions-Auftrag der Vervollkommnung.

Missbrauch und Fehlverhalten dagegen lägen da vor, wo das Risiko als Kitzel und Selbstzweck gesucht werde (etwa bei Russischem Roulette als Mutprobe), wo Gefahren verdrängt oder ignoriert würden (etwa wenn Freerider im Pulverrausch den Lawinenlagebericht vergessen) oder wo die Akteure sich nicht informierten (etwa wenn der unbedarfte Seilbahnfahrer neugierig dem „Klettersteig"-Schild folgt). Deshalb brauche es keine generellen Verbote, um Gefahren im Bergsport in den Griff zu bekommen – sie trieben die Akteure nur in die Illegalität. Stattdessen müssten Unfälle individuell untersucht und bewertet werden, und es brauche Lernangebote, damit nicht die „Ahnungslosen zu Hasardeuren" werden. Wo das von den Institutionen geleistet und von den Aktiven gelebt werde, könne Wagnis Glück und Sinn bringen – sein Aufruf: Nicht „waagerecht" leben – risikoscheu, stagnierend und degeneriert –, sondern „senkrecht".

Ist unsere Gesellschaft reif, am Wagnis zu wachsen?

Ein Ruf in der Wüste? Oder ein Trend? Sind wir schon ein Volk von Weicheiern geworden? Das Schwache und Hasardeure im sozialen Netz mitschleppt? Ein Tier, das nicht jagen kann, verhungert; wenn es unvorsichtig ist, wird es gefressen; nur die Besten überleben. Natur ist brutal und ungerecht, aber ein effizienter Optimierer. Wo Zivilisation die Evolution lenkt, entsteht eine kulturorientierte Gegenwelt zum blinden Walten der Natur – wichtig dabei wäre, dass sie die richtigen Werte anstrebt. Dass der kulturelle Diskurs in hoher Qualität geführt wird und ein besseres Leben für möglichst alle schafft, auf nachhaltiger Basis. Ob das eine Demokratie, die oft eher von den Medien gesteuerter Populismus ist, wirklich leisten kann? Oder ist die Menschheit im Warwitz'schen Sinn schon so degeneriert, dass sie bei der Jagd nach kurzfristigem Genuss und Quartalsgewinn die Lücke zwischen technologischer Entwicklung und ethischer Reife immer größer werden lässt? Das Können sei des Dürfens Maß, sagt man – trotzdem darf man längst nicht alles, was man kann. Freiheit ohne Grenzen ist Hybris. Um das zu kapieren, braucht es wohl mehr als nur einen heilsamen Schock wie den GAU von Fukushima – wo sich nur ein statistisch erwartbares Restrisiko realisiert hat.

Bergsteiger haben einfachere Fragen zu lösen. Etwa: Kann ich den Griff halten? Oder: Wenn ich vom Wanderweg stolpere, bleibe ich in der Wiese liegen oder rolle ich bis ins Tal? Aber sie sehen sich mit ähnlichen Strukturen konfrontiert: mit fürsorglicher Belagerung, also Einschränkungen aus (vorgeblichen?) Sicherheitsgründen. So setzt der alpine Tourismus in den letzten Jahren stark auf die emotionale Kraft der Tiefe – allerdings oft mit inszenierten Schein-Wagnissen: TÜV-geprüften Aussichtsplattformen über dem Abgrund, achterbahn-ähnlichen Schwebebahnen, perfekt abgesicherten Klettersteigen und Plaisirrouten. Oft scheint das Prinzip zu regieren, dass profitträchtige Anlagen, die großen Gästedurchsatz versprechen, ausgebaut werden, auf Kosten der Möglichkeiten für Individualisten. Wie im Kleinwalsertal, wo eine Seilbahn vom Ifen zum Walmendinger Horn geplant wird, während das großartige Klettergebiet am Ifen unter einer reichlich willkürlichen Einschränkung leidet.

Deutlich liberaler zeigte sich beim IMS Thomas Eichner, der Tourismuschef von Meran. Es sei der

Der Traum von der Tiefschneeabfahrt: Die Lawinengefahr fährt immer mit. Absolute Sicherheit gibt es nicht, trotz Forschung, amtlicher Lageberichte und ausgeklügelter Entscheidungsmethoden – wer sie nicht einmal anwendet, lebt vom Glück.

Foto rechts: S. Herbke

Pseudorisiko beim „Airrofan“: Am Drahtseil eingeklinkt, saust man willenlos talwärts. Der vergängliche Kick fordert keinerlei Kompetenz – nach dem Rausch bleibt Leere.
Foto: Achensee Tourismus

falsche Ansatz, wenn Touristiker nur nach der finanziellen Seite ihrer Angebote fragten. Sie sollten ihren Gästen auch risikohaltige Optionen nicht verwehren. Bei einem Kindergeburtstag in einem Garten mit Baumhaus und Swimmingpool sei es auch verkehrt, diese potenziellen Risiko-Orte einzuzäunen, damit keinem Kind etwas passiere: Sinnvoller sei, sie auf die Gefahren hinzuweisen. Genauso müssten die Tourismusverantwortlichen ihre Urlaubsgäste auf die Gefahren der Berge aufmerksam machen und den Umgang damit lehren. Hier sah er sogar Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit den Alpenvereinen.

Diese Kooperation regte auch Clemens Kratzer an, der als Redakteur von „Alpin“ beim IMS die Medien vertrat. Seine Kollegen von Boulevard und Privatfernsehen zeichnen sich nur selten durch differenzierte Darstellung aus – der Zwang zur Quote führt oft zu plakativen Verzerrungen mit Schuldzuweisungen und Verurteilungen vom Podest des Ahnungslosen herab. Kratzer spornte die Alpenvereine an, Journalisten über Risiken und Risikomanagement beim Bergsport zu informieren – auch wenn die Meldung „180.000 Kletterer jährlich überleben den Besuch in der Kletterhalle“ weniger attraktiv ist als „Ein tödlicher Absturz in der Halle“. Sein Schlusswort rief Schmunzeln und Applaus hervor: „Freiheit erhalten, indem man es vermeidet, die Berge durch Versicherungen langweilig zu machen.“

Negativbeispiel Südtirol

Weniger amüsiert nahm das Publikum die Schilderung der Gesetzeslage in Italien auf, die der Parlamentsabgeordnete DDr. Karl Zeller abgab. Dort ist allein schon das Auslösen einer Lawine eine Straftat – selbst wenn weder Menschen noch Dinge geschädigt oder auch nur gefährdet werden. Als rein „abstrakte Gefährdung“ kann die fahrlässige Lawinenauslösung mit ein bis fünf Jahren Gefängnis geahndet werden. Und in Südtirol wurde tatsächlich ein Bergführer, der ein Schneebrett über einer gesperrten Piste abgetreten hatte, nach diesem Gesetz zu acht Monaten auf Bewährung verurteilt. Mit der Begründung, man dürfe praktisch nur „dann und in der Weise“ Skitouren und Varianten machen, wenn „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keine Lawine ausgelöst wird“. Dieses Ziel versuchen natürlich verantwortungsbewusste Skitouristen immer in ihren Entscheidungen zu realisieren – gegen menschliche Fehlbarkeit und statistisches Restrisiko sind sie allerdings nicht gefeit. Und da der Lawinenlagebericht nie von „keiner Gefahr“ redet, sondern immer mindestens von „geringer“ Gefahr, kann bei der nachträglichen Betrachtung vom grünen Tisch des Gerichts aus ein überstrenger Gutachter praktisch immer eine Fahrlässigkeit und damit Strafbarkeit diagnostizieren.

Eine zutiefst unbefriedigende Situation für alle Tiefschnee- und Tourenfreunde im liebsten Urlaubsland der Deutschen. Natürlich wird jeder versuchen, Lawinen zu vermeiden – aber wenn es passiert, droht neben der Grube auch noch der Knast. Zugrunde liege diesem Problem, so DDr. Zeller, ein unseliger Mechanismus der italienischen Mentalität. Unfälle würden von den nationalen Medien riesig aufgebauscht, und um den stimulierten Volkszorn zu beruhigen, erließen die Abgeordneten im alpenfernen Rom populistisch strenge Gesetze. Die – man ist ja in Italien – nirgends wirklich ernsthaft ausgelegt würden, außer im tendenziell gesetzestreueren Südtirol. Das ist der klassische Reflex des plakativen Aktionismus und des Abstrafens von Sündenböcken, wenn Politiker nur kurzfristig reagieren, statt sinnvoll langfristig zu regieren, also beispielsweise Aufklärungskampagnen zu starten. Ein weiteres Beispiel nannte Zeller: Als bei einer Rettungsaktion für Lawinenopfer vier Bergretter in einer Nachlawine starben, forderte ein Abgeordneter gar (zum Glück erfolglos), Skitouren und Freeriden generell strafbar zu machen und Variantenfahren im Pistengebiet mit 500 bis 3000 Euro Strafe und der Beschlagnahme der Ski zu ahnden.

Richter mit „Hausverstand“ seien gefragt, nicht aus dem Elfenbeinturm, so Zellers Abschluss-Statement. Dem schloss sich Dr. Andreas Ermacora an, Rechtsanwalt und Vizepräsident des OeAV. Er beruhigte die aufgebrachten Gemüter: In Österreich und auch in Deutschland urteilten die Richter durchaus mit Vernunft und Augenmaß, man brauche nicht „mehr Angst vor dem Staatsanwalt als vor der Lawine“ zu haben. Es brauche keine neuen oder schärferen Gesetze, um Unfallzahlen zu senken, sondern Aufklärung und Ausbildung – also die ureigene Aufgabe der Alpenvereine.

Eine Präzisierung dazu lieferte Anton Preindl, Landesleiter Bergrettungswesen im Alpenverein Südtirol. Es seien nur selten die Spitzenbergsteiger und Extremsportler, die übertriebene Risiken eingingen; sie seien sich der großen Gefahren bewusst und verhielten sich angemessen und kompetent. Das größere Problem seien die Breitensportler (die ja vielleicht von den Sirenengesängen aus Tourismus und Medien angelockt und angeheizt werden). Viele von ihnen hätten den Respekt vor den Bergen verloren und überschätzten ihr Können. Oder meinten, fehlendes Können durch teure Ausrüstung ersetzen zu können. Oder gingen einfach mit dem Stress aus dem Berufsleben ins Gebirge, wo sie bevorzugte Herzinfarkt-Kandidaten seien. Ihnen den verantwortlichen Umgang mit Gefahren beizubringen, sei die große Aufgabe der Zeit – und damit müsse man schon bei Kindern anfangen.

Wie gutes Risikomanagement im Bergsport funktioniert und wie die alpine Wagniserziehung aussehen solle, war nicht Thema der Tagung. Auch nicht, ob eine faire Ethik jedem Menschen das Recht zugestehen solle, mit seinem Leben zu tun, was er will – auch, es aufs Spiel zu setzen.

Ausbildungskonzepte alpiner Vereine

Es ist jedenfalls nicht die Freiheit zum Hasardspiel, die DAV, OeAV und AVS fordern. Nein, sie wünschen einen wertebasierten, angemessenen Umgang mit Gefahren. Und ihre Ausbildungskonzepte sollen zum verantworteten Wagnis befähigen – mit dem „Risiko-Dreischritt“: Erkennen – Einschätzen – Entscheiden.

Der erste Schritt zum Erkennen ist, Risiken zu verstehen. Hier sind die alpinen Vereine und Institutionen gefordert, aufzuklären, was passieren kann: Sicherheits- und Unfallforschung gehören dazu; die Ergebnisse müssen ehrlich und wirksam kommuniziert werden – und wer in die Berge will, sollte sich informieren. Wer einer unbekannten Gefahr zum Opfer fällt – etwa Materialversagen durch einen Verarbeitungsfehler –, ist ein armer Teufel. Wer sich unwissend in Gefahr begibt – etwa sein Material falsch verwendet, weil er die Gebrauchsanweisung nicht gelesen hat –, handelt zumindest fahrlässig. Nur wer sich bewusst mit dem Risiko auseinandersetzt, das sich aus der Konfrontation mit der Gefahr ergibt, kann es verantwortungsvoll gestalten.

Zum Erkennen konkreter Gefahren gehört auch die Wahrnehmung. Die ist manchmal rein optisch

Freie Berge für freie Bürger: Die Forderungen der Alpenvereine

Als Vertreter aller Bergsportler fordern die Alpenvereine (formuliert auf dem International Mountain Summit 2010 in Brixen):

- **Freier Zugang zu den Bergen.** Der alpine Raum muss allen Menschen frei zugänglich sein und bleiben. Verantwortungsvoller Bergsport bereichert die Bergwelt.
- **Präzision statt Regelungswut.** Es gibt genügend Gesetze, um den Bergsport zu regeln. Diese sollten mit Augenmaß und Sachverstand angewandt werden.
- Die **Eigenverantwortung** stärken. Der Bergsport ist umso sicherer, je kompetenter die Bergsportler sind.
- Den **Wert von Risikobewusstsein** anerkennen. Eine Gesellschaft gewinnt, wenn ihre Mitglieder den bewussten Umgang mit Risiken erlernen und beherrschen.
- Einen **angemessenen Risiko-Diskurs** führen. Insbesondere die Medienschaffenden und die Touristiker sollten Risiken nicht überbewerten und/oder als Verkaufsargument in den Vordergrund stellen.

erschwert, etwa wenn Nebel oder Geländekanten drohende Steinschlagzonen verbergen; dagegen hilft oft ein vorbereitendes Karten- und Führerstudium. Es gibt aber auch Wahrnehmungsfehler und -fallen: Ehrgeizige Gruppendynamik, Übermotivation, Ablenkung durch Erschöpfung und Ähnliches können dazu führen, dass man Gefahren übersieht, ignoriert oder vergisst. Auch solche psychischen Vorgänge erforschen die Alpenvereine und

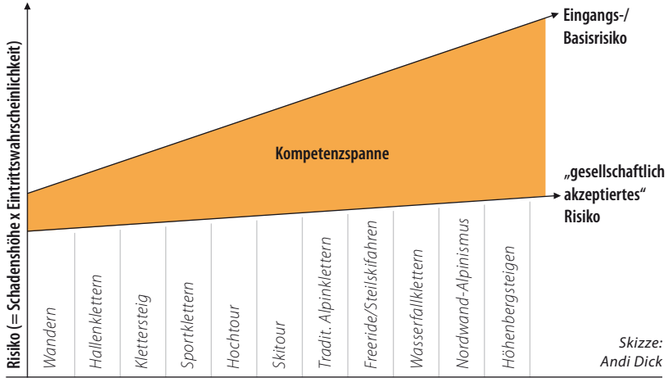
*Risiken gehören zum **Wesen** des Bergsports*

informieren ihre Mitglieder darüber – in der Hoffnung, dass diese dann auf Tour daran denken und weniger leicht ins Fettnäpfchen tappen.

Hat man Gefahren erkannt, muss man sie im zweiten Schritt einschätzen. Versicherungen berechnen das Risiko als Produkt von Schadenshöhe mal Eintrittswahrscheinlichkeit. Ein Absturz beim Free-Solo-Klettern beispielsweise endet meist mit der größtmöglichen Schadenshöhe, dem Tod – die Wahrscheinlichkeit, herunterzufallen, schätzen die Aktiven aber als minimal ein, weil sie sich gut vorbereiten und ihr Können sehr genau kennen. Beim Bouldern dagegen sind Stürze häufig, enden aber auf den Bouldermatten höchstens mit lästigen, aber nicht lebensbedrohlichen Bagatellverletzungen. Schwieriger ist die Risikoeinschätzung etwa bei Lawinen: Ob ein bestimmter Hang hält oder nicht, lässt sich nicht ausrechnen und schon gar nicht per Gefühl erahnen, wie etwa, ob man einen Griff halten kann. Vor allem hier sind die alpinen Vereine und Institutionen mit Forschung und Ausbildung sehr aktiv.

Bei der Einschätzung des Risikos muss man sich im Klaren sein, dass es von objektiven und subjektiven Faktoren abhängt. Manche Bergsportdisziplinen haben von Haus aus ein höheres Risiko als andere – beim Achttausenderbergsteigen, Steilskifahren oder Wasserfallklettern etwa ist man tendenziell mit größeren Gefahren konfrontiert als beim Wandern oder Hallenklettern. Andererseits dürfen Könner sich mehr leisten. Wer ungesichert durch eine Route klettert, deren Schwierigkeitsgrad er beherrscht, und nachdem er sich körperlich und psychisch bestens darauf vorbereitet hat, wird vielleicht weniger riskant unterwegs sein als ein Wanderneuling, der sich vom Kumpel verleiten lässt, den felsigen Gipfelaufbau des Ettaler Manndls hinaufzusteigen. Es gilt: Je höher das Grundrisiko einer Disziplin, desto größer muss die Kompetenzspanne sein, damit sich unterm Strich ein akzeptables Restrisiko ergibt.

Der dritte Schritt im Risikomanagement ist der im Wortsinn entscheidende: to go or not to go. Für die Frage „ist es mir das wert?" spielt auch der mögliche Gewinn eine Rolle – nicht zufällig ist das chinesische Schriftzeichen für „Risiko" aus den Zeichen für „Gefahr" und „Chance" zusammengesetzt. Diese Chance, der mögliche Gewinn, wird ebenfalls quantifiziert nach Gewinnhöhe mal Eintrittswahrscheinlichkeit. Für den Wunschtraum Cerro Torre wird man vielleicht mehr Zeit, Geld und Risikobereitschaft einsetzen, auch wenn die Erfolgswahrscheinlichkeit beim patagonischen Wetter gering sein mag. Dagegen wird man die zehnte Kletterhallenroute des Tages bereitwilliger zugunsten der Cappuccinopause opfern. Diese Facette der Entscheidung ist jedenfalls sehr subjektiv – und muss es auch bleiben. Sie wird allerdings durch den Zeitgeist beeinflusst, der beispielsweise den Bergtod sehr viel weniger heroisiert als vor achtzig Jahren.



Skizze: Andi Dick

Verschiedene Disziplinen des Bergsports haben ein unterschiedlich hohes „Basisrisiko", deshalb braucht es mehr Kompetenz – Können, Wissen, Erfahrung –, um mit „akzeptablem Restrisiko" unterwegs zu sein. Wie viel Restrisiko akzeptiert wird, hängt natürlich auch von der Disziplin ab: Für den Traumberg riskiert man vielleicht mehr, und einen Toten in der Kletterhalle sieht die Öffentlichkeit meist kritischer als am K2.

Steinschlag an der Tour Ronde: Eis- und Steinschlag sind schwer einschätzbar, der Klimawandel verschärft die Gefahren des Hochgebirges noch. Lassen sich Gefahrenzonen nicht umgehen, bleibt immer die Frage: Ist die Tour mir das Risiko wert?

Foto: A. Dick

Gemäß der Munter'schen Formel „Risiko = Gefahrenpotenzial geteilt durch Verhalten" kann man durch die Wahl der Waffen dem Risiko angemessen begegnen. Schätzt man es gering ein, kann man einfach drauflosziehen. Bei mittleren Risiken gibt es für jede Disziplin eine per Ausbildung vermittelte Werkzeugkiste voller Gegenmaßnahmen, um sie auf ein akzeptables Maß zu reduzieren. Skitouristen können Entlastungsabstände halten und kritische Hänge einzeln befahren, beim Klettern gibt es Seil, Haken und Klemmkeile zum Sichern. Ist das Risiko groß und die Gegenmittel unzureichend, bleibt immer noch die gute Option der Alternativroute oder der Umkehr. Merke: Nur wer umkehrt, kann wiederkommen. Und nur wer über-lebt, kann etwas er-leben.

„Bergsport ist gesund. Bergsport erhöht die Lebensqualität. Und zum Wesen des Bergsports gehören auch Risiken, die zu einem gewissen Teil seinen Wert ausmachen." So halten es die Alpenvereine in ihrem Abschluss-Statement zum International Mountain Summit 2010 fest, in dem sie fünf Forderungen zur Akzeptanz von Risiko, gutem Wagnisverhalten und zu freiem Zugang zum Gefahrenraum Berge stellen (siehe Factbox „Freie Berge für freie Bürger" S. 191).

Als in Brixen ein interessanter Tag mit Vorträgen, Diskussionen und Publikumsbeiträgen zu Ende ging, fasste der OeAV-Präsident Dr. Christian Wadsack zusammen: „Nur die Eigenverantwortung hat der Menschheit ihren Evolutionserfolg gebracht. Die Berge sind Inseln elementaren Menschseins, Bergsteiger nahe an dessen Wurzeln – lasst uns die Berge als natürliche Gefahrenräume erhalten!"

„Die Freiheit zum Risiko steht dem Menschen zu“

Andi Dick sprach mit dem Wagnis-Forscher Siegbert Warwitz.

AD » *Provokant und verkürzt ausgedrückt: Sie fordern einen Freibrief, sich den Kopf einzurennen. Wie können Sie nur?*
SW » Ich gehe von einer positiven Einschätzung der Alpinisten aus und unterstelle ihnen die Bereitschaft und Fähigkeit zur Eigenverantwortung. Schon Kinder, die frei aufwachsen dürfen, lernen ganz natürlich, mit Risiken umzugehen. Und wer so aufwächst, mit einem unverkrampften verantworteten Verhältnis zum Risiko, kann sicher besser damit umgehen als ein Politiker oder Bürokrat, der das vom Schreibtisch aus beurteilen möchte.
Diese Freiheit muss man den Menschen geben, selbst wenn Fehler unterlaufen. Freiheitsentzug ist eine Entmündigung. Und darüber hinaus wäre es auch ein Verhindern von Leistung und ein Verhindern von Glück durch Erleben selbstbestimmten Wachsens und Reifens. Man würde Entwicklungsdefizite erzeugen. Freiheit zum Wagnis ist auch deswegen zu fordern, weil man im Wagnis viel über das Leben und über sich selbst lernt. Wagnis ist ein Impulsgeber für Höchstleistungen. Wagnisverweigerung ist eine Charakterschwäche. Die Freiheit, etwas zu wagen, ist also ein wichtiges Recht, ein Recht auf Selbstbestimmung und Würde. Und Verantwortungsfähigkeit kann man dabei nur beweisen, wenn sie überhaupt zugelassen wird.
AD » *Dass der Mensch sich entwickle, sei ein Schöpfungsauftrag, sagen Sie – muss man da mit Gott argumentieren?*
SW » Der Gedanke von der Selbstvervollkommnung als Schöpfungsauftrag entspricht dem christlich-abendländischen Denken. Aber die Pflicht, das Beste aus sich und seinen Anlagen zu machen, lässt sich natürlich auch säkular begründen: In der Natur des Menschen ist ein Streben angelegt, besser zu werden, seine eigenen Potenziale kennenzulernen und zu nutzen. Das beweisen schon Kinder mit ihrem Drang zu Mutproben. Aber auch Hochwertiges zu schaffen, sich einen Namen zu machen, über sich hinauszuwachsen – das alles ist legitim und entspricht der Natur des Menschen. Aristoteles nannte das „Entelechie“. Entelechie beinhaltet das Bestreben zu realisieren, was man als Möglichkeit in sich spürt. Bedeutet, Träume zu verwirklichen. Bedeutet, eine Vorstellung von sich selbst zu entdecken und zu entfalten.
AD » *Freiheit lädt ein zum Missbrauch – wie kann man den verhindern?*
SW » Freiheit ist ein fundamentales Menschenrecht. Aber sie hat Grenzen: zum einen dort, wo die Freiheit eines anderen beginnt. Zum andern dort, wo der Einzelne in seiner Einsichts- und Verantwortungsfähigkeit überfordert ist. Und man muss Freiheit drittens dort beschränken, wo sie in (Selbst-)Schädigung mündet.
Bei Kindern lässt sich dem Missbrauch vorbeugen durch eine „begleitende Wagniserziehung“, verbunden mit einer Werteerziehung. Sie müssen sich fragen lernen: Wofür lohnt es sich, etwas zu wagen? Bei Erwachsenen ist Selbsterziehung gefragt – zu Tugenden wie: genaues Planen, realistische Selbst- und Gefahreneinschätzung, Disziplin und Wertebewusstsein.
AD » *Und wenn die Akteure nicht bereit oder imstande sind, diese Verantwortung zu tragen?*
SW » Risikohandeln darf nicht Selbstzweck sein. Hasardeure dürfen nicht zu Stars werden. Hier muss die Gruppe, die Szene die Erziehung übernehmen. Hasardeure sollten wir nicht hofieren. Nach Unfällen kann man zurückfragen, ob die Vorbereitungen gewissenhaft und kompetent waren. Bei offensichtlicher Verantwortungslosigkeit sollten Sanktionen folgen, wie es ja die Versicherungen schon handhaben, indem sie in solchen Fällen nicht zahlen. Verbote halte ich bei grober Uneinsichtigkeit oder bei Wiederholungstaten für gerechtfertigt, aber nur als letztes Mittel.
AD » *Wie definieren Sie eigentlich Hasardeure?*
SW » Hasardeure gehen Risiken ein, auf die sie nicht vorbereitet sind, die sie nicht verantworten können, die sie nicht überschauen oder die sie schlicht ignorieren. Das sind zum Beispiel Menschen, die in kurzer Hose uninformiert im Hochgebirge ins Schlechtwetter wandern. Hasardeure gehen Risiken ein aus Dummheit oder als Selbstzweck, jedenfalls nicht, um Werte zu verwirklichen. Extreme Bergsteiger wie Reinhold Messner oder Alexander Huber dagegen schaffen Werte, indem sie – auch gegen fachliche Vor- und Fehlurteile – zeigen, was Menschen bei gewissenhafter Vorbereitung leisten können. Ihr Umgang mit dem Risiko ist verantwortet, reflektiert und basiert auf Erfahrung und Reife.
AD » *Wie belegen Sie Ihre These, dass risikoscheue Gesellschaften degenerieren?*
SW » Nehmen wir das aktuelle Beispiel Griechenland: Dieses Land schuf einmal die Demokratie und eine Hochkultur, die den Kriegszügen der übermächtigen Perser standhielt. Heute ist Griechenland ein bankrotter, maroder Staat, der nicht mal den Mut und die Kraft aufbringt, sich aus dem Sumpf von Korruption und Misswirtschaft herauszuziehen, in den er sich selbst gebracht hat.
Beim Verfall von Hochkulturen in der Geschichte hat mangelnde Wagnisfähigkeit in Form von zu wenig oder zu viel Wagnisbereitschaft meist eine wesentliche Rolle gespielt. Dazu gehört etwa die Angst der Politiker vor unpopulären Maßnahmen, vor unabweisbaren Reformen, weil sie wiedergewählt werden wollen. Eine gesunde Gesellschaft wagt es, das Notwendige durchzusetzen, – auch gegen Widerstände und Privilegien.
AD » *Aber hilft dabei ausgerechnet die Risikoerfahrung aus dem Bergsport?*
SW » Alex Huber beherrscht hohe Risiken am Berg, kann aber bei der Geldanlage scheitern. Man muss sich in jedes neue Gebiet einarbeiten, die spezifischen Risiken Schritt für Schritt kennen- und beherrschen lernen. Aber ein Transfer ist prinzipiell möglich. Wenn man bereits auf einem Gebiet Wagnisfähigkeiten erworben hat, dann ist es leichter, sich in ein anderes Gebiet einzufinden. Solche Grunddispositionen zum Wagnis sind etwa: begründetes Selbstbewusstsein, Leistungs- und Opferbereitschaft, Realitätssinn, Planungsfähigkeit, Wertbewusstsein, Lernwille.
AD » *Können Bergsteiger also zumindest Vorbild sein für einen verantwortlichen Umgang mit Risiken?*
SW » Sie sind eine nicht zu unterschätzende Gruppe, um das Wagnis als Wert der Mitte – zwischen den negativen Extremen Wagnisscheu und Tollkühnheit – vorzuleben und zu propagieren. Sie stehen dafür, erforderliche Risiken mit Dynamik und Mut, aber auch mit Disziplin und Können einzugehen. Der Alpenverein und seine Mitglieder könnten – salopp gesagt – das „Salz in der Suppe“ der Gesellschaft sein. Mit ihrer richtigen Botschaft auf dem richtigen Weg sollten sie sich nicht von außenstehenden Politikern und Bürokraten beirren lassen, die gern vorschnell bei Unfällen zu Verboten tendieren und die gesellschaftspolitische Bedeutung ausgewogenen Wagens (noch) nicht erkennen.
AD » *Was bedeutet dies für die Erziehung von Kindern?*
SW » Kindern sollten wir Wagnisbereitschaft und Wagnisse vorleben. Wir sollten das natürliche Bedürfnis zu Mutproben nicht einschränken, sondern fördern – Tipps geben zum Umgang mit dem Wagnis und sogar Anreize setzen: Traust du dich? Versuchen wir es gemeinsam! Der Kern der Wagnis-Philosophie aber heißt: Wagnis muss sich lohnen, muss zu Werten und höherer Lebensqualität führen. Das bedeutet Einbettung in eine Werteerziehung.
AD » *Muss eigentlich Risiko unbedingt sein beim Bergsteigen?*
SW » Natürlich nicht. Die Berge sind eine wunderschöne Landschaft. Sie haben auch auf sicheren breiten Wegen und ohne Risiko ihren Erlebniswert. Man sollte nur wissen, wo die Gefahren lauern und das Wagnis beginnt, um nicht unbedarft in ein Hasardspiel zu laufen. Ich unterscheide streng zwischen Risikofetischisten und Wertesuchern. Ich selbst fliege mit dem Gleitschirm und mit dem Drachen, weil das Fliegen schön und bereichernd ist, – nicht wegen, sondern trotz der damit verbundenen Gefahren. Das Wagnis darf nicht Selbst- und Endzweck sein, sondern muss als ein Mittel gesehen werden, anders nicht erreichbare Werte zu schaffen. Das ist der Unterschied zwischen Sinnsuchern und Hasardspielern, die ihr Leben ohne einen echten Gegenwert gefährden.
AD » *Wie sehen Sie die Rolle des Alpenvereins?*
SW » Der Alpenverein ist eine Wertegemeinschaft. Diese Wertegemeinschaft konstituiert sich durch gegenseitige Unterstützung und Vertrauen, durch das Teilen von Informationen und durch eine sinngetragene Gestaltung des Bergsports auf verschiedenen Leistungsebenen. Sich auf den Seilpartner verlassen zu können, ist beispielsweise eine für das Klettern charakteristische Werterfahrung. Mit ihrer Thematisierung der Wagnisproblematik in der Öffentlichkeit sind die Alpenvereine bereits führende Meinungsbildner auf dem richtigen Weg. Sie sollten ihn konsequent weitergehen.

Foto: A. Dick

Prof. Dr. Siegbert Warwitz ist Germanist, Sportwissenschaftler, Psychologe und Pädagoge. An der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe forschte er u. a. auf den Gebieten der Sportpsychologie und Verkehrserziehung. Seine These, dass erst die Bewährung in fordernden Situationen zum mündigen Menschen macht, skizzierte er in dem Buch „Sinnsuche im Wagnis. Leben in wachsenden Ringen“.

Die ungekürzte Version des Interviews finden Sie unter www.alpenverein.de → Publikationen → DAV Panorama → Panorama online.

In die Zukunft gedacht

Skibergsteigen umweltfreundlich: Ein außergewöhnliches Kooperationsprojekt zum Schutz der Natur und für den Bergsport

>> Manfred Scheuermann

Seit 1995 engagieren sich der Deutsche Alpenverein und der Freistaat Bayern in den Projekten „Skibergsteigen umweltfreundlich" und „Wildtiere und Skilauf im Gebirge" mit dem Ziel, naturverträgliches Skitouren- und Schneeschuhgehen in den Bayerischen Alpen sicherzustellen und dadurch einen effektiven Beitrag zum Arten- und Biotopschutz zu leisten. Das Thema ist zur Daueraufgabe geworden, die heute wichtiger ist denn je.

Die schräg stehende Sonne taucht den steilen Gipfelrücken in ein zartrosa Licht, lässt den Pulverschnee glitzern wie Diamanten; die Täler haben schon kalte Schatten. Wir lassen los, schwingen hinein, zielen an den Baumgruppen vorbei. Doch plötzlich unterbricht ein dumpfer Knall den puren Abfahrtsgenuss, der Schnee explodiert förmlich, mit lautem Flattern zieht ein Vogel hinaus über die Baumwipfel. Gott sei Dank war es keine Lawine, dafür haben wir aber ein Birkhuhn in die Flucht geschlagen. Die Lawine hätte uns das Leben kosten können, dem Birkhuhn sind dagegen wir an den Kragen gegangen. Es braucht den schützenden Schnee, hatte sich darin verscharrt. Dann auf einmal Todesangst, wir hätten das Tier überfahren können. Fluchtflug, Riesenstress – das braucht viel Energie. Raufußhühner, zu denen das Birkhuhn gehört, haben sich an das raue Klima des Bergwinters angepasst, Störungen dieser Art sind nicht vorgesehen. Wird das Huhn häufiger aufgeschreckt, kann das seinen Tod bedeuten. Was haben wir falsch gemacht?

Bayerische Alpen im Fokus

Seit Beginn des Projektes „Skibergsteigen umweltfreundlich" im Jahr 1995 haben sich die Tourenaktivitäten vervielfacht, Skitouren- und Schneeschuhgehen boomen wie nie zuvor. Nach aktuellen Schätzungen gibt es allein in Deutschland etwa 300.000 Skitourengeher, die im Schnitt zehn und mehr Mal pro Winter unterwegs sind. Die Zahl der Schneeschuhgeher dürfte, vorsichtig geschätzt, schon bei ca. 150.000 liegen, mit stark steigender Tendenz. Hinzu kommt der Trend zu kürzeren, dafür häufigen Aufenthalten. Halbtags oder kürzer werden Touren teils erst nachmittags, abends oder nachts gemacht, verstärkt auch auf Pisten der Skigebiete. Damit sind gut erreichbare Berge am Alpenrand besonders in den Fokus der Tourengeher geraten.

In den Bayerischen Alpen mit ihren nahen Verdichtungsräumen ist der Trend offensichtlich. Dort finden Ski- und Schneeschuhtouren zudem vor allem in Höhen bis 2000 Meter statt, wo auch die Lebensräume störempfindlicher Tiere liegen, die durch intensive Nutzungen (Forst-, Alm-/Alpwirtschaft, Jagd, Verkehr, Tourismus etc.) ohnehin unter Druck sind. All das erklärt, warum der Handlungsbedarf in den Bayerischen Alpen viel größer ist als z. B. in zentralalpinen Tourengebieten. DAV und Bayerisches Umweltministerium hatten den Trend frühzeitig erkannt und haben unter Einbeziehung aller Interessengruppen den rund 4200 km² umfassenden bayerischen Alpenraum mit hoher Detailgenauigkeit sukzessive von Ost nach West flächendeckend bearbeitet. Ein vergleichbares Kooperationsprojekt dieser Größenordnung hat es bisher nicht gegeben. Und es ist gelungen, einvernehmliche Lösungen für so gut wie alle Tourenberge zu erzielen.

Auerhühner gehören zu den Raufußhühnern, weil sie zum Schutz vor Kälte befiederte Füße haben, die ihnen zudem das Fortkommen im Schnee erleichtern. Sie sind sehr störempfindlich. Nur „balztolle" Individuen, wie der Auerhahn im Bild, aufgenommen im Nationalpark Berchtesgaden, lassen den Menschen nahe herankommen, ohne zu flüchten.

Rückblick

Lenkungsbedarf gab es schon in den 1980er-Jahren: Das Schutzprogramm „Auerwild und Schibergsteiger am Scheinberg" (Ammergebirge), das der DAV, die Wildbiologische Gesellschaft München, das Forstamt Oberammergau und die Bergwacht 1983 initiiert hatten, war das erste Projekt dieser Art im Alpenraum. Es trug dazu bei, dass der DAV unter Federführung des Mitarbeiters Franz Speer 1985 die Aktion „Wald und Wild schonen" ins Leben rief, die erste übergreifende Informationskampagne zu diesem Thema. 1986 folgte die Initiative „Skifahren und Natur schützen" im Spitzingsee-/Rotwandgebiet (Mangfallgebirge). Am Runden Tisch entstand ein Zonierungskonzept, das zum Skifahren geeignete Flächen von einem Schutzgebiet abgrenzte. Leitidee war das Prinzip der Freiwilligkeit; der Appell an die Vernunft der Skifahrer sollte zu breiter Akzeptanz

Übersichtstafeln, wie diese am Mahdtalhaus im Kleinwalsertal, informieren Tourengeher an Ausgangspunkten häufig begangener Touren über die naturverträglichen Routen. Mehr als fünfzig solcher Tafeln hat der DAV in den Bayerischen Alpen und angrenzenden österreichischen Gebieten bisher aufgestellt.

Alle Fotos: M. Scheuermann

Skitourengehen liegt im Trend, die Anzahl der Tourengeher hat sich in den letzten Jahren vervielfacht. Neu hinzugekommen ist das Schneeschuhwandern, das gleichfalls immer mehr Anhänger findet.

Rechts: An einer markanten Stelle im Routenverlauf zum Toreck (Kleinwalsertal) taucht diese zweite Informationstafel auf, die den Inhalt der Tafel vom Ausgangspunkt wiederholt. Pfeil und grünes Schild rechts daneben geben die empfohlene Richtung an; links hinauf wäre nicht naturverträglich.

führen. Seitens der DAV-Sektionen lag Lotte Pichler (damals Vorsitzende der Sektion Leitzachtal) und Peter Rosner (Vorsitzender der Sektion Miesbach) die Aktion besonders am Herzen.

1989 griff das Bayerische Umweltministerium das Thema auf und ließ mit dem „Pilotprojekt Bolgental" am Riedberger Horn im Oberallgäu wissenschaftliche Untersuchungsmethoden entwickeln und erprobte einen dialogorientierten Ansatz. Ziel war, den Schutz von Wildtieren, v. a. von Raufußhühnern gegenüber Störungen durch Wintertouren nicht mit hoheitlichen Pauschalverboten, sondern mit individuellen Lenkungsmaßnahmen möglich zu machen. Das Bayerische Landesamt für Umwelt, als ausführende Behörde, bezog alle betroffenen Organisationen, darunter die örtlichen DAV-Sektionen, ein. Federführend bei der Umsetzung waren jedoch die Bergwacht Sonthofen und der Deutsche Skiverband, die Wegbereiter vor allem Dr. Karl Peter Götzfried (Bergwacht) und der inzwischen verstorbene Ekkehart Ulmrich (DSV).

Dem Trend voraus

Der DAV entwickelte die Kampagne „Wald und Wild schonen" weiter, das Thema wurde fester Bestandteil in der Aus- und Weiterbildung der DAV-Fachübungsleiter. Parallel sah sich der Verband seit Mitte der 1980er-Jahre mit teils erheblichen Interessenkonflikten im Zusammenhang mit Klettern und Naturschutz in den deutschen Mittelgebirgen konfrontiert. Zu vergleichbaren Kontroversen sollte es hinsichtlich des Wintersports in den Bayerischen Alpen nicht kommen. Da sich die Steigerung der Tourenaktivitäten abzeichnete und Konflikte unausweichlich waren, startete der DAV 1995 das Projekt „Skibergsteigen umweltfreundlich". Der DAV wollte damit für die Naturverträglichkeit des Tourenskilaufs selbst sorgen; so sollten Tourenmöglichkeiten erhalten bleiben und überzogene behördliche Einschränkungen überflüssig werden. Ein weiser Blick in die Zukunft, wie sich herausstellte. Allerdings gab es auch Widerstände. Vertreter vor allem alpennaher DAV-Sektionen befürchteten, dass die Initiative „schlafende Hunde wecken" und „vorauseilender Gehorsam" zu unnötigen Selbstbeschränkungen führen könnte.

Erst als das Bayerische Umweltministerium unter Staatsminister Dr. Thomas Goppel auf Grundlage des „Pilotprojektes Bolgental" etwa zeitgleich mit der Untersuchung „Wildtiere und Skilauf im Gebirge" begann, wurde auch den Skeptikern klar, dass es für die Interessen des DAV als Naturschutz- und Bergsportverband besser war, federführend zu agieren, als die Rolle eines von mehreren beteiligten Verbänden zu übernehmen. Überzeugungsarbeit leistete vor allem Prof. Dr. Heinz Röhle, damals DAV-Naturschutzreferent und Hauptinitiator des Projektes. Er brachte die Zielsetzung in einem Beitrag in DAV-Panorama 2/2005 auf den Punkt: „Der Deutsche Alpenverein verfolgt mit dem Projekt Skibergsteigen umweltfreundlich zwei seiner satzungsgemäßen Ziele: Die Förderung des Bergsteigens und den Schutz der alpinen Natur. Denn nur mit Hilfe ganzheitlicher Ansätze kann es gelingen, das Konfliktpotenzial zwischen Bergsport und Naturschutz zu entschärfen und damit zu garantieren, dass auch künftigen Generationen Tourenmöglichkeiten in großem Umfang erhalten bleiben."

Gesprächsrunden im Schnee

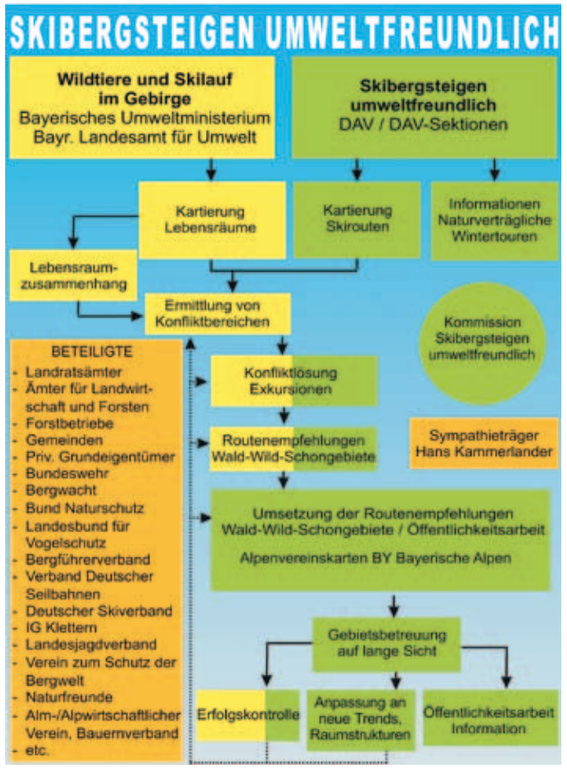
„Skibergsteigen umweltfreundlich" wurde daraufhin in enger, aber nicht vertraglich gebundener Kooperation mit dem Bayerischen Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit (Bayerisches Umweltministerium), dem Bayerischen Landesamt für Umwelt und den beteiligten Interessengruppen als Umsetzungsprojekt der Untersuchung „Wildtiere und Skilauf im Gebirge" aufgebaut. Das Ministerium beauftragte den renommierten Wildbiologen Albin Zeitler, von 1996 bis 2011 sämtliche Tourengebiete der Bayerischen Alpen mit ihren etwa 500 Skirouten und Varianten, schrittweise von Berchtesgaden im Osten bis Oberstaufen im Westen, zu bearbeiten. Dass es letztlich gelang, unter Sparzwängen der öffentlichen Hand, wechselnden Staatsministern, behördlichen Umstrukturierungen etc. dieses beispiellose Kooperationsprojekt sukzessive auf den bayerischen Alpenraum auszuweiten, ist nicht zuletzt der Beharrlichkeit der Projektverantwortlichen, Dr. Ulrich Glänzer (†), Bayerisches Umweltministerium, und Gernot Lutz, Bayerisches Landesamt für Umwelt, zu verdanken.

Aufgabe des Wildbiologen war es, die Lebensräume der Wildtiere, insbesondere die Überwinterungsgebiete der nach der „Roten Liste gefährdeter Tiere Bayerns" vom Aussterben bedrohten Raufußhühnerarten Auerhuhn und Birkhuhn sowie der als stark gefährdet eingestuften Alpenschneehühner zu erfassen und die Bedeutung der Lebensräume im großräumigen Biotop-Zusammenhang zu bewerten. Gleichzeitig kartierten Gebietskenner der DAV-Sektionen die häufig begangenen Skirouten. Ein Überlagern der beiden Datensätze zeigte für die jeweils betroffene Region potenzielle Konfliktbereiche auf. Auf dieser Grundlage entwickelte der Wildbiologe Lösungsvorschläge.

Der Schlüssel, um praxisnah ausgewogene Ergebnisse zu erzielen, lag in den folgenden insgesamt rund 150 Exkursionen mit Vertretern der DAV-Sektionen, Behörden und Verbänden. Die in der Regel jeweils zwischen 10 und 30 Teilnehmer

Bei rund 150 Exkursionen zwischen Berchtesgaden und Oberstaufen diskutierten Vertreter von DAV- und OeAV-Sektionen, Behörden, Verbänden, Interessengruppen und Grundeigentümer miteinander, wie hier im Tourengebiet Grünten/Oberallgäu. In nahezu allen Fällen ist es gelungen, einvernehmliche Lösungen zu finden.

Rechts: Diese Gamsböcke wurden nicht von Tourengehern aufgeschreckt, sondern jagten einander, um Gamsgeißen, die ihnen zusahen, zu imponieren. Gleichwohl können Skifahrer oder Schneeschuhgeher besonders in Schlechtwetterphasen des Winters Gämsen, Rehe oder Rotwild erheblich beunruhigen, was für die Tiere Stress bedeutet. Beim Fliehen verbrauchen sie ein Mehrfaches an Energie. Das führt zu erhöhten Verbissschäden im Bergwald.



Struktur und Schritte der Zusammenarbeit im Rahmen des Themas „Skibergsteigen umweltfreundlich".

erfuhren viel über die Zusammenhänge von Wald, Wild und Tourismus, machten sich ein Bild vom Handlungsbedarf, diskutierten und brachten Vorschläge ein. Entscheidend aber war, dass bei den Exkursionen gegenseitige Vorbehalte ausgeräumt wurden. So gelang es in nahezu allen Fällen, einvernehmliche Lösungen zu finden. Die Exkursionen fanden im Winter statt; Ski- und Schneeschuhspuren machten die touristische Nutzung transparent, erste Maßnahmen ließen sich vor Ort unter winterlichen Bedingungen festlegen.

Alle Tourenberge bleiben zugänglich

Freiwillig verzichten müssen Tourengeher nur auf etwa ein Fünftel der üblicherweise genutzten Flächen. Das genügt, um Wildtieren ausreichend Schutz zu gewähren und Vegetationsschäden vor allem im Jungwald zu vermeiden. Oft geht es darum, Abschnitte von Routen nicht großflächig zu befahren, sondern bestimmte Korridore einzuhalten oder auf eine von mehreren Varianten zu verzichten. Alle als Klassiker geltenden Routen bleiben erhalten, alle ca. 180 bayerischen Skitourenberge sind weiterhin erreichbar. Im Naturschutzgebiet Geigelstein konnten sogar durch die präzise Abgrenzung empfindlicher Bereiche ursprünglich gesperrte Routen und ein Skigipfel wieder freigegeben werden. In allen Tourenregionen habe die Projektbeteiligten für sensible Zonen im Umfeld der üblichen Routen sogenannte Wald-Wild-Schongebiete ausgewiesen, die im Winter dringend störungsfrei bleiben müssen! Einen Rechtsstatus haben diese Gebiete freilich nicht, sie basieren einzig auf Freiwilligkeit. Ihre aus der Schweiz entliehene Bezeichnung korrespondiert mit der frühen DAV-Aktion „Wald und Wild schonen".

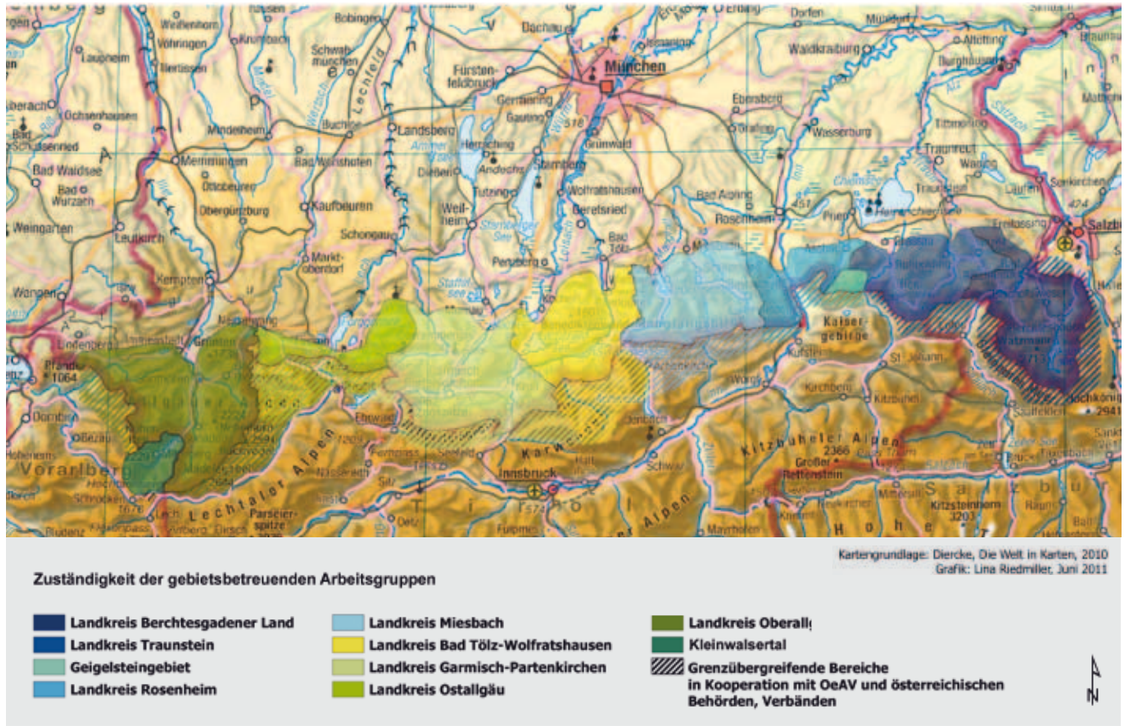
Der Leitlinie „so wenig wie möglich, so viel wie nötig" folgend, koordiniert der DAV die Umsetzung der Projektergebnisse. Ehrenamtliches Engagement ist dabei die tragende Säule. Gebietsbetreuer von DAV-Sektionen, Bergwacht, Skiclubs, Naturschutzverbänden etc. informieren und sensibilisieren einheimische Tourengeher, die die ersten Spuren naturverträglich anlegen. Sie stellen Schilder und Informationstafeln auf oder halten mit Förstern und Waldbesitzern zuwachsende Routenabschnitte offen, was hilft, angrenzende Waldteile zu entlasten und beliebte Abfahrten zu erhalten.

Unzählige ehrenamtlich geleistete Arbeitsstunden wurden und werden investiert. Zur Schonung der Landschaft wird sparsam und teils saisonal beschildert, d. h. viele der bisher etwa 250 Schilder und gut 50 Informationstafeln werden im Frühjahr abgebaut, im Herbst wieder aufgestellt. Symbolik und Texte sprechen seit einigen Jahren gezielt auch die Schneeschuhgeher an. In vielen Hütten hängen Kartenausschnitte aus, Hüttenwirte informieren ihre Gäste, Bergführer und Übungsleiter über die lokalen Regelungen. Örtlich gibt es spezielle Tourengeher-Parkplätze.

Zehn vom DAV gegründete Arbeitsgruppen auf Landkreisebene betreuen die bayerischen Tourengebiete mit angrenzenden österreichischen Bereichen auf lange Sicht. Bei regelmäßigen Treffen wird über Erfolg oder Misserfolg von Lenkungsmaßnahmen diskutiert, werden Optimierungsvorschläge eingebracht, nötige Anpassungen z. B. an neue Trends eingeleitet, öffentlichkeitswirksame Aktionen vorbereitet oder gebietsbezogene Flyer erstellt. Und die Arbeitsgruppen entscheiden jeweils, welche Skirouten in die neuen Alpenvereinskarten BY Bayerische Alpen aufgenommen werden. Diese Karten, die der DAV seit 2007 im Rahmen einer Public Private Partnership mit dem Bayerischen Landesamt für Vermessung und Geoinformation (LVG) auf Basis der amtlichen topographischen Karte im Maßstab 1:25.000 als Wander- und Skitourenkarten herausgibt, sind ein Glücksfall. Denn ihre Väter, Walter Henninger (LVG) und Stefan Witty (bis 2008 hauptamtlich im DAV), erkannten nicht nur, dass gute Karten über die Bayerischen Alpen gefragt waren, sondern sahen auch die Chance, damit die Ergebnisse von „Skibergsteigen umweltfreundlich" einem großen Nutzerkreis bereitzustellen. Ein ehrgeiziger Zeitplan wurde nahezu eingehalten, 17 der 22 geplanten Kartenblätter sind bis Ende 2011 erhältlich, die ersten werden bereits nachgedruckt.

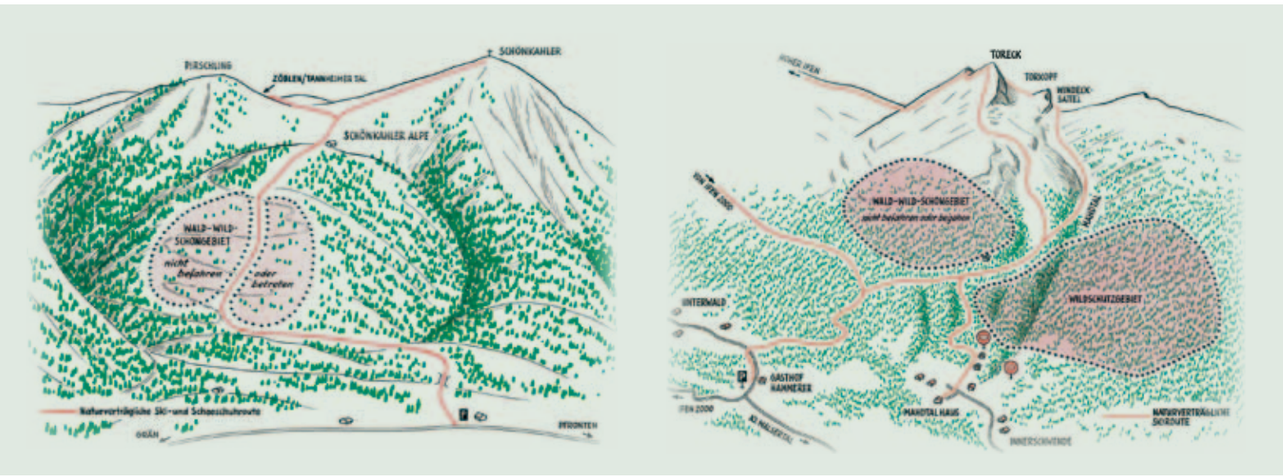
Kammerlander überzeugt

Wichtig ist eine gute Zusammenarbeit mit Führerautoren und Verlagen, Internet-Tourenportalen und Medienvertretern. Passen z. B. in einem Skitourenführer Auswahl und Beschreibung der Routen, sind die Anreisemöglichkeiten mit Bahn & Bus und allgemeine Naturschutz-Infos enthalten, verleiht der DAV das Gütesiegel „Naturverträgliche Skitouren". Dieses tragen mittlerweile die Neuerscheinungen nahezu aller Verlage, sofern es um die Bayerischen Alpen geht. Früh war es gelungen, den Südtiroler Spitzenalpinisten Hans Kammerlander als prominenten Fürsprecher zu gewinnen, der sich zuvor allerdings erst ein Bild machte: Bei Touren auf weniger schwierige bayerische Berge überzeugte er sich vom Grundsatz der Freiwilligkeit und vom Augenmaß der Protagonisten. Auch Peter Schlickenrieder, Langlauf-Sprint-Silbermedaillengewinner bei den Olympischen Winterspielen 2002 in Salt Lake City, hat sich bei einer Skidurchquerung der Ostalpen 2010 für das Thema starkgemacht. Übergreifende konzeptionelle Ar-



Das Untersuchungsgebiet „Skibergsteigen umweltfreundlich" umfasst die gesamten Bayerischen Alpen. Zehn Arbeitsgruppen, zumeist auf Ebene der Landkreise, sorgen für die Gebietsbetreuung auf lange Sicht. Grenzüberschreitende Tourenbereiche und Teile des Kleinwalsertales wurden in Zusammenarbeit mit dem Oesterreichischen Alpenverein sowie österreichischen Behörden und Verbänden einbezogen.

Karte: © Westermann-Verlag



Örtlich braucht es Stopp-Schilder zur Abgrenzung von Wald-Wild-Schon-gebieten. Doch selbst davon lassen sich manche Tourenskifahrer leider nicht abhalten, in sensible Bereiche vorzudringen, wie hier im Spitzingsee-/Rotwand-gebiet (Mangfallgebirge).

Rechts: Zusammen mit Förstern und privaten Waldeigentümern sorgen Gebietsbetreuer dafür, dass Abschnitte bestimmter Routen durch den Wald nicht zu-wachsen. Dies entlastet angrenzende Wald-bereiche und hilft, attraktive Skirouten zu erhalten.

Einfache Gelände-zeichnungen mit den empfohlenen Routen sowie den Schutz- und Schongebieten eignen sich am besten, um Skibergsteigern oder Schneeschuhwanderern im „Vorbeigehen" wichtige Informationen mitzugeben.
Skizzen: Sebastian Schrank

beiten leistet die DAV-Kommission „Skibergsteigen umweltfreundlich". Sie ging aus einem Arbeitskreis (später Projektgruppe) hervor, der schon 1994 anlässlich der DAV-Naturschutzreferenten-Tagung im saarländischen Otzenhausen gegründet wurde, begleitete somit das Projekt von der ersten Stunde an. Zehn ehrenamtlich tätige Mitglieder bringen sich ein, z. B. Manfred Oehmichen, Vorsitzender der Kommission, dessen Verdienst es war, mit seinem 40-jährigen Erfahrungsschatz aus dem Brünnsteingebiet den Grundstein für die regionale Gebietsbetreuung zu legen.

Skibergsteiger menschenfreundlich

Manfred Scheuermann betreut beim DAV-Hauptverein seit 1995 das Projekt „Skibergsteigen umweltfreundlich". Der studierte Betriebswirt und Geograf ist beruflich wie privat ein begeisterter Skitourengeher und könnte vermutlich selbst ein alpines Skitourenlexikon verfassen. Wenn auch sein Sprachakzent nicht „alpin" klingt – er spricht glattes Hochdeutsch –, so prägten seine hervorragende Ortskenntnis, alpinsportliche Expertise sowie seine ausgleichenden Moderationsfähigkeiten das Projekt und halfen über so manche fachliche und menschliche Klippe hinweg. Die erfolgreiche Fortführung der Projektergebnisse liegt ihm besonders am Herzen.

Jörg Ruckriegel, Ressortleiter Natur- und Umweltschutz im DAV.

Die Zukunftsaufgaben

Mit Abschluss der Exkursionen im Oberallgäu im Frühjahr 2011 ist der bayerische Alpenraum vollständig bearbeitet. Als Nächstes müssen die Projektergebnisse für die Allgäuer Alpen umgesetzt werden, was nicht wenig ist, denn die schneereiche Region mit ihren ausgedehnten Alpflächen bietet viel mehr Tourenmöglichkeiten als die meisten anderen bayerischen Tourengebiete und das Schneeschuhgehen ist gerade im Allgäu besonders im Kommen. Dann gilt es, den Blick zurück auf das Gesamtgebiet zu richten. Denn der Projekterfolg wird letztlich daran gemessen werden, ob es gelingt, die Mehrheit der Tourengeher langfristig und in allen Gebieten zum Einhalten der Regeln zu bewegen.

Regional hohe Akzeptanzwerte bis annähernd 100 Prozent stimmen zwar zuversichtlich, doch örtlich gibt es auch noch erhebliche Defizite. Sorgenkinder sind z. B. das Rotwandgebiet oder das Wendelstein-/Traithengebiet, beide im Einzugsbereich Münchens. Hier muss mit gezielten Informations- und Sensibilisierungskampagnen unter verstärkter Nutzung des Internets angesetzt werden. Und es braucht dringend die Mithilfe geschulter Personen vor Ort, die mit Naturschutz-Fachkenntnissen, alpiner Erfahrung und Einfühlungsvermögen aktiv auf die Tourengeher zugehen. Diese könnten nach dem Vorbild von Nationalpark-Rangern erheblich zur Akzeptanzsteigerung beitragen. Doch dieser Service wird sich kaum ehrenamtlich realisieren lassen, schon allein deshalb wird es auch in Zukunft auf staatliche Unterstützung ankommen. Erhebliche Anstrengungen sind nötig, um das stark wachsende Schneeschuhgehen in naturverträgliche Bahnen zu lenken. Dazu muss ein attraktives Angebot für Schneeschuhgeher, z. B. ausgewiesene, eventuell beschilderte Routen mit passenden auch digitalen Beschreibungen, fachkundig geführte Tourenangebote etc. geschaffen werden, das auf der anderen Seite auch den Fremdenverkehrsregionen zugutekommen kann.

Der Deutsche Alpenverein behält seine Aufgabe, auf lange Sicht für eine gut funktionierende Gebietsbetreuung zu sorgen. Diese muss gewährleisten, dass die örtlichen Konzepte neuen Trends, wie Schneeschuhwandern oder Freeriden, und veränderten Raumstrukturen, z. B. durch Sturmschäden, neue Schutzgebiete oder neue Forstwege fortwährend angepasst werden. Die gebietsbetreuenden Arbeitsgruppen haben die Aufgabe, regelmäßig Erfolgskontrollen durchzuführen und ggf. mit entsprechenden Maßnahmen nachzubessern. Konsequent wäre darüber hinaus, für die gesamten Bayerischen Alpen zu evaluieren, wie sich nach gut 15-jährigem Engagement die Raufußhühner-Bestände, die bekanntermaßen auch von anderen Faktoren, z. B. der Waldentwicklung, beeinflusst werden, entwickelt haben. Maßstab dafür wären die Erhebungen bzw. Ergebnisse der Untersuchung „Wildtiere und Skilauf im Gebirge" des Bayerischen Umweltministeriums.

Gute Ansätze zur Weiterentwicklung des Themas enthält darüber hinaus die Skizze „BergTour 2018 – Nachhaltige Bergsport- und Tourismusentwicklung in der Olympiaregion", die der DAV als eines von 18 Leitprojekten in das Umwelt- und Nachhaltigkeitskonzept der Olympiabewerbung Münchens eingebracht hatte. Zwar ist die Bewerbung Münchens zunächst vom Tisch, dennoch hatten DAV und Freistaat Bayern von Anfang an vor, zumindest Teile dieses Projektes von der Bewerbung unabhängig zu realisieren. Dies gilt es nun anzupacken.

Und was hätten wir eingangs besser machen können? Mindestens eine Stunde früher abfahren wäre gut gewesen. Raufußhühner brauchen im Winter die Zeiten vor und nach der Dämmerung zum Fressen, tagsüber ist die Gefahr zu groß, Beute des Steinadlers zu werden. Sind zu den Fresszeiten Menschen in der Nähe, trauen sie sich nicht heraus, die Mahlzeit fällt aus. Und was war mit der Abfahrt selbst? Vielleicht hätte ein Blick in die AV-Karte geholfen, eine bessere Route zu finden. Auf jeden Fall hätten wir Abstand von den Baumgruppen, die den Tieren Kälteschutz, Nahrung und Deckung bieten, halten müssen. Wir haben dazugelernt, wissen was zu tun ist, um den Hühnern künftig vielleicht nicht an den Kragen zu gehen. Das würde auch uns gefallen.

Ski-Erschließungsdruck in Österreich

Alpiner Luftschloss-Architektur fehlt das rechtliche Fundament

>> Clemens M. Hutter

Touristiker werben mit dem, was den Wunsch weckt: Da möcht ich hin! Zwei „Aufreger" der jüngsten Zeit belegen allerdings, wie leicht sich touristische Pläne im Gestrüpp widerstreitender Interessen verheddern. So geschehen mit dem Projekt, von Sportgastein eine Stollenbahn durch den Nationalpark Hohe Tauern auf das Schareck zu bohren, und mit dem Plan, im Ruhegebiet Kalkkögel bei Innsbruck zwei Skigebiete zu vernetzen.

„Stille und Weite erleben, plötzlich über den Dingen stehen und sich selbst begegnen." – Mit diesem Slogan und dem Motiv der Kalkkögel bei Innsbruck lockte noch vor wenigen Jahren die Österreichwerbung, nach dem Motto: „Wo Urlaubsglück so nahe liegt, muss Österreich sein". Doch heute versuchte man hartnäckig, Pläne durchzuboxen, mitten durch das Ruhegebiet Kalkkögel die Skigebiete Axamer Lizum und Schlick im Stubaital zu verbinden.
Foto: J. Essl

Der Österreichwerbung fiel 2009 diese Zugnummer ein: „Wo Urlaubsglück so nahe liegt, das muss Österreich sein. Stille und Weite erleben, plötzlich über den Dingen stehen und sich selbst begegnen." Sie unterlegte diesen Satz mit einem Farbbild der Kalkkögel bei Innsbruck. Doch ausgerechnet diese „Nordtiroler Dolomiten" sollen – geht es nach den Plänen der Touristiker – Seilbahnen durchschneiden, um durch die Vernetzung zweier Skigebiete die touristische Zugkraft dieser Region erheblich aufzubessern: Zusammenschluss der Axamer Lizum im Westen der Kalkkögel mit der Schlick im südlich gelegenen Stubaital.

Fritz Kraft, Direktor von Innsbruck Tourismus, schwärmt daher von einer „faszinierenden Tragweite: 120 Pistenkilometer und 350 Hektar Piste" zum Preis von 72 Millionen Euro. Dafür spräche sogar eine Tiroler Studie, dass touristische Gewinner nur Regionen mit entsprechend großen Skigebieten seien. Allerdings stehen die Kalkkögel – eine Fläche von 78 km² – seit 1983 unter dem Schutz eines „Ruhegebiets", damit eine noch wilde und ursprüngliche Bergwelt in Innsbrucks Nahebereich erhalten bleibe.

„Ruhegebiete" definiert Paragraf 11 des Tiroler Naturschutzgesetzes: „Für die Erholung in der freien Natur von besonderer Bedeutung", weshalb dort „die Errichtung von Seilbahnen zur Personenbeförderung und jede erhebliche Lärmentwicklung verboten sind". Diese Rechtslage bremste freilich nicht den Elan der Anrainergemeinden, den Zusammenschluss der beiden Skigebiete seit Anfang 2010 mit noch mehr Nachdruck zu betreiben. Entsprechender politischer Druck reiche doch, um Landesgesetze abzuändern, oder?

Die Alpenkonvention bildet die rechtliche Basis

Kein Oder, denn die Alpenkonvention von 1991 verpflichtet die Vertragspartner, touristische Aktivitäten mit ökologischen Erfordernissen „insbesondere durch Festlegung von Ruhezonen" in Einklang zu bringen. Österreich ratifizierte 1995 diesen völkerrechtlichen Vertrag und 2002 neun Durchführungsprotokolle zu dessen Anwendung. Damit gilt gesetzlich die „Verpflichtung der Vertragsparteien, bestehende Schutzgebiete zu erhalten, Beeinträchtigungen zu vermeiden und Ruhezonen auszuweisen, in denen auf Erschließung verzichtet wird".

Insbesondere Artikel 11 des Durchführungsprotokolls Naturschutz und Landschaftspflege verpflichtet die Vertragsparteien, „bestehende Schutzgebiete im Sinne ihres Schutzzwecks zu erhalten, zu pflegen und, wo erforderlich, zu erweitern sowie nach Möglichkeit neue Schutzgebiete auszuweisen. Sie treffen alle geeigneten Maßnahmen, um Beeinträchtigungen oder Zerstörungen dieser Schutzgebiete zu vermeiden."

Folgerichtig bindet der Tiroler Raumordnungsplan vom Jänner 2010 auch eine „raumverträgliche Tourismusentwicklung" an die „Respektierung von Schutzgebieten". Ohne Wenn, Aber und Oder: Die Aufhebung des Ruhegebiets Kalkkögel, um Seilbahntrassen quer durch diese Bergkette zu öffnen, verstößt gegen Völkerrecht. Wiederholte Vorstöße für solche Seilbahnen gewannen 2009

durch die Gemeinderatsbeschlüsse der Anrainer für dieses Projekt eine neue Qualität. Im Herbst 2010 entwickelte sich daraus eine konzertierte politische Offensive, zumal Sektionen des Oesterreichischen Alpenvereins bis zu diesem Zeitpunkt bereits Tausende Unterschriften zum Schutz der Kalkkögel gesammelt hatten. Die weiteren Akte dieses Schauspiels:

3. Dezember 2010: Die Tiroler Umweltschutzabteilung stellt in einer Expertise fest, dass Seilbahntrassen nicht aus dem Ruhegebiet zu lösen seien. Dazu müsse man vielmehr das gesamte Ruhegebiet aufheben. Das verstößt, für jeden logisch nachvollziehbar, gegen völkerrechtliche Verträge und kippt folgerichtig den Vorschlag, statt des bestehenden Ruhegebiets hinterher vier neue entlang den Seilbahntrassen einzurichten.

15. Jänner 2011: Die Rechtsstelle der „Internationalen Alpenschutzkommission" (CIPRA) legt ein abschlägiges Rechtsgutachten vor und resümiert: „Jeder Euro, der für die Planung ausgegeben wird, ist eine Geldverschwendung."

31. Jänner 2011: Nationalrat Hörl, Tourismussprecher der ÖVP, Obmann des Fachverbands der österreichischen Seilbahnwirtschaft und Mitglied der Nationalratsausschüsse u. a. für Tourismus und Umwelt, kritisiert die „selbst ernannten Alpenschützer" und verlangt: „Es muss ein Ende haben, dass sich die Politik von diesen Organisationen vor sich hertreiben lässt." Er fordert mit Nachdruck die Skischaukel durch die Kalkkögel, „sonst kracht's".

3. Februar 2011: Landeshauptmann-Stellvertreter Gschwentner (SPÖ), zuständig für den Umweltschutz, schließt eine Skischaukel als „nicht genehmigungsfähig" aus, weshalb er die „Aufhebung des Ruhegebiets Kalkkögel" nicht beantrage – auch wegen der Beispielsfolgen für noch acht weitere Tiroler Ruhegebiete, denn der Naturschutz im Land müsse berechenbar bleiben.

21. Februar 2011: Landeshauptmann Platter (ÖVP) rückt „das Machbare und nicht das Wünschenswerte in den Vordergrund", weshalb das Land zur Skischaukel „null Subventionen geben" werde. Überdies fehle für das Projekt Kalkkögel „die notwendige Einstimmigkeit" in der Landesregierung.

23. Februar 2011: Die Bürgermeister der Anrainergemeinden schalten eine bezahlte Anzeige im Innsbrucker „Stadtblatt": „Das Argument vieler Gegner, dass internationale Verträge gegen das bedeutende Projekt stehen, ist ohne Realität."

4. März 2011: Die Bürgermeister und Touristiker der Anrainergemeinden beharren in einer Konferenz auf dem Projekt und hoffen, „dass es auch einmal einen politischen Willen gibt, eine Seilbahn über die Kalkkögel zu errichten".

Diese Hoffnung setzt auf das „Tiroler Seilbahn- und Skigebietprogramm" von 2005, das zwar die Erweiterung von Skigebieten in Ruhegebiete ausschließt, aber alle fünf Jahre eine „Evaluierung" festlegt. Mit entsprechendem politischen Druck ließe sich doch ein Landesgesetz abändern, oder?

Das Beharren der Bürgermeister auf der Skischaukel leuchtet ein. Sie stehen unter dem Druck ihrer Wähler, die sich davon besser gesicherte und sogar noch mehr Arbeitsplätze erwarten.

Allerdings legt Paragraf 28 der Tiroler Gemeindeordnung fest, dass die Bürgermeister und deren Stellvertreter vor ihrem Amtsantritt dem zuständigen Bezirkshauptmann das Gelöbnis auf die Bundes- und Landesverfassung zu leisten und die Mitglieder jedes Gemeinderats „Treue zur Rechtsordnung" Österreichs zu versprechen haben. Wie sind dann „internationale Verträge ohne Realität"? Und wie können Gemeindeparlamente Planungsaufträge für ein Projekt vergeben, das nach der Gesetzeslage nicht realisierbar ist? Das Honorar an ein Planungsbüro ist somit Verschwendung von Steuergeld. In diesem Punkt rückt die Verfassung ins Bild. Artikel 119a spricht dem Bund und den Ländern das Recht zu, „die Gebarung der Gemeinden auf Zweckmäßigkeit, Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit zu überprüfen". Gleiches gilt für den Rechnungshof, doch beschränkt Artikel 127a diese Befugnis auf „Gemeinden mit mindestens 10.000 Einwohnern" – ausgenommen, der Landtag beschließt die Überprüfung einer kleineren Gemeinde.

Weil das auf alle Anrainergemeinden der Kalkkögel zuträfe, wäre der Tiroler Landtag gefordert – sofern er den politischen Willen aufbrächte, die Spekulation der Gemeinden mit Gesetzesänderung zu beenden. „Null Subvention" schafft nämlich nicht Klarheit.

Das Schareck-Projekt

Im Vergleich dazu mutet der „Aufreger" Schareck in den Hohen Tauern harmlos an. Seit ihrer Gründung 1987 schielt die Mölltaler Gletscherbahnen AG auf das touristische Potenzial des Gasteiner Tales. Also setzte sie 2002 die Idee einer Stollenbahn von Sportgastein auf den Mölltaler Gletscher in die Welt. Das brächte mehr Gäste auf den Gletscher und Gastein sowohl eine verlängerte Saison als auch Zuflucht bei Schneemangel im Tal.

Heiße Aktualität gewann diese Idee von der Denkmalpflege. In Badgasteins Zentrum verfallen

Mit „nur" einer Liftstütze im Bereich des Ruhegebietes Kalkkögel ließen sich die Skigebiete Schlick 2000 und Axamer Lizum verbinden. Was Touristiker und Lokalpolitiker als längst überfällige wirtschaftliche Notwendigkeit bezeichnen, ist durch die Alpenkonvention völkerrechtlich verboten.
Foto: J. Essl

Das Tauziehen um den Bau einer Stollenbahn von Sportgastein auf den Mölltaler Gletscher und damit ums Schareck scheint vorerst ausgestanden zu sein. Das Schareck (links oben), von der Hagener Hütte aus gesehen, rechts unten Sportgastein Valeriealm.
Foto: P. Angermann

nämlich fünf geschützte Bauten aus der Belle Epoque derart, dass Salzburgs Landeskonservator Ronald Gobiet von „miesest vorstellbarem Zustand" sprach. Aber bereits 1999 war der Wiener „Garagenkönig" Franz Duval als „Retter Gasteins" aufgetaucht. Er kaufte die fünf Gebäude um fünf Millionen Euro in der Absicht, sie für geschätzte 200 Millionen zu sanieren. Doch zum Ärger der Gasteiner tat sich nichts. Vielmehr wollte Duval seine ruinösen Immobilien wieder losschlagen. Das Angebot einer amerikanischen Hotelkette von acht bis elf Millionen empfand er als „sinnlose Belästigung", die 15 bis 17 Millionen einer italienischen Gruppe konterte er mit 25 Millionen.

In dieser Notlage zauberte Strabag-Chef Hans Peter Haselsteiner als Hälfte-Gesellschafter der Mölltaler Gletscherbahnen AG 2009 die Lösung aus dem Zylinder: „Das Projekt Stollenbahn muss realisiert werden, dann wären wir an einer Investition in dem dadurch aufgewerteten Gastein interessiert." Der Badgasteiner Bürgermeister Gerhard Steinbauer begeistert: „Da wäre uns wahnsinnig geholfen, wir könnten damit zwei große Anliegen auf einen Schlag lösen." Allerdings dämpfte die Rechtslage diese Euphorie: Das Salzburger Nationalparkgesetz verbietet jeden Eingriff in der Kernzone des Nationalparks Hohe Tauern. Die geplante 3,7 Kilometer lange Stollenbahn verliefe aber just durch diese Kernzone, wenngleich bis zu 400 Meter tief im Berg. Gilt nun die Kernzone auch unterirdisch, zumal die beiden Stationen außerhalb des Nationalparks lägen? Paragraf 4 des Salzburger Nationalparkgesetzes sperrt den Luftraum bis 5000 Meter Höhe für Flugzeuge. Die praktische Anwendung dieses Gesetzes ging stets davon aus, dass der Schutz nicht an der Erdoberfläche endet – eine juristische Grauzone also.

Solche Fragen munitionieren naturgemäß auch die Argumente widerstreitender Positionen: Hier Tourismus und Arbeitsplätze mit dem Nationalpark, dort unantastbarer Schutz des Nationalparks. Den Knackpunkt der Auseinandersetzung um die Stollenbahn bildet der mögliche Ausweg, Projekte von „besonderem öffentlichem Interesse" auch gegen das Nationalparkgesetz durchzubringen. Folgerichtig tauchte der Gedanke auf, eine Ausnahmegenehmigung zu erwirken, wie etwa beim Verlegen von Kabeln geschehen.

Dagegen warnten Naturschützer vor der Beharrlichkeit der Salamitaktiker: Die Ausnahme für eine Stollenbahn zöge Beispielsfolgen nach sich – etwa in Form von Bergbau oder unterirdischen Deponien für giftigen Industrieabfall. Also gab die Landesregierung ein Rechtsgutachten in Auftrag. Dieses lieferte allerdings keine wasserdichte Klärung der Frage, ob und wie weit die Kernzone des Nationalparks in den Boden reicht.

Nach zähem Hin und Her entschied die Landesregierung gegen die Stollenbahn. Landeshauptfrau Gabi Burgstaller (SPÖ) brachte es auf den Punkt: „Der Nationalpark ist wichtiger als alles andere. Ihn für andere Investitionen auf das Spiel zu setzen, wäre tatsächlich ein Kuhhandel." Strabag-Chef Haselsteiner nahm das zur Kenntnis und beruhigte die Gasteiner Gemüter mit der Zusage, die ihm Landeshauptmann-Stellvertreter Haslauer (ÖVP) abgerungen hatte: Er werde zehn Millionen Euro zur Sanierung der fünf desolaten Immobilien beisteuern. Als Happyend verschaffte eine Novelle dem Nationalparkgesetz den erforderlichen Tiefgang. Das provozierte den Badgasteiner Bürgermeister Steinbauer: „Dann muss man den Bahntunnel von Böckstein nach Mallnitz auch zusperren, weil er unter dem Nationalpark durchgeht."

So hat sich das Gewitter über dem Schareck schadenfrei verzogen. Die Gasteiner werden ohne Mölltaler Gletscher auskommen. Und ein prominenter Flattacher (Name der Redaktion bekannt) braucht nicht weiter zu bangen: „Die Erschließung vom Norden her wäre eine Katastrophe, weil die Gäste vom wesentlich besser entwickelten Gasteiner Tal abgesaugt würden." Zum Glück behielt der bedeutende Naturfilmer Horst Stern mit seinem Urteil über die Alpenvermarkter in diesem Fall nicht recht: „Sie kennen von allem den Preis und von nichts den Wert."

Jetzt musste Haselsteiner nur noch mit Duval um fünf ruinöse Immobilien schnapsen. Aber das Spiel lief so zäh an, dass sich die Landesregierung im Sommer zumindest in die Debatte über den Preis und mögliche Zuschüsse der öffentlichen Hand einmischte.

„Der Trend zur Technisierung hält an" – Die Erschließungspläne in Österreich

Schon in der Zwischenkriegszeit gab es zahlreiche Beispiele, wo sich Alpenvereinssektionen vehement gegen die technische Erschließung des Hochgebirges aussprachen. Für viele war es eine herbe Erfahrung und Enttäuschung, wie sich die Erschließungsspirale nahezu automatisiert immer weiter und höher hinauf in die Bergeinsamkeit und alpine Wildnis schraubte. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts schien eine Sättigungsgrenze beim Ausbau der skitouristischen Transportkapazität erreicht. Doch stieg diese im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts wieder überproportional stark an. In Tirol nahm sie im Zeitraum von 1999 bis 2010 um 41,4 % zu, im Vergleich dazu von 1989 bis 1999 „nur" um 24,6 %. Die im Jahre 1989 landespolitisch verordnete „Nachdenkpause" durch limitierende Seilbahngrundsätze ist damit gestoppt.

Längst haben die Seilbahnunternehmen mit ihren findigen Planern und Beratern gelernt, zusammen mit einer erschließungsfreundlichen Politik den Gletscherschutz auszuhebeln und den Druck auf den Ausbau laufend zu erhöhen. Der mündete 2010/11 in die Novellierung des 2005 von der Tiroler Landesregierung beschlossenen Seilbahn- und Skigebietsprogramms. Mit diesem Beschluss wurde der mühsam erreichte Kompromiss verlassen und die Tür für eine ganze Reihe von Projekten geöffnet, welche in den Schubladen auf Realisierung warten.

Die Prüfung der Umweltverträglichkeit (UVP) hat durch die Möglichkeit der Ausgleichsflächentauschhändel und juristischen Winkelzüge längst die Zähne verloren. Zu oft ist sie bereits umgangen worden, was einen schalen Beigeschmack hinterlässt: Skigebietszusammenschluss Mellau-Damüls (Vorarlberg), „Notweg" Pitztal vom/ins Gletscherskigebiet, Kals-Matreier-Skischaukel (beide Tirol). Der Oesterreichische Alpenverein hat in zwei Fällen Beschwerde bei der EU-Kommission wegen Umgehung der UVP-Richtlinie eingebracht. Beide Verfahren sind gegenwärtig noch anhängig.

Für die Seilbahnbranche scheint es neuerdings eine besondere Herausforderung zu sein, ihre stählernen Infrastrukturen in Schutzgebieten erweitern zu können: Als bekannteste Planungsbeispiele sind derzeit die Skigebietszusammenschlüsse zwischen Hinterstoder und Spital am Pyhrn durch das im Jahre 2008 von der Oberösterreichischen Landesregierung verordnete Naturschutzgebiet **Warscheneck-Nord**, zwischen der Schlick im Stubai durch das im Jahre 1983 eingerichtete **Ruhegebiet Kalkkögel** in die Axamer Lizum und von Sportgastein durch die bestehende Kernzone des **Nationalparks Hohe Tauern-Salzburg** zum Schareck und damit zum Mölltaler Gletscherskigebiet am Wurtenkees zu nennen.

Daneben gibt es eine ganze Reihe von mehr oder weniger bekannten Projekten, die auf das „window of opportunity" zur Genehmigung warten: Erweiterung der Silvretta Skiarena über das Vesiltal zum **Piz Val Gronda** in Ischgl, die skitechnische Durchquerung der gesamten **Verwallgruppe** von St. Anton am Arlberg nach Kappl im Paznauntal, die Erschließung der **Weißseespitze** vom Kaunertaler Gletscherskigebiet aus, die Verbindung der Gletscherskigebiete des Ötztales (Rettenbach-/Tiefenbachferner) mit dem Pitztal unter „Mitnahme" des **Linken Fernerkogels**, die Verbindung von Fiss mit See im Paznauntal über das Naturjuwel des hinteren **Urgtales**, der staatsgrenzenübergreifende Zusammenschluss zwischen Sexten und Sillian knapp vorbei an der Sillianer Hütte am **Karnischen Kamm**, in Vorarlberg ein gigantisches Erweiterungsprojekt im **Kleinwalsertal/Ifen** und die **Verbindung Lech-Warth**; im Salzburger Pinzgau ging der positive erstinstanzliche UVP-Bescheid für die Verbindung Piesendorf zur Schmittenhöhe über den **Hochsonnberg** in die Berufung, und auf der Projektskizzenebene wird bereits von einer talquerenden Seilbahn von Piesendorf zur Maiskogelbahn/Kaprun gesprochen. Die Zeit der ganze Gebirgsgruppen und Täler überspannenden Seilbahnnetze scheint mehr und mehr Wirklichkeit zu werden.

Auf regionaler Alpenebene ist der immer weiter voranschreitende Seilbahnausbau derzeit schwer aufzuhalten. Zwar verzeichnet der Alpenschutz laufend schöne Erfolge, doch der überwiegende Trend zur Technisierung des Alpengebirges hält unvermindert an. Die gegenseitige Aufschaukelung der Skigebiete und -regionen ist ein alpenweites Phänomen und deswegen nicht auf örtlicher und regionaler Ebene zu lösen. Auf Alpenraumebene wurde im Jahre 1988 vom Europäischen Parlament einstimmig beschlossen, die Alpenkonvention „unter Hinweis auf die Gefährdung der natürlichen Ressourcen des Alpenraumes durch Umwelteinwirkungen u. a. des Sommer- und Wintertourismus" zu initiieren. Dieses „Übereinkommen zum Schutz der Alpen" wurde im November 2011 zwanzig Jahre alt. Die Durchführungsprotokolle traten in Österreich am 18. Dezember 2002 in Kraft. Die internationale Plattform der Alpenkonvention stellt somit die einzige anerkannte Möglichkeit dar, die Problematik der touristischen Übererschließung alpenweit aufzugreifen. Doch wer setzt die Initiative dazu und macht Druck?

Peter Haßlacher, Oesterreichischer Alpenverein, Fachabteilung Raumplanung und Naturschutz

Lügen haben kurze Beine

Hui und Pfui der internationalen Skyrunner-Szene

>> Toni Freudig

Bis vor einem Jahr galt hierzulande der steirische Speedy Christian Stangl als Inbegriff des Skyrunners. Bis er sich im Sommer 2010 selbst mit seinem K2-Lügenmärchen disqualifizierte. Dabei gibt es seit gut zwanzig Jahren nahezu unbemerkt von der bergsteigenden Öffentlichkeit eine internationale Skyrunning-Szene mit extrem leistungsstarken Athleten. Welche Rekorde sind unglaublich, welche unglaubwürdig? Eine Übersicht.

Das Bedürfnis, in einer möglichst kurzen Zeit einen großen Höhenunterschied zu bewältigen, ist wohl genauso alt wie das Bergsteigen selbst. Wer allerdings heutzutage voller Stolz erzählt, er sei im Dauerlauf auf einen Berg oder im Eiltempo über mehrere Gipfel gehetzt, riskiert, dass sein Gegenüber ihm nicht einmal zuhört. Spricht man jedoch von einer Speedbegehung oder gar einem Skyrun, ist einem die Aufmerksamkeit schon fast sicher.

Unter „Skyrun", wörtlich übersetzt „Himmelslauf", versteht man eine schnelle Gipfelbesteigung vom Basislager aus, meist solo und mit minimaler Ausrüstung (keine Zelte, keine Proviantlager, keine Helfer unterwegs, kein künstlicher Sauerstoff), wobei der Berg in der Regel relativ hoch sein muss, gewöhnlich höher als 5000 Meter.

Im Ausland wird die Bezeichnung *Skyrunner* schon seit fast zwanzig Jahren vor allem bei Laufveranstaltungen verwendet. Als geistiger Vater gilt der Italiener Marino Giacometti, welcher schon vor langer Zeit Bergläufe auf den Mont Blanc oder die Monte Rosa organisierte. Seit Mitte der 1990er-Jahre werden Weltmeisterschaften im *Skyrunning* durchgeführt. In diesem Zuge gründete Giacometti 1995 die FSA (*Federation for Sport at Altitude*), eine private Organisation, aus welcher sich 2006 die ISF (*International Skyrunning Federation*) konstituierte. Alle vier Jahre werden Weltmeisterschaften ausgetragen, alle zwei Jahre Europameisterschaften und jährlich die Skyrunner® World Series, bei der sich Teilnehmer aus 40 Nationen zu 16 Rennen in 12 Ländern treffen. Die Bezeichnung Skyrunner ist zwischenzeitlich als Marke geschützt und dürfte folglich nur im Sinne der laut ISF eingesetzten Definition verwendet werden (vgl. www.skyrunning.com). Neben *Skyrun* hat sich auch der Begriff Speedbegehung etabliert – ebenfalls eine extreme Spielart des Bergsteigens, die jedoch im weiteren Sinne verwendet wird (z. B. für die schnelle Begehung einer schwierigen Kletterwand, solo oder in Seilschaft).

Die schillerndste Persönlichkeit im deutschsprachigen Raum in Sachen *Skyrunning* war in den letzten 10 Jahren Christian Stangl aus Admont in der Steiermark. Vor allem durch ihn wurde bei uns das *Skyrunning* bekannt. Bevor sich Stangl mit seinem K2-Fake im Sommer letzten Jahres selbst als Lügenbaron disqualifizierte, hatten sich seine Rekordzeiten als Vergleichswerte etabliert, an denen sich die Besten messen wollen. Aus diesem Grund wird uns der „Protagonist" (wie er in seinem Buch „Skyrunner" bezeichnet wird) wie ein roter Faden durch den nachfolgenden Text begleiten.

Mount-Everest-Nordseite (8848 m)

Mit seiner majestätischen Höhe stellt der Mount Everest selbst einen Rekord dar und ist geradezu prädestiniert für weltweit beachtete Rekordvarianten aller Art. **Hans Kammerlander** bezwang als Erster den Everest an einem Tag. Im Mai 1996 stieg er in nur 16 Stunden, 40 Minuten vom vorgeschobenen Basislager (*ABC*) zum Gipfel hinauf. Anschließend fuhr er, einige sehr kurze Unterbrechungen ausgenommen, mit Ski wieder hinab ins *ABC*, wo er nach knapp 23½ Stunden eintraf.

Ebenfalls um 17 Uhr, jedoch zehn Jahre und einen Tag später startete der zehn Jahre jüngere **Christian Stangl** einen Rekordversuch am Everest. Seine Aufstiegszeit von 16 Stunden, 42 Minuten (22½ Stunden im Auf- und Abstieg) war zwei Minuten langsamer als Kammerlanders Ergebnis. Dass die Verhältnisse an solch einem Berg nie gleich sind und wenige Minuten Unterschied eigentlich nichts bedeuten, weiß jeder Bergsteiger. Wer von den beiden hier der Leistungsstärkere war, lässt sich dadurch nicht belegen. Mit Skiern an den Füßen lassen sich unter Umständen bestimmte Passagen im Abstieg deutlich schneller bewältigen, womit die Totalzeit von Stangl höher zu bewerten wäre. Andererseits darf jedoch nicht vergessen werden, dass Kammerlander seine Skier die gesamte Strecke hochgetragen hat, womit wiederum Kammerlanders Aufstiegsleistung beeindruckender ist. Anders als Kammerlanders Ergebnis, welches vom anwesenden Kamerateam bestätigt und nie in Zweifel gezogen wurde, hat nachweislich keine neutrale Person Stangls Zeit gestoppt oder kann seine Leistung bezeugen. Sehr wohl gibt es aber Personen, die belegen, dass der Steirer vom Lager 1 im North Col gestartet ist[1] – 600 Höhenmeter über dem *ABC*! – und nicht wie Kammerlander im *ABC*. Somit erübrigt sich jeder weitere Zeitvergleich.

1 *persönliche Auskunft von W. Studer sowie diverse Berichte, z. B. „Vater Morgana" in der Wiener Stadtzeitung „Falter", Ausgabe Nr. 36/2010, oder „Nur den Gipfel", „Falter" Nr. 37/2010*

Andrey Puchinin, der Profi-Bergsteiger aus Kasachstan, beim Skyrun zum Peak Komsomol (4376 m) im Jahr 2009. Ihm dicht auf den Fersen ist Raphael Faizulin.
© Archiv Puchinin

Mount-Everest-Südseite (8848 m)

Alpinistische Heldentaten waren früher am Everest sowie an allen anderen großen Himalaja-Bergen den „Sirs“ vorbehalten, denen die Einheimischen als „Sherpas“ freundlich, zuvorkommend, ja fast untertänig dienten. Doch mit der Zeit vollzog sich ein Wandel. Die Sherpas erkannten ihr Potenzial: Konditionsstärke, Widerstandsfähigkeit und eine dauerhafte Akklimatisation aufgrund ihrer bevorzugten Wohnlage bis auf über 4000 Meter Höhe, und sie begannen diese hervorragenden Voraussetzungen für sich selbst zu nutzen. Heute gehören die Sherpas zu den Bergsteigern, die am Everest auf Rekordjagd gehen; freilich im eigenen Land, also auf der Südseite des Mount Everest. Eine Bestleistung am „Sagarmatha“ verspricht größte nationale Ehre und zusätzlich den Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde.

Am 23. Mai 2003 setzte **Pemba Dorjie Sherpa** (damals 26 Jahre alt) aus dem Rolwaling eine Rekordmarke: 12 Stunden, 45 Minuten vom Basislager bis zum Gipfel![2] Doch nur drei Tage später unterbot der fast zehn Jahre ältere **Lhakpa Gelu Sherpa** aus dem Solu-Khumbu den Rekord: Für die gleiche Strecke brauchte er lediglich 10 Stunden, 56 Minuten, 46 Sekunden.[3]

Ein Jahr später holte sich Pemba Dorjie Sherpa den Titel zurück, indem er die Zeit auf 8 Stunden und 10 Minuten reduzierte! Die beiden Sherpas lieferten sich einen regelrechten „Kampf“ und zweifelten den jeweils neuen Rekord des anderen an. Letztlich wurde die Zeit von Pemba Dorjie Sherpa durch das nepalesische Ministerium für Kultur, Tourismus und zivile Luftfahrt offiziell als Weltrekord anerkannt.

Wenn man bedenkt, dass der 11-Kilometer-Aufstieg über die Südseite um 4 Kilometer länger ist und mit ca. 3500 Meter fast 1000 Höhenmeter mehr aufweist als der nordseitige Weg, erscheinen die Zeiten der beiden Sherpas unglaublich. Sind sie auch, sofern man solche Leistungen nur ohne Zuhilfenahme von Sauerstoff (O_2) als sportlich einwandfrei bewertet. Die Sherpas benutzten Flaschen-O_2, Pemba bei seinem Rekord ab Lager 3, also ab 7300 Meter Höhe. Zwar sind die Leistungen der Sherpas auch inklusive O_2-Unterstützung beachtlich, dürfen jedoch nicht mit einer Besteigung ohne Flaschen-O_2 verglichen werden. Zitat Kammerlander: „Das ist, wie wenn man die Tour de France mit dem Moped fährt“.

Nun stellt sich zwangsläufig die Frage: Wer kann die schnellste südseitige Zeit ohne Flaschen-Sauerstoffhilfe verbuchen? Hier kommt **Sherpa Babu Chiri** ins Spiel: Im Jahre 2000 unterbot er mit 16 Stunden, 56 Minuten den Rekord seines Landsmannes Kaji Sherpa aus dem Jahr 1998 (20 Stunden, 24 Minuten) um 3½ Stunden![4] Ob Babu Chiri tatsächlich ohne Flaschen-O_2 unterwegs war, gilt jedoch als nicht gesichert; hier kursieren unterschiedliche Berichte. Ihn selbst kann man leider nicht mehr fragen; im April 2001 stürzte er in der Nähe von Lager 2 in eine 200 Meter tiefe Gletscherspalte. So bliebe Kaji Sherpa als der Schnellste ohne Flaschen-O_2 auf der Südseite. Doch auch hier gibt es Stimmen, die behaupten, dass er O_2 benutzt hat. Damit reicht die einzige, nicht umstrittene, sauerstofffreie südseitige Speed-Begehung auf den 26. September 1988 zurück: Der Franzose **Marc Batard** benötigte 22 Stunden, 29 Minuten.[5]

Aconcagua (6962 m)

Mit fast 7000 Metern ist der Aconcagua der höchste Berg des amerikanischen Doppelkontinents und zugleich die höchste Erhebung außerhalb des Himalajas. Der Ausgangsort lässt sich leicht mit Fahrzeugen erreichen, der Gipfelanstieg ist technisch einfach und man muss sich nicht vor Gletscherspalten fürchten. So liegt es nahe, dass dieser berühmte Riese Bergläufer aus der ganzen Welt herausfordert.

Das Basislager ist vom Gipfel 2500 Höhenmeter und 8,8 Kilometer entfernt. **Christian Stangl** benötigte bei seinem ersten Anlauf im Jahr 2002 nur 4 Stunden, 47 Minuten bis zum höchsten Punkt. Doch dies genügte dem ehrgeizigen Athleten aus dem Gesäuse nicht und so startete er nach einer kurzen Erholung im Talort Mendoza einen weiteren Versuch. Am 4. März verbesserte er seine eigene Zeit um gute 20 Minuten auf 4 Stunden, 25 Minuten und unterbot somit die Zeit der französischen **Groupe Militaire de Haute Montagne** von 1992 um 9 Minuten. Hin und zurück brauchte der Österreicher Stangl 6 Stunden. Nun war der Skyrunner zufrieden und bezeichnete seine Zeit als Weltrekord.

Nicht erwähnt wird in Stangls Buch eine Zeitbegehung der italienischen FSA-Sportler **Brunod, Meraldi** und **Pellissier** im Jahr 2000. Die drei Ausdauersportler können auf zahlreiche Rekorde und erste Plätze bei internationalen Bergläufen zurückblicken. Bruno Brunod gewann die „Vertical Kilometer“, wurde zweimal *Skyrunning*-Weltmeister und hält heute noch die Aufstiegsrekorde von Gressoney zum Monte-Rosa-Gipfel sowie von der italienischen Seite aufs Matterhorn: 2 Stunden, 12 Minuten benötigte Brunod für die 2470 Höhenmeter ab der Kirche in Breuil-Cervinia bis zum Gipfel; 3 Stunden und 14 Minuten später war er wieder unten.

Die Zeit am Aconcagua entsprach den Erwartungen: 3 Stunden, 40 Minuten für den Aufstieg, 1 Stunde, 12 Minuten für den Abstieg: ergibt eine Gesamtzeit von 4 Stunden, 52 Minuten. Die drei Italiener bildeten ein Team und erreichten gemeinsam den Gipfel, d. h. der Schnellste wäre vermutlich noch etwas schneller gewesen. Zu berücksichtigen ist dabei vor allem auch, dass Start und Ziel der drei Athleten das Refugio Plaza de Mulas war, welches ca. 25 Minuten (normale Gehzeit) entfernt vom Basislager liegt.[6]

Ähnlich wie in Nepal zeigten die Einheimischen in Südamerika jahrzehntelang kaum Interesse am Leistungsbergsteigen. Doch auch hier vollzog sich eine drastische Wende. Nicht nur Bergsteiger aus den reicheren Nationen wie Chile und Argentinien, sondern auch Bolivianer, Peruaner und Ecuadorianer können inzwischen an den Bergen der Welt respektable Erfolge vorweisen. Wie die Nepalesen haben auch die Andenbewohner deutliche Heimvorteile.

Am Aconcagua versuchten sie, die Europäer durch eine andere Variante zu schlagen: Sie starten weder am Refugio Plaza de Mulas noch am Basislager, sondern im 25 Kilometer entfernten Horcones. Insgesamt 13 Stunden, verteilt auf zwei Tage, ist der normale Bergsteiger von hier allein bis zur Plaza de Mulas unterwegs!

Christian Stangl bei der Ski-Schnellbesteigung des Mount Logan/Kanada im Mai 2010.
© Ch. Stangl/www.skyrunning.at

Der aus Patagonien stammende, unter anderem durch anspruchsvolle Klettereien bekannte **Willie Benegas** benötigte im Jahr 2000 ab dem Ende der Fahrstraße (Nähe Horcones) 16 Stunden und 10 Minuten bis zum Gipfel – 33 Kilometer-Laufstrecke und ca. 4100 Höhenmeter! – und rannte in 6 Stunden, 50 Minuten wieder zurück! Die Gesamtzeit, „ida y vuelta“, wie die Spanier sagen, betrug folglich 23 Stunden – eine alpine Ausdauerleistung, die selbst Weltspitzenathleten ins Staunen versetzte![7]

Allerdings war dies noch nicht die Grenze des Machbaren. Sechs Jahre später unterbot der Bergführer **Holmes Pantoja Bayona** die Zeit von Benegas um mehr als 3 Stunden! Der Startpunkt wird mit 2850 Metern angegeben, was direkt am Parkrangerhäuschen des Nationalparks sein müsste, also noch 1,5 Kilometer tiefer als Benegas' Ausgangspunkt.

Am 3. Februar 2006 um 22:45 Uhr lief der 28-jährige Peruaner in 13 Stunden auf den Gipfel

---

2 *Auskunft laut persönlichem E-Mail vom 8. 3. 11 sowie auf diversen Websites, z. B. www.everestsummiteersassociation.org, www.wikipedia.org*

3 *z. B.www.everestsummiteersassociation.org, www.wikipedia.org*

4 *z. B. www.mounteverest.net, www.everestsummiteerassociation.org, www.sherpa.blog.com*

5 *laut persönlichem E-Mail vom 15. 3. 11*

6 *persönliche Auskunft vom 7. 3. 11 sowie www.everestnews.com*

7 *z. B. www.k2news.com, www.everestnews.com, www.2.thenorthface.com, www.desnivel.com*

des Aconcagua, in 20 Stunden, 35 Minuten „ida y vuelta“. Die Rekordzeit wurde von Parkrangern registriert, es existieren Zeugen und Fotos vom Gipfel.[8]

Doch das Rad drehte sich weiter, und schneller als gedacht. Noch im gleichen Jahr sollte der Rekord wieder zurück nach Europa wandern. Der Spanier **Jorge Egocheaga**, mit zehn Achttausender-Besteigungen kein Unbekannter in der Szene, rannte in 7 Stunden, 52 Minuten auf den Gipfel und war nach insgesamt 14 Stunden, 6 Minuten wieder am Ausgangspunkt. Die neue Bestmarke, in der Zeitung „Nueva Espana“ veröffentlicht, wurde jedoch nicht nur bewundert, sondern auch bezweifelt. Falls Egocheagas Zeit stimmt, war er im Aufstieg gute 5 Stunden schneller als sein Vorgänger Holmes Pantoja Bayona; in der „Nueva Espana“ war jedoch zu lesen, dass er seinen Vorgänger um eine Stunde unterbot. Irgendetwas stimmt hier nicht.

Auch existieren keine klaren Angaben über Startpunkt und Zwischenzeiten; Zeugen oder GPS-Daten fehlen. In nur 3 Stunden soll Egocheaga die 1600 Höhenmeter ins Basecamp Plaza de Mulas mit einem Tempo von 8,3 Kilometer pro Stunde auf weichem Schotter zurückgelegt haben – eine Zeit, die selbst Weltmeister Bruno Brunod für utopisch hält. Rechnet man weiter, kommt man auf durchschnittlich 11 Minuten für 100 Höhenmeter, sowohl für den ersten Teil als auch für die restliche Strecke bis zum Gipfel. In dem flachen Gelände bis ins Basecamp lassen sich aber maximal 75 Prozent der Höhenmeter bewältigen, die man an den steilen Hängen oberhalb des Basecamps schafft. Also bleibt auch hier ein großes Fragezeichen!

Zwischenzeitlich wird Egocheagas K2-Besteigung im Jahre 2009 ebenfalls angezweifelt. Es gibt keinerlei Beweise, seine Beschreibung des Gipfelgeländes weicht von der Realität ab und seine Leistung von 10¼ Stunden inklusive Spurarbeit vom Lager 3 bis zum Gipfel halten auch Insider für nahezu unmöglich.[9]

8 *z. B. www.summitpost.org, www.explorersweb.com, www.desnivel.com*

9 *z. B. www.climbing.com, www.explorersweb.com, www.barrabes.com, www.mohammednc.blogspot.com*

Denali (6199 m)

Etwa drei Tage sind die Mt.-McKinley-Aspiranten über 2000 Höhenmeter bis zum sogenannten Medical-Camp (eine Art vorgeschobenes Basislager) unterwegs, von dort weitere 2000 Höhenmeter, verteilt auf zwei Tage bis zum Gipfel. Vom Basislager am Kahiltna-Gletscher müssen 28 Kilometer bis zum höchsten Punkt zurückgelegt werden. Was die Daten betrifft, ist der Anstieg also vergleichbar mit dem Anstieg zum Aconcagua ab Horcones. Die Gipfelhöhe ist zwar fast 800 Meter geringer, dafür ist jedoch das Umfeld ungleich alpiner.

Christian Stangl berichtet über seine Denali-Besteigung gedämpfter und respektvoller als sonst, was damit zusammenhängen mag, dass Stangl mit 16 Stunden, 45 Minuten mehr als 2 Stunden langsamer war als im Juni 2003 sein Vorgänger **Chad Kellogg** aus den USA mit 14 Stunden, 22 Minuten. Doch Kelloggs Rekord wackelt. Zwar schildert er die Besteigung auf seiner eigenen Website äußerst präzise und ausführlich mit zahlreichen Details und nennt sogar Zeugen, doch die Kritiker sind skeptisch. Sie vermissen ein Gipfelfoto sowie einen neutralen Zeitnehmer und behaupten, dass sowohl die zeitnehmende Person als auch die Zeugenaussagen und Zeiten manipuliert seien. Es gelte als bewiesen, dass Kelloggs korrekte Aufstiegszeit 17 Stunden, 37 Minuten sei, womit Stangl doch zum Rekordhalter würde. Auch nimmt man Kellogg übel, dass er zunächst die Unterstützung verschwieg: Getränke und warmes Essen wurden ihm an den Lagern vorbereitet, was den Aufstieg über eine solch lange Strecke deutlich erleichtert. Im Internet wird er sogar als der vielleicht *„most astounding multi-fraud committer in world history for speed records“*[10] bezeichnet: der vielleicht erstaunlichste Mehrfachbetrüger in der Weltgeschichte des Speedbergsteigens. Diese harte Bewertung resultiert daraus, dass auch mehrere seiner anderen, großen Unternehmungen umstritten sind (z. B. Broad Peak, Ama Dablam, Pik Pobeda, Khan Tengri); seine Speedrekorde am Denali und Mt. Rainier sollen ihm sogar offiziell aberkannt worden sein.[11]

10 *www.theadventureblog.blogspot.com*

11 *www.chadkellogg.com, www.jsweb.yuku.com, www.7summits.com, www.getoutdoors.com, www.theadventureblog.blogspot.com*

Der Ausnahmeathlet Kilian Jornet sprintet 2010 am Kilimanjaro zur Bestzeit.
Foto: Salomon/S. Repke

Kilimanjaro (5895 m)

Die Aufstiegsrouten sind lang, aber unschwierig, auf Steigeisen oder schwere Schuhe kann verzichtet werden, das Wetter ist relativ stabil, die Orientierung einfach – alles ideale Voraussetzungen für Speedbegehungen! Ein Problem gibt es allerdings: Wettbewerbe und Einzelbegehungen sind am Kilimanjaro verboten! Dennoch finden die Aspiranten immer wieder Lösungen: Mit viel Trinkgeld scheinen sich die Paragrafen ordentlich verbiegen zu lassen. Am Kibo gibt es klar definierte Startpunkte (Nationalpark-Eingänge), einen eindeutig markierten Gipfel sowie Parkranger, welche eine neutrale Zeitmessung übernehmen könnten. Ob Finanzspritzen nur Verbote aufweichen oder auch Stoppuhren individuell anpassen, wissen wir nicht. Doch wie dem auch sei: Am Kilimanjaro purzeln seit Jahren die Rekorde.

Wieder einmal setzte **Bruno Brunod** aus dem Aostatal eine Messmarke. Bereits 2001 spurtete er in 5 Stunden, 38 Minuten vom Marangu-Gate bis zum Gipfel (35 km), hin und zurück (70 km) in 8 Stunden, 34 Minuten. Da die Strecke mit einer Neigung von durchschnittlich 7° recht flach verläuft, lässt sich hier eine hohe Geschwindigkeit erzielen. Brunod lief ca. 6,2 Kilometer pro Stunde und bewältigte 100 Höhenmeter in 8,4 Minuten. Niemand zweifelt an dieser Leistung.[12]

2004 trat **Christian Stangl** an. Er kannte den Berg gut und konnte die ideale Linie für eine schnelle Besteigung austüfteln: den unteren Teil über die Umbwe-Route und vom Barancu-Camp geradeaus über die Westernbreach von Westen her zum Gipfel. Die präzise Tourenvorbereitung in Verbindung mit seiner Konditionsstärke bescherten ihm einen neuen Rekord: 5 Stunden, 36 Minuten, also zwei Minuten schneller als Brunod (Skyrunner, S. 151). Was nicht veröffentlicht wurde: Stangls Startpunkt liegt zwar 200 Höhenmeter tiefer, seine Route (19 km) ist jedoch 16 Kilometer kürzer als die Marangu-Route (hin und zurück 32 km). Für 200 Höhenmeter mehr sind ca. 15 Minuten einzukalkulieren, 16 Kilometer weniger be-

12 *www.climbmountkilimanjaro.com, www.alpinia.net*

deuten jedoch eine Zeitersparnis von mindestens 2 Stunden. Das heißt: Stangl mag zwar schneller gewesen und der Weltrekord-Anspruch berechtigt sein, doch Brunods Leistung ist bedeutend höher einzustufen.

Doch die Jagd ging weiter: Bereits ein Jahr später wurde Stangls Zeit von dem Amerikaner **Sean Burch** gebrochen – und dies sogar über die lange Marangu-Route. Burch ist Fitnesstrainer, freiberuflicher Schriftsteller und bezeichnet sich selbst als Motivationsspezialist. GPS-Aufzeichnungen oder Zeugen kann Burch trotz ausführlichster Berichterstattung auf seiner Website nicht aufweisen. Aus diesem Grund gilt die Begehung nicht als „offiziell" und lieferte reichlich Zündstoff für Zweifler.[13]

Allerdings war spätestens am 15. Oktober 2009 die Diskussion um Burchs Weltrekord ohnehin wieder überholt. **Andrey Puchinin**, der 36-jährige Profibergsteiger aus Kasachstan, machte sich am Marangu-Gate bereit für einen neuen Rekordversuch am Kilimanjaro. Schon bei zahlreichen offiziellen Berglaufveranstaltungen hatte er bewiesen, dass er zur Weltspitze gehört. Puchinin ist kein Selbstvermarkter und präsentiert sich auf keiner Internetseite. Die Nationalparkbehörde TANAPA hat jedoch seine Zeiten bestätigt und auf der Besteigungsurkunde vermerkt. Diese wurde von der „Mountaineering World of Russia" im Internet veröffentlicht und ist somit für jedermann einsehbar. Mit 5 Stunden, 24 Minuten, 40 Sekunden liegt Puchinin zwar nur 4 Minuten, aber eindeutig unter der Zeit des Amerikaners Burch.

Schon ein Jahr später, im Oktober 2010, war der nächste Aspirant startbereit: **Kilian Jornet** aus Spanien, ein renommierter Athlet, zweifacher Gewinner des Ultra-Trail du Mont Blanc. Wie Stangl nutzte der 22-Jährige den unteren Teil der Umbwe-Route, setzte dann aber den Aufstieg über das Karanga-Tal und die Barafu Hut fort. Diese Strecke mit einer Durchschnittsneigung von 10° ist 6 Kilometer länger als Stangls Linie, aber 10 Kilometer kürzer als die Marangu-Route. So erreichte Jornet den Kibo-Gipfel in 5 Stunden, 23 Minuten, 50 Sekunden (7,7 Minuten/100 Höhenmeter und 4,6 km/Stunde) und war damit 50 Sekunden schneller als Andrey Puchinin. Auf dem direkten Abstieg über die Mweka-Route (22 Kilometer und 4200 Höhenmeter) sprintete Jornet in einer unglaublichen Zeit von 1 Stunde, 50 Minuten zurück zum Mweka-Gate. Mit insgesamt 7 Stunden, 14 Minuten für diesen „round-trip" knackte er die sechs Jahre alte Bestzeit des Tansaniers Simon Mtuy auf der gleichen Route um 1¼ Stunden! Dieser hatte im Jahr 2004 den Gipfel über die Umbwe- und Mweka-Route in 6 Stunden erreicht und war nach 8 Stunden, 27 Minuten (inkl. 7 Minuten Pause mit Erbrechen auf dem Gipfel) zurück am Mweka-Gate.[14]

Fazit: Rekordhalter im Auf- und Abstieg entlang der Umbwe-Karanga-Barafu-Mweka-Route ist der junge Spanier Kilian Jornet. Andrey Puchinin gelang der schnellste Aufstieg über die Marangu-Route; der Schnellste im Auf- und Abstieg ist hier seit zehn Jahren der Superstar Bruno Brunod aus dem Aostatal.

Elbrus (5642 m)

Die Rekordzeiten an diesem Gipfel sind kaum umstritten, schließlich sorgen unabhängige Wettkampfkomitees für eine geregelte Durchführung und neutrale Zeitmessung. Bei zwei Berglaufveranstaltungen – einmal im Frühling mit Ski, einmal im Sommer – gibt es die Möglichkeit, Lorbeeren zu ernten. Die Elbrus-Rennen gehen auf das Jahr 1989 zurück, führten damals jedoch noch nicht über die gesamte Strecke vom Tal bis zum Gipfel. Vornehmlich Bergsteiger aus den ehemaligen Sowjetländern und Polen kämpften um die ersten Plätze. Zu Sowjetzeiten galten die Rennen als Härtetest und Training für große Unternehmungen an hohen Bergen; die besten Läufer durften an Expeditionen teilnehmen. Auf den Siegerlisten finden sich berühmte Namen wie Anatoli Boukreev, Andrey Puchinin und Denis Urbuko.

Das Red Fox Elbrus Race, organisiert vom Russischen Bergsteigerverband und der Outdoor-Firma Red Fox, findet seit 2008 jedes Jahr Anfang Mai statt. Bei diesem Festival werden im Laufe einer Woche verschiedene Wettkämpfe ausgetragen: eine Team-Meisterschaft, ein Skitourenrennen über 1000 Höhenmeter, ein Schneeschuhrennen und schließlich die Königsdisziplin: ein *high-speed run* von den Botschkis (tonnenförmige Hütten auf 3708 m) zum Elbrus-Gipfel (5642 m). 2010 bewältigten 30 Ausdauersportler die 7,4 Kilometer und 1900 Höhenmeter lange Strecke, allen voran **Mikhail Klimov** aus Moskau mit einer berauschenden Zeit von 2 Stunden, 27 Minuten. Ganze 16 Minuten war er damit schneller als sein Vorgänger **Semyon Dvornichenko** im Jahr 2009.[15]

Im September folgt das fast gleichnamige Elbrus Race, welches seit 2005 von Top Sport Travel und Mountaineering World of Russia organisiert wird. Es umfasst zwei Disziplinen: die Classic-Route, von den Botschki-Hütten bis zum Gipfel, und die Extreme-Route, welche sich ab Azau (Talort auf 2360 m) mit einer Durchschnittsneigung von 15° über 3280 Höhenmeter und 12,5 Kilometer zum höchsten Punkt hinaufzieht. Gewinner der „Kurzstrecke" war 2010 der 38-jährige Profi **Andrey Puchinin**, den wir schon vom Kilimanjaro kennen. Mit 2 Stunden, 34 Minuten verbesserte er seinen eigenen Rekord von 2006 um 12 Minuten. Die absolute Sensation lieferte jedoch der erst 22-jährige **Andrzej Bargiel** aus Polen, welcher mit 3 Stunden, 23 Minuten auf der extremen Strecke den „World Record on Elbrus" für sich verbuchen konnte.

Doch wo bleibt hier Christian Stangl? Er war ebenfalls schnell – und dies bereits fünf Monate bevor das Elbrus Race erstmals von ganz unten (Azau) bis ganz hinauf führte. Am 27. April 2006 bezwang Stangl mit minimaler Ausrüstung und einem GPS-Gerät den Gipfel in einer zweifellos hervorragenden Zeit von 5 Stunden, 18 Minuten. Schon im darauffolgenden September hätte er die Möglichkeit gehabt, sich offiziell beim Elbrus Race mit den Besten zu messen. Auf der Anmeldeliste war Stangl schon verzeichnet, doch unmittelbar vor dem Start stornierte er seine Teilnahme. Sieger wurde Denis Urbuko mit 3 Stunden, 55 Minuten, 58 Sekunden (1 Stunde, 23 Minuten schneller als Stangl)! Urbukos Rekord hielt vier Jahre lang – bis Andrzej Bargiel an den Start ging.[16]

Weitere Speed-„Spielplätze"

Neben Everest, Aconcagua, Denali, Kilimanjaro und Elbrus existieren natürlich weitere attraktive Berge, welche geeignete und beliebte „Rennstrecken" bieten. Am Mt. Kinabalu in Malaysia (Borneo) wird seit 1987 jährlich der *Climbathon* ausgetragen; auch Brunod ist dort unter den Gewinnern verzeichnet. Am Mustagh Ata (7546 m), dem „Vater der Eisberge", konnten sogar einmal Deutsche sehr schnelle Zeiten vorweisen (Robl, Böhm u. Haag), die Rekordzeit dürfte aber der junge Italiener Giovannini Diege innehaben. Im Himalaja sind Shisha Pangma, Cho Oyu und Broad Peak als große Ziele bei den „Speedies" begehrt. Auch in den Anden tut sich viel: Ojos del Salado, Cotopaxi, Sajama, Huayna Potosi und Chimborazzo werden vor allem von Südamerikanern berannt, zum Teil unterstützt von ganzen Mannschaften, welche die Rekordzeiten bestätigen können.

Und die Zukunft?

Hierzulande haben zwei Tote beim Zugspitz-Extremberglauf im Juli 2008 heftige Diskussionen entbrennen lassen. Doch auch wenn organisierte Bergläufe und das Speed-Bergsteigen auf hohe Gipfel von vielen traditionellen Alpinisten, wie z. B. Reinhold Messner, vehement abgelehnt werden, lässt sich das Rad der Zeit wohl nicht mehr zurückdrehen. So bleibt nur die Diskussion um die Optimierung der Wettkampf- und Sicherheitsbedingungen (z. B. Wettkampfkomitees, bestehend aus berglauferfahrenen, umsichtigen Berufsbergführern; genügend Streckenposten, bestehend aus korrekt ausgebildeten Einsatzkräften der Bergwacht).

Durch klare Regeln, strenge (Doping-)Kontrollen, eine neutrale Zeitnahme sowie unabhängige Zeugen, Fotos und GPS-Aufzeichnungen (wobei Letztere unmittelbar nach dem Lauf in neutrale Hände gegeben werden müssen) oder noch besser elektronische Sender, welche die Begehung per Satellit verfolgen, lassen sich Manipulationen weitgehend ausschließen. Spätestens dann sollten die Zeiten endgültig vorbei sein, in denen einsame „Protagonisten" selbst ihre Weltrekorde proklamieren und damit auch noch Sponsoren und öffentliche Anerkennung finden.

13 *www.seanburch.com*

14 *www.gadling.com*

15 *www.redfox-europe.com, www.elbrus.redfox.ru, www.7tops.com*

16 *www.theadventureblog.blogspot.com*

Literatur:

Ernst Kren/Christian Stangl: Skyrunner, Leykam Buchverlag, Graz 2009.

Hinweis:
In ungekürzter Form finden Sie diesen Text in Deutsch und Englisch auf www.freudig.de

BergKultur

Im Zentrum steht die **Geschichte des Alpenvereins**. Die Zeitreise beginnt mit der Eisenbahn, in der Anfangszeit der Bergreise, geht über die oft als „schwierig" bezeichneten 1930er- und 40er-Jahre bis hin zum **Medienspiegel** unserer Tage. Für den Zeitraum 1919 bis 1945 steht naturgemäß die Frage „Wie hielt es der Alpenverein mit Nationalsozialismus und Antisemitismus?" im Mittelpunkt des Interesses. Dass sich die Geschichte des Vereins weder auf diese eine Frage, noch überhaupt auf einfache Antworten verkürzen lässt, zeigt nicht zuletzt die bemerkenswerte Standortbestimmung von Luis Töchterle beim Rückblick auf **150 Jahre OeAV.**

© B. Ritschel

Die Eisenbahn als Alpinismuspionier

Aus der Geschichte der Bergreise

>> Peter Grimm

Historisch interessierte Bergfreunde betrachten Alpingeschichte üblicherweise als alpine „Heroengeschichte". Und in der Tat haben starke Persönlichkeiten die Entwicklung des Bergsteigens zu ihrer Zeit vorangetrieben. Wie sehr jedoch der Spielraum des Individuums von Anfang an von den wechselhaften Bedingungen des historischen Umfeldes beeinflusst war, das zeigt eindrücklich ein Blick ins Anfangskapitel ostalpiner Chronik. Blättern wir also zurück in die Zeit, als man das Tun der Alpinisten noch als „Bergreisen" verstand und in der Folge als „Hochtouristik".

Eröffnung des ersten Teilabschnittes der Bahnstrecke München–Augsburg, 1840; ohne Angabe des Künstlers. Abb. aus R. L. Temming: Illustrierte Geschichte der Eisenbahn, 1976, S. 35.

Kurz nach dem sogenannten „Geburtstag des Alpinismus" im Jahre 1786, der Erstbesteigung des Mont Blanc, haben die Kapriolen der politischen Geschichte die Entfaltung dieser neuen Erscheinung gehemmt. Hätten nicht seinerzeit die Wirren der Französischen Revolution und in der Folge die Napoleonischen Kriege Europa so gründlich erschüttert, wäre anschließend an das Fanal der Mont-Blanc-Bezwingung die Entwicklung des Alpinismus wohl zügiger verlaufen. Die Napoleonischen Kriege, die auch die Alpenländer verwüsteten, waren gewiss nicht angetan zu friedlichen (Berg-)Eroberungen. Selbst die für das Entstehen der Hochtouristik in den Ostalpen entscheidende Ersteigung des Großglockners verzögerte sich durch die Eroberungszüge des Korsen. Erst 1813 verschwanden seine Truppen endgültig aus den Alpen – und machten Elendsjahren für die Zivilgesellschaft Platz. Ein Alpenreisender dieser Frühzeit, der Sonderling und Felsbekritzler Joseph Kyselak, notierte 1825 in seinem Reisebericht kurz und bündig: *„… überall nackte Not!"*

Alpenreisen – einst unerschwinglich und lebensgefährlich

Wie aber sah es damals überhaupt mit dem Reisen aus? Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich an den Straßenverhältnissen des Mittelalters wenig geändert. Zwar wurden zwischen 1820 und 1860 in den Alpen etliche Passwege für Fuhrwerke befahrbar gemacht, doch scheinen die Zugangswege anfangs verheerend gewesen zu sein. *„Zu Beginn des 19. Jahrhunderts reiste (man) wie zu Zeiten Homers. Reiter, Ross und Wagen … hatten sich nur wenig gewandelt. Die Wagen waren etwas … besser gefedert, dafür waren die Straßen schlechter geworden. Noch waren die meisten Straßen … eher weite, ungepflegte Sand- oder Kiesbänder … Kein Wunder, dass die meisten es vorzogen, neben diesen sogenannten Straßen zu fahren." (W. Walz[1])* Was das Erlebnis einer solch unkomfortablen Fahrt betrifft, bemerkte Goethe 1816 in einem Brief an Marianne von Willemer: *„Am 20. Juli, früh 7 Uhr, fuhr ich mit Hofrat Meyer von Weimar ab, um neun Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um, die Achse brach …".*

1 *Walz, Werner: Die Geschichte der Eisenbahn. 2. Aufl. Stuttgart 1983, S. 45*

Der beraubte Postwagen. Das Original ist ein Litho von E. v. Guérard aus dem Jahre 1840, Abb. aus W. Walz: Erlebnis Eisenbahn. 2. Aufl. 1983, S. 49.

Die damals dahinknarrenden Kutschen waren in Staubwolken gehüllt, Fliegenschwärme, verwanzte Betten und kaum genießbare Kost verleideten den Aufenthalt in den finsteren Gasthöfen. Von der verdreckten Wäsche wundgeriebene Haut und Durchfall vom verseuchten Wasser begleiteten die Reise. Das schlimmste Übel aber bildeten Räuber und Banditen. Selbst der unerschrockene Arzt und Alpenforscher Belsazar Hacquet (1739–1815) warnte davor, auf Bergreisen ausgeraubt oder erschlagen zu werden. Einen Eindruck vom Stellenwert solcher Gefahr möge die Tatsache vermitteln, dass kurz nach 1800 Preußen 58 auf seinen Straßen gefangene Banditen mit Russlands Erlaubnis in sibirische Bergwerke abschob. In den Alpen hielt das Räuberunwesen noch lange an. So raubten noch 1864 am Passübergang des Monte Ceneri ins Schweizer Tessin Banditen die eidgenössische Postkutsche aus[2] – zu einer Zeit also, als die Pioniere des Schweizer Alpen-Clubs schon emsig ihre Schweizer Alpen erforschten.

Wer bereits auf der Reise zum Berg zu verunglücken drohte, dürfte wenig Lust empfunden haben, sein Schicksal dann am Berg selbst nochmals herauszufordern. Eine solche Gefährdung mag eine Rolle gespielt haben bei dem einst so beklagten „mangelnden Alpenverständnis" früherer Jahrhunderte. Dazu kamen ärgerliche Abgaben, wie die Fußwegemaut, die den Vorwärtsdrang sogar der Fußgänger hemmten. Auch war die zunehmende Unwegsamkeit durch die seit 1600

2 *Beerli: Unbekannte Schweiz. Bd. Tessin, S. 183*

Reussbrücke bei Göschenen; ohne Angabe von Jahr und Künstler, Abb. aus W. Walz: Erlebnis Eisenbahn, 2. Aufl. 1983, S. 144.

eingetretene „Kleine Eiszeit" nicht dazu angetan, damals „Alpenfreude" zu wecken. Abschreckend wirkten auch die immensen Reisekosten. Vermessungs-Leutnant Josef Naus (1793–1871), Ersteigner der Zugspitze, wurde im braven Königtum Bayern zwar nicht von Räubern ausgeraubt – aber das Postgeld für seine Eilkutschenfahrt in einem Tage von München nach Garmisch kostete ihm 1820 gleich viel wie vier Monate Logis in ländlichen Etablissements Oberbayerns.

So waren Bergreisen in den Alpen noch Anfang des 19. Jahrhunderts nur einer hauchdünnen Oberschicht vorbehalten. In den fünfzig Jahren nach der Großglockner-Ersteigung 1800 durchstreiften zwar vereinzelt wissbegierige Naturforscher das Gebirge. Auch mussten sich einzelne Gipfel der Neugier ländlicher Alpenbewohner beugen, allen voran dem wohl ersten sportlichen Bergsteiger in Bayern, dem slowenischen Geistlichen Valentin Stanig (Stanič, 1774–1847). Doch alpinistischer Ersteigungseifer ist mit dem Namen des volkstümlichen Habsburgers Erzherzog Johann sowie, ab 1822, mit Professor und Theologe Peter Karl Thurwieser (1789–1865) verbunden. Aktiv am Berg sind in der Postkutschenzeit auch Pater Placidus a Spescha (1752–1833) und Johann Jakob Weilenmann (1819–1896), in der Schweiz zudem Gottlieb Studer (1804–1890) und Gefährten gewesen. Insgesamt aber war das kleine Häufchen Bergreisender mit Gipfeldrang in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenso überschaubar wie die Ausbeute an neuen Besteigungen.

Schon aus „Berufsgründen" bot einem allseits beliebten Erzherzog das Reisen mäßigere Probleme. Und einem extrem bedürfnislosen „Altmeister" der ostalpinen Hochtouristik namens Thurwieser fiel es als gebürtigem Tiroler Kleriker auch nicht schwer, die Fährnisse einer Bergreise nach Bergvagabundenart zu bestehen. Zumal den Herren geistlichen Standes wohl auch die Pforten aller Pfarrhäuser offen standen. Jedenfalls fallen in Chroniken der Frühzeit des Alpinismus erstaunlich viele Geistliche auf. Und noch etwas geht deutlich aus den Daten hervor: Die Alpinisten der Postkutschenzeit entstammen überwiegend dem engeren Bereich des Alpenraumes. Es waren zumeist in den Tälern der Alpen geborene Männer. Erst zu Beginn der Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts erschien mit dem Juristen Dr. Anton von Ruthner (1817–1897) ein städtischer Bildungsbürger vom Alpenrand auf der hochtouristischen Bühne. Er, wie die Alpinisten der unmittelbar darauf folgenden Periode der „Stadtfräcke", bedurften mangels eigener Bergerfahrung der Führung durch Einheimische. Als Antwort auf diesen Bedarf entwickelte sich vorwiegend aus Jägern, Passführern, Gasthausknechten und Kristallsuchern langsam eine Hochtourenführerschaft.

Eisenbahnbau – Schildbürgerstreiche deutscher Kleinstaaterei

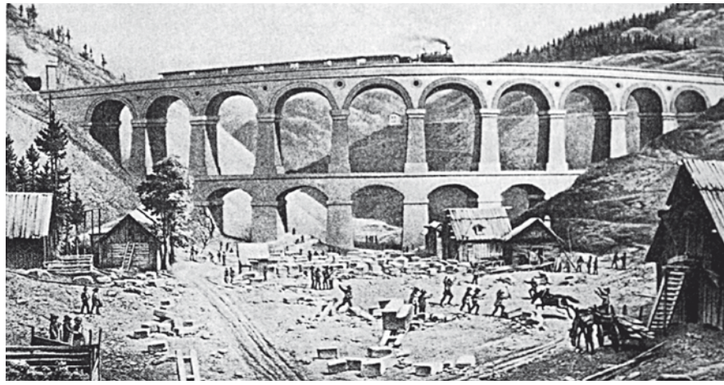
Dies alles änderte sich mit dem Bau der Eisenbahnen um die Jahrhundertmitte. Zwar schuf James Watt schon 1782 die erste brauchbare stationäre Dampfmaschine. Ebenfalls zog bereits 1804 eine Dampflokomotive des genialen britischen Konstrukteurs Richard Trevithik die erste Schienenbahn der Welt. Auf Basis dieser Vorstufen eröffnete Eisenbahnpapst George Stephenson 1825 im technikfreundlichen England mit dem ersten Linienverkehr endgültig das Dampfbahnzeitalter. Am Kontinent waren Franzosen die Vorreiter der Eisenbahnzeit. Die erste Bahn auf deutschem Boden schnaufte bekanntlich 1835 dank der Investition wagemutiger Nürnberger Kaufleute die sechs Kilometer zwischen Nürnberg und Fürth hin und her. Trotz Abneigung des bayerischen Monarchen sowie seiner bremsenden Ministerialen erwirtschaftete das Unternehmen auf Anhieb 20 Prozent Dividende.

Vier Jahre später verband die erste deutsche „Fernbahn" im Königreich Sachsen die Handelsstadt Leipzig mit der Residenzstadt Dresden. Offen gegenüber der neuen Verkehrsentwicklung zeigte sich auch Preußen. Was hingegen engstirniges dynastisch-partikularistisches Denken anderer deutscher Kleinstaaten in Sachen Eisenbahn zuwege brachte, gäbe den Stoff ab für eine Satire des „Simplizissimus". Dazu Reisepublizist Ludwig Steub (1812–1888): *„Bei den Eisenbahnen sieht man bekanntlich, wie bei den Regierungssystemen deutscher Staatsmänner, frühestens zehn Jahre zu spät, daß sie ganz falsch angelegt wurden*[3]*".*

Trotz aller Schildbürgerstreiche absolutistischer Willkür offenbarte die deutsche Kleinstaaterei einen Vorteil: Der gegenseitige Wettbewerb sorgte für eine rasche Entwicklung. Schon 1851 bestand eine Bahnverbindung Berlin–München; 1855 konnte man bereits von Frankfurt bis Basel fahren, 1856 begann der Eisenbahnverkehr Holland–Deutschland. Und ab 1859/60 rollten die Züge von München nach Innsbruck und Wien – versuchsweise mit ersten Aborten in Personenwägen. Die Jahre der Not waren vorüber. Aufblühender Handel und mit der Bahn einsetzender Fremdenverkehr kratzten mit der Zeit sogar am Vorrang militärstrategischen Planens beim zunehmend verstaatlichten Eisenbahnbau. Eine unglaubliche Umwälzung!

Die k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn, die beherrschende Macht in den Ostalpen, besaß seit 1832 zwischen Linz und Budweis im Kronland Böhmen die erste Fern-Pferde-Eisenbahn. Für die damals so überaus wichtige Bahnverbindung Wien–Triest durch die Steiermark wagte der Ingenieur Dr. Karl Ritter von Ghega am Semmering den Bau der ersten Gebirgsbahn. Noch gab es keinerlei Erfahrung mit geeigneter Trassenführung zur Überwindung des Steilabfalls der Ostalpen, auch war keine technisch brauchbare Gebirgslokomotive in Sicht. Der kreative Ghega schaffte die Lösung: 1857 reisten Waren und Personen durchgehend von Wien zum Adriahafen Triest. Den Alpenhauptkamm überschiente Österreich 1867

3 *Steub, Ludwig: Sommer in Oberbayern. München 1960, S. 104*



Semmeringbahn Viadukt „Kalte Rinne", 1851; ohne Angabe des Künstlers, Abb. aus W. Walz: Erlebnis Eisenbahn, 2. Aufl. 1983, S. 139.

am Brenner. Man merkt dies noch an der altertümlichen Trassenführung. Schließlich drangen Anschlussbahnen in einige Alpentäler ein, wie 1871 die Pustertalbahn. In anderen bedeutenden Seitentälern, wie beispielsweise Zillertal und Ötztal, richtete nach 1880 die staatliche Post den Personenverkehr per Kutsche ein. Auch das war eine wesentliche Neuerung für Hochtouristen. Schließlich eröffnete 1882 die Schweiz, bei der Baufinanzierung von den Nachbarstaaten unterstützt, mit der Gotthardbahn die Periode der großen alpinen Tunnelbauten der Eisenbahn.

Wohl nicht ganz zufällig zur Zeit der Gründung des Deutschen Alpenvereins 1869, so gegen 1870, war der Bau der Haupteisenbahnen abgeschlossen. Siebzig Jahre nach der „Geburtsstunde" des ostalpinen Alpinismus am Großglockner verlor die Bergreise ihre Schrecken. Sicher, rasch und leidlich preisgünstig konnte man nun Ziele in den Alpen erreichen. Statt in sechs Tagen zu je zwölf

Bahnhofsportier läutet zur Erstürmung des Zuges durch die Touristen; zeitgenössische Karikatur ohne Jahr und Künstler, Abb. aus W. Walz: Erlebnis Eisenbahn, 2. Aufl. 1983, S. 167.

Kutschen-Fahrstunden gelangte man jetzt in insgesamt sechs Stunden von Wien nach Innsbruck und die Kosten einer Fahrt von London nach Basel betrugen sogar nur mehr ein Fünftel des vor der Eisenbahnzeit aufzuwendenden Betrages. Nebenbei gewannen Karikatur und Publizistik ein neues Ziel für ihre spitzen Federn – das obrigkeitliche Gehabe des einfachen Bahnpersonals.

„Segen" der Eisenbahnlinien

Soweit das Wachstum der Eisenbahn in flüchtigen Strichen. Wie aber sahen die alpinen Zeitgenossen die Auswirkungen dieses Fortschritts? In dem von ihm herausgegebenen Standardwerk „Die Erschließung der Ostalpen" hielt 1893 Alpenvereinspräsident Professor Eduard Richter (1847–1905) im ersten Band fest, *„dass die ausserordentliche Steigerung, welche die Alpenreisen in den letzten zwanzig Jahren [ca. 1870–90] erfahren hat, in erster Linie der Erleichterung und Verbilligung des Verkehrs ihren Ursprung verdankt, wobei nicht übersehen werden darf, dass die Eröffnung von Zufahrtslinien wie Berlin–München, Prag–München u. dgl. vielleicht ebenso wichtig war wie die der Alpenbahnen selbst*[4]*."* Auch der hervorragende Alpenkenner und Pionier der „Führerlosen" Ludwig Purtscheller (1849–1900) schrieb 1894 in seiner wohlfundierten Darstellung „Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus": *„Aufschwung nahm der Alpinismus durch die grossartige Entwicklung der Verkehrseinrichtungen. Wie das ganze Jahrhundert, so steht auch die (alpine) Touristik unter dem Zeichen des Verkehrs, und selbst in die entlegensten Alpenthäler hinein dringt der Pfiff der Lokomotive wie der Weckruf einer neuen Zeit*[5]*."*

Als weiterer Beleg für den Einfluss der neu erbauten Eisenbahnen auf die Entwicklung des Alpinismus diene Ruthners kompetente Feststellung in seinem 1864 erschienenen Werk „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen": *„Der Großglockner ist seit dem Jahre 1852 … ein moderner Berg geworden, der oft bestiegen wird. Er verdankt dies … auch dem vorzüglich seit der Eröffnung der österreichischen Westbahn bedeutend vermehrten Besuch des Pinzgaues und von Heiligenblut …."* Gerade der Großglockner spiegelt exemplarisch die Entwicklung der Hochtouristik in dieser Zeit wider. Und *Ruthner*, Mitgründer des alten *Oesterreichischen Alpenvereins* und wohl einer der emsigsten ostalpinen Alpinisten Mitte des 19. Jahrhunderts, konnte dies beurteilen. Als eines der ersten deutschen, von einem Bergsteiger für Bergsteiger geschriebenen Bücher, hat dieses selbst wiederum einen erheblichen Einfluss auf die ostalpine Hochtouristik ausgeübt.

Bei der Durchsicht alpinistischer Publikationen der Zeit fallen so manche Äußerungen zum Thema „Entwicklung des Alpinismus und der Bahn" auf. So betont Anton Spiehler beispielsweise für die Allgäuer Alpen: *„1853 wurde die Hof-Lindauer Bahnlinie und damit der Fremdenverkehr in den Allgäuer Thälern eröffnet*[6]*."* Und für die Stubaier Alpen vermerkt Purtscheller: *„Einen mächtigen … Aufschwung erhielt der Touristenverkehr durch die im Jahre 1867 erfolgte Eröffnung der Brennerbahn"*. Er sieht als Konsequenz sogar die dort zu dieser Zeit erhöhte Hüttenbautätigkeit des *Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins*. Wiederholt erwähnt der Alpenkenner und erfolgreiche Gipfeleroberer in seinen Schriften den „Segen" der Eisenbahnlinien für die Alpinisten. Im Übrigen habe man, laut Eduard Richter, auch bei der Errichtung des Glocknerhauses die Lage zur Bahn berücksichtigt[7].

Schließlich fasst im Band 1869/70[8] der „Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins" ein Herr von Wachter die Bedeutung der Bahnen aus europäischer Sicht zusammen: *„Das Eisenbahnwesen ist für die Entwicklung der Alpenkunde offenbar von der größten Bedeutung. Denn erst seit der großen Erweiterung des europäischen Eisenbahnnetzes ist es möglich geworden, dass die Alpen so vielfach besucht werden … Erst seit dieser Zeit sind die Alpen, … ein Gemeingut der europäischen Völker geworden."* Fünf Jahre später vergisst Franz Kreuter nicht, im gleichen Organ festzustellen, wie außerordentlich verschlechtert sich der Charakter der Wildbäche und Murgänge seit Eröffnung der Brenner- und Pustertaler Bahn habe. *„Denn die durch die Eisenbahn erleichterte Abfuhr des Holzes war ein kräftiger Sporn zur Verwüstung der Wälder*[9]*"*. „Waldsterben" war also schon ein Thema im 19. Jahrhundert!

4 *Richter, Eduard in: Erschließung der Ostalpen, Bd. 1,S. 10*

5 *Purtscheller, Ludwig in: Zeitschrift des Deutschen u. Oesterr. Alpenvereins, Jg. 1894, Bd. 25*

6 *Spiehler, Anton in: Die Erschließung der Ostalpen. Bd. 1, S. 49*

7 *Richter, Eduard in: Die Erschließung der Ostalpen. Bd. 1, S. 182*

8 *Fr. v. Wachter in: Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins, Bd. 1, München 1870, S. 364*

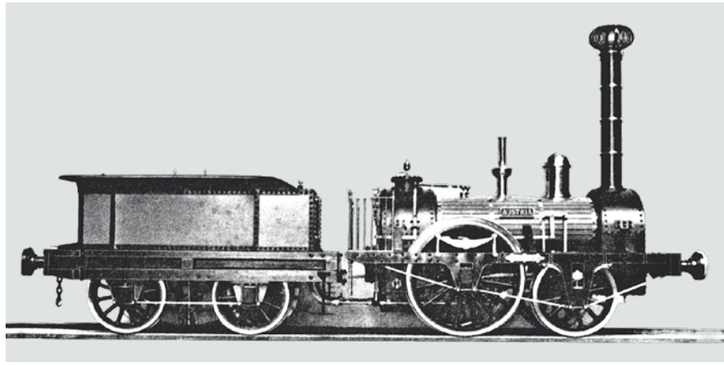
9 *Zeitschrift des Deutschen u. Oesterr. Alpenvereins. Jg. 1884, Bd. 15, S. 234*

10 *Richter, Eduard in: Erschließung der Ostalpen, Bd. 1, S. 10*

Die mobile Alpinistengeneration

Im auffallenden zeitlichen Zusammenhang mit dem Eisenbahnbau zeigt sich eine weitere Entwicklung. Da trat nämlich um die Sechzigerjahre eine neue Generation von Bergsteigern auf, wie Paul Grohmann (1838–1908), Eduard von Mojsisovics (1839–1907), Franz Senn (1831–1884), Julius Payer (1842–1915), Karl Hofmann (1847–1870), Johann Stüdl (1839–1925) und andere. Und dies war kein Zufall. Eduard Richter gibt in „Die Erschließung der Ostalpen" die Antwort auf das Warum: *„Mit der leichten Erreichbarkeit der innersten Theile der Alpen wurde nicht bloß die Zahl, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Bergsteiger ganz wesentlich gehoben, da es leicht geworden war, sich mit geringen Mitteln eine Uebung zu erwerben, welche bisher kaum jenen Tapferen zu erreichen vergönnt war, die öfter als einmal im Leben sich die Kosten und Strapazen jener früher unerlässlichen langen Post(kutschen)fahrten usw. auferlegen konnten*[10]*."*

Diese neue Garde der Hochtouristen kam vorwiegend aus alpennahen, später auch aus alpenfernen Städten. Sie löste gleichsam das dünne Grüppchen der unmittelbar dem Alpenraum entstammenden Vorväter ab. Die nunmehr „mobile" Generation der frühen Eisenbahnjahre räumt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter einheimischer Führung mit unbestiegenen Gipfeln auf. Der „Führertourist" wurde zum Normalfall, beim imposanten Gipfelerfolg wie beim simplen Alpenspaziergang. Mit dem steigenden Touristenbesuch entdeckte so mancher Alpeneinwohner sein Können, Gespür und Geschick, sich zur viel gefragten Berühmtheit emporzuarbeiten. Auf der Kehrseite konnten ländliche Rosstäuschermanieren wie auch Ausbeuterei auf dem ungeregelten Markt der „Gründerzeit" nicht ausbleiben. Vergilbte Alpinistenmemoiren künden davon.



„Austria", die erste Lok auf der ersten österreichischen Strecke Floridsdorf–Deutsch Wagram; ohne Angabe von Jahr und Künstler; Abb. aus W. Walz: Erlebnis Eisenbahn, 2. Aufl. 1983, S. 134.

Die meisten Namen aus dieser Hochtouristenriege tauchen in den Gründungsprotokollen der alpinen Vereine wieder auf. Alpinpublizist Helmut Schöner hat auf die Beziehungen zwischen dem Entstehen dieser Vereine und dem Werden des Eisenbahnnetzes hingewiesen. Und in der Tat sind zumindest ab 1862 solche Zusammenhänge nicht zu übersehen. Ohne Eisenbahnverbindung hätten *Kurat Franz Senn* aus dem hintersten Ötztal und Kaufmann Johann Stüdl aus Prag die Gründung des ersten Deutschen Alpenvereins 1869 in München wohl kaum persönlich betreiben können. Auch hielt der alte Deutsche und Oesterreichische Alpenverein seine dritte Hauptversammlung bereits in Bozen ab, also südseits der Alpen. Dank Brennerbahn erschienen dort 200 Teilnehmer. Und mindestens in einem Fall dürfte eine oberbayerische Alpenvereinssektion mit dem Bahnbau zu einem von ihren Gründervätern gern besuchten Berggebiet entstanden sein, nämlich die Sektion Starnberg. Gleichzeitig mit dem Bahnbau nach Oberammergau taucht 1902 ihr Name auf im Sektionenverzeichnis des *DuOeAV*. Geburtshelfer Eisenbahn – oder nur ein Zufall?

Mit der Anreisemöglichkeit Eisenbahn vollzog vor allem der ostalpine Alpinismus den Sprung von ersten noch zaghaften Schritten zum ausgreifenden Vorwärtsschreiten. Wer hinter den Vorhang der Geschichte schaut, der erkennt, wie sehr auch das Bergsteigen stets vom Umfeld der Zeitgeschichte abhängig war. Im Guten wie im Bösen. Zum Guten aber zählte vor rund 175 Jahren der Bau der Eisenbahnen. Eine echte alpine Pionierleistung.

„Am Schlern ein Schutzhaus steht“

Der Alpenverein, sein Umfeld und seine politische Rolle

>> Horst Christoph

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs geriet der ursprünglich bürgerlich liberale Deutsche und Oesterreichische Alpenverein rasch in ein nationales und antisemitisches Fahrwasser, das ihn zu einer Vorfeldorganisation des Nationalsozialismus werden ließ. Sich davon zu befreien, wurde erst lange nach 1945 zu einem mit Widersprüchen gepflasterten Weg.

Einzug der Alpenvereinsleute am 26. Juli 1936 in Innsbruck.
© Stadtarchiv Innsbruck (Signatur: Ph-28568)

Zur Einstimmung zwei Texte aus dem Liedgut, das wir als junge Bergsteiger um 1960 sangen. Der erste Text hat zwei Strophen und folgt der Melodie des bekannten Jägerliedes „Des Morgens in der Früh“:

Am Schlern ein Schutzhaus steht
Von deutscher Hand
(Variante: Mit deutschem Geld) erbaut
Da kam die welsche Brut daher
Und hat es uns geklaut

Die Hüttn hams uns gstohln
Mitsamt dem Inventar
Der Teufel soll sie holen
Die ganze walsche Schar

Das zweite Lied ging so:

Maria und Josef
Die hatten ein Buttermilchgeschäft
In Jerusalem am Bahnhof
Da kann man Juden sehn, ja Juden sehn
Ju-ju-ju, den-den-den, Ju-ju-ju, den-den-den
Da kann man Juden sehn.

Der Text variiert die Zeilen „Die Vöglein im Walde …“, die als Refrain mehrerer Lieder, u. a. einer Fassung des „Guten Kameraden“ existierten. Das erstere Lied wurde durchaus ernst, mit leicht trotzigem Unterton gesungen, das zweitere betont lustig, nonsense-artig. Beim ersteren Lied war uns eine Verbindung zur Geschichte sehr bewusst, beim zweiteren dachte niemand an einen möglichen antisemitischen Bezug, der mir heute auffällt.

Ich bin Mitglied des Akademischen Alpenklubs Innsbruck, einer studentischen Verbindung der dortigen Universität, die zwar, anders als etwa eine Akademische Sektion, nicht dem Alpenverein unmittelbar angehört, aber aus ihren Reihen immer wieder namhafte Funktionsträger des Alpenvereins gestellt hat und darauf immer noch stolz ist. Die Entwicklung des AAKI, wie ich sie als Aktiver von den späten 1950er-Jahren bis gegen Ende der 1960er-Jahre miterlebt und auch mitgestaltet habe, sehe ich als Anschauungsmaterial für eine Gesinnung, die auch im Oesterreichischen Alpenverein verbreitet war.

Die deutschnationale Tradition im „Klub“ wurde nach dessen Wiederaktivierung nach dem Zweiten Weltkrieg zwar nicht besonders betont, aber als selbstverständlich vorausgesetzt. Als studentische Korporation gehörte der AAKI dem Freiheitlichen Hochschulausschuss (FHA), dem Dachverband aller freiheitlichen Verbindungen der Universität Innsbruck an. Eine Standardformel bei Stiftungsfestreden lautete: „Der Klub ist zwar politisch unabhängig, steht aber traditionsgemäß weder im konservativen noch im sozialistischen Lager.“ Das signalisierte, dass sich der AAKI dem „Dritten Lager“, wie sich in Österreich Deutschnationale und Nationalliberale nennen, zugehörig sah.

Der „Klub“ und die AV-Traditionen

In der „Altherrenschaft“ dominierte damals noch die Generation der vor und um 1900 geborenen und in der Zwischenkriegszeit aktiven Klubmitglieder, aus deren Reihen schon einmal bei der Beurteilung eines Gastes der Satz „Der riecht nach Knoblauch“, d. h. er sieht jüdisch aus, vernommen werden konnte. Wir Aktiven nahmen das ohne Protest, eher belustigt zur Kenntnis. Das Klubleben war für uns von Näherliegendem bestimmt: Die ersten von uns hatten eigene Autos, es gab Nebenverdienstmöglichkeiten wie Bergführen und Skilehren, und die Westalpen lockten. Einen wichtigen Anteil am Klubleben nahmen auch schon Frauen, die damals wie in den meisten Studentenverbindungen noch nicht als Mitglieder zugelassen waren.

Im Laufe der Sechzigerjahre machte sich dann doch bei einigen Jungen eine vermehrte Distanz zu den als „alte Nazis“ empfundenen Mitgliedern bemerkbar, ohne dass dies aber ernsthaft diskutiert wurde.

Nicht allein aus ideologischen Gründen, vielleicht eher aufgrund der Tatsache, dass wir mit den Ritualen der Burschenschafter nichts anzufangen wussten, nutzten wir Mitte der Sechzigerjahre bei einer Klubversammlung eine abstimmungsgünstige Situation, um den Austritt aus dem FHA zu beschließen. Die Zwischenkriegsgeneration, soweit sie noch lebte, nahm das uns gegenüber mehr oder weniger kommentarlos zur Kenntnis. Von der Weltkrieg-Zwei-Generation kamen einige nicht mehr zu den Klubveranstaltungen, ohne aber auszutreten.

Während also Antisemitismus und der Zweite Weltkrieg in der von mir angesprochenen Zeit im

AAKI kein offenes Thema waren, bildete der Erste Weltkrieg – präziser gesagt, der Krieg an der Dolomitenfront, an der die Mehrzahl der ältesten Klubmitglieder Dienst getan hatte – einen nicht unwichtigen Teil der Erinnerungskultur. Die ausführlichen Erzählungen der Altherrenschaft an den Klubabenden endeten häufig dabei, wer wie viele Stunden oder Tage unter Lawinen überlebt hatte. (Es handelte sich dabei nicht um direkte Verschüttungen, sondern um die Zuschüttung von Unterständen, in denen man längere Zeit überleben konnte.) Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass der profilierteste deutschsprachige Erforscher des Dolomiten- und Isonzokriegs, der Militärhistoriker Heinz Lichem (1941–2007), damals als Student an der Universität Innsbruck ein Aktiver des AAKI war.

Dieser Gebirgskrieg in den Dolomiten wurde auch im Alpenverein immer als eine – im Gegensatz zum Massensterben in Russland und an der Westfront – faire Auseinandersetzung erinnert, bei der sich Männer, die einander zuvor als Bergführer gekannt hatten, gegenüberstanden. Zur Symbolfigur dieses Krieges wurde Sepp Innerkofler aus Sexten, dem die italienischen Alpini, nachdem er 1915 beim Kampf um den Paternkofel gefallen war, ein ehrenvolles Begräbnis bereitet hatten.

Sepp Innerkoflers Heldentod wurde zehn Jahre danach, 1925, in den Mitteilungen des DuOeAV ausführlich gewürdigt. 1931 erschien die pathosgeladene Romanbiografie „Der Sepp“ von Karl Springenschmid. Der Autor, 1897 in Innsbruck geboren, war begeisterter Bergsteiger und Lehrer in Salzburg. Er hatte als Kaiserschütze an der Dolomitenfront gedient und trat 1932 der NSDAP, 1934 der SA bei. Nach dem „Anschluss“ war er als Leiter des NS-Lehrerbundes hauptverantwortlich für die Bücherverbrennung in Salzburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren seine Bücher kurze Zeit als NS-Propaganda verboten, bald aber durfte der Vielschreiber wieder publizieren, verfasste u. a. eine Toni-Sailer-Biografie und wurde sogar ins Holländische übersetzt.

Wie schwierig die „Fronten“ im Ersten Weltkrieg auseinanderzuhalten waren, zeigt Angelo Dibona aus Cortina d’Ampezzo, einer der weltbesten Kletterer des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts und ein überzeugter Altösterreicher. Er diente bei den Kaiserjägern in Innsbruck, machte in Villach seinen Bergführer und war im Krieg auf österreichischer Seite am Isonzo, am Ortler und in der Presanella im Einsatz. Zwei der fähigsten Klienten des Bergführers Dibona waren die jüdischen Wiener Industriellen-Brüder Max und Guido Mayer, mit denen er und sein Führerkollege Luigi Rizzi 1910 eine der schwierigsten Routen jener Zeit, die Ödsteinkante in den Ennstaler Alpen, erstbestiegen hatte (siehe auch Trojer, Seite 34). Die Leistung der Mayer-Brüder, die nach dem Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus der AV-Sektion „Austria“ die Sektion „Donauland“ mitgegründet hatten, wurde von Eduard Pichl, dem fanatischsten Wortführer der Deutschnationalen im Alpenverein, gezielt und konsequent diffamiert, mit dem beliebtesten antisemitischen Vorwurf, sie hätten sich ihre alpinen Erfolge mit Geld erkauft.

Dibona starb 1956. Zwanzig Jahre später wurde ihm in Cortina ein Denkmal errichtet, an dessen Einweihung italienische, französische und Schweizer Bergsteiger teilnahmen. Das Fehlen einer Delegation des Oesterreichischen Alpenvereins wurde dabei ausdrücklich vermerkt.

Führerabzeichen der jüdischen Alpenvereinssektion Donauland von Viktor Frankl.

© Jüdisches Museum Hohenems

Betroffene Zeitzeugen

Von den Betroffenen der Radikalisierung des Alpinismus in der Zwischenkriegszeit, die sich später öffentlich dazu äußerten, ist der bedeutendste Viktor Frankl (1905–1997), der einer jüdischen Beamtenfamilie entstammende Begründer der Logotherapie. Er kam von den sozialdemokratischen „Naturfreunden“ und wurde Mitglied der jüdischen Sektion „Donauland“. Der Überlebende des Konzentrationslagers Auschwitz trat für Versöhnung ein und wurde 1987 vom OeAV zum 125. Vereinsjubiläum als Festredner eingeladen.

Ein weniger bekannter Betroffener war Gad Hugo Sella, 1912 als Hugo Silberstein in Innsbruck geboren, ein jüdischer Tiroler, der das Land 1938 rechtzeitig verlassen konnte und 1979 in seinem Buch „Die Juden Tirols“ als Erster Details über die „Reichskristallnacht“ in Innsbruck publik machte. Gad Hugo Sella – es gibt Hinweise, dass er und sein Bruder ihren Namen nach der Gebirgsgruppe in den Dolomiten wählten – gehörte in der Zwischenkriegszeit einer bergbegeisterten Gruppe junger Juden in Innsbruck an. Ich hatte ihn als wichtigen Anstoß genannt, meine eigene nationalsozialistische Familiengeschichte zu publizieren, und er lud mich nach deren Erscheinen zu einem Treffen im Wiener Café „Tirolerhof“ ein. Dabei erzählte er mir eine Begebenheit auf einer Skitour auf die Ruderhofspitze in den Stubaier Alpen, die mich betroffen machte, weil ich mich fragte, ob nicht Menschen, die ich kannte, daran beteiligt waren. Gad Hugo Sella: „Am Gipfel war noch eine andere Gruppe. Einer von diesen schwärmte, wie schön es hier sei. Da sagte ein Zweiter: ‚Und weißt du, was das Schönste hier oben ist? Weit und breit kein Jud‘“.

Diese offensichtlich vorherrschende Gesinnung einer Vielzahl österreichischer Bergsteiger musste schon seit mehr als einer Generation durch deren Köpfe gegeistert sein. Der Tiroler Dichter, Heimatforscher und Bergsteiger Anton Renk (1871–1906) hatte folgendes Gedicht in einem Stubaier Fremdenbuch veröffentlicht:

Klecks in der Landschaft
Es zieht der Adler seine Kreise,
Es blüht des Edelweißes Stern,
Und eines Volkslieds fromme Weise
Klingt auf von einer Alpe fern.
Und wunderweiße Firnen glänzen:
Gott mit den Menschen reden will –
Auf einmal ist der Herrgott still –
Und wisst ihr wohl, warum er schweigt?
Weil auf den Berg – ein Jude steigt!

Die Last der Erinnerung

Im Alpenverein wurde der Antisemitismus erst sehr spät und nicht ganz freiwillig thematisiert. 1996 erschien das Buch „Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik“ des Wiener Sporthistorikers Rainer Amstädter, eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des österreichischen und deutschen Alpinismus. Darin zeichnet der Autor dessen Wege vom Liberalismus zum Nationalismus, von Romantik, Naturschwärmerei und britischem Sportgeist zum Gefahren- und Kampfalpinismus. Das „dunkle Kapitel in der AV-Geschichte“, nämlich der zunehmende Antisemitismus, wird dabei vor allem aus österreichischer Sicht zum ersten Mal breit und detailliert unter Nennung der beteiligten Personen nachgezeichnet. Amstädters Auseinandersetzung wurde im Alpenverein distanziert und überwiegend ablehnend aufgenommen. Von „unberechtigt heftigen Anwürfen“ war die Rede, im besten Fall von einem „positiven, aber unsanften Rippenstoß“.

Eine Gruppe jüdischer Jugendlicher aus Innsbruck mit Gästen, Weihnachten 1935. Hugo Silberstein (später: Gad Hugo Sella) an der Gitarre.

© Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck

Nun war der Alpenverein aufgerufen, Geschichtsaufarbeitung zu betreiben. Der erste Vorsitzende des OeAV, Louis Oberwalder, hatte zwar bereits 1987 die eher rhetorische Frage gestellt „Wie hält’s der Alpenverein mit seiner Vergangenheit?“, aber erst der Kulturbeauftragte des DAV, Helmuth Zebhauser, bezog in seinem Buch „Alpinismus im Hitlerstaat“ 1998 Stellung zur NS-Vergangenheit des Alpenvereins, nicht ohne diese als überwunden zu erklären.

Versteht sich Zebhausers Schrift als Kaleidoskop aus „Gedanken, Erinnerungen, Dokumenten“, so darf man ein jetzt zum bevorstehenden 150. Gründungsjahr des Oesterreichischen Alpenvereins erscheinendes Kompendium „Berg Heil! Bergsteigen und Alpenverein 1918–1945“, gemeinsam finanziert von den drei Vereinen DAV, OeAV und AV Südtirol, aufgeteilt auf ein Team einschlägig bewanderter Autoren, als eine Zusammenführung möglichst vieler Quellen sehen. Das gilt vor allem für das zentrale Kapitel „Der Verein“, verfasst vom Zeitgeschichtler Martin Achrainer und Nicholas Mailänder, die eine Fülle bisher unbeachteter Schätze aus den Archiven der Alpenvereine hoben.

Als den langen ideologischen Weg zu diesem Buch könnte man die gesellschaftspolitische Entwicklung der Zweiten Republik in Österreich se-

Eduard Pichl bei der Hauptversammlung des Alpenvereins in Friedrichshafen 1938.
© Archiv des DAV, München

hen: vom Wiederaufbau, der „Gräben" zuzuschütten bestrebt war, über die Kreisky-Ära und die Konsumgesellschaft bis zur Waldheim-Affäre und den Arbeiten einer jungen Generation von Zeitgeschichtlern, zu denen auch Amstädter zu zählen ist, die sich der Vorgeschichte des Nationalsozialismus annahmen.

Schon 1921 war Eduard Pichl, ein durch Erstbesteigungen wie der Langkofel-Nordkante bis heute angesehener Kletterer, gleichzeitig aber durch seine Freundschaft mit dem von Adolf Hitler bewunderten Georg Schönerer radikalisierter Deutschnationaler und Antisemit, in der bis dahin Juden gegenüber liberalen Wiener Sektion „Austria" an die Macht gekommen und hatte einen (auch in einigen anderen AV-Sektionen bestehenden) „Arierparagrafen" durchgesetzt, der den Ausschluss der jüdischen Sektionsmitglieder zur Folge hatte. Darauf gründeten noch im gleichen Jahr liberale und jüdische „Austria"-Mitglieder die Sektion „Donauland".

Die Aufnahme von „Donauland" als Sektion in den AV wurde von der „Austria" heftig beeinsprucht, die daraufhin ein Hüttenverbot für „Juden und Mitglieder von Donauland" erließ. Die nun einsetzende Polemik, verharmlosend als „Donauland-Affäre" bezeichnet, markiert den künftigen Weg des Alpenvereins. Die Drohung der „Austria", aus dem AV auszutreten, wurde zur Gefahr einer Spaltung des Alpenvereins dramatisiert, die geforderte Geschlossenheit bedeutete den Weg in die Barbarei. Vergeblich warnte der große alte Mitbegründer des DAV, Johann Stüdl, vor dem „Fluch der bösen Tat". Er wurde ignoriert; die gerade einmal zwanzig – von mehr als 400 – Sektionen, die gegen den „Donauland"-Ausschluss stimmten, resignierten bald.

Fronten überall

In Österreich hatten großdeutsche Bekenntnisse häufig auch antiklerikalen und/oder antimarxistischen Charakter. Schon Ende des 19. Jahrhunderts wurden in Innsbruck vom AAKI die Sonnwendfeuer auf Bergkämmen und Gipfeln wiederbelebt, die gegen die katholischen Herz-Jesu-Feuer inszeniert wurden. Als besonders spektakulärer Hintergrund bot sich dabei die Innsbrucker Nordkette an, auf der die einzelnen Abschnitte den verschiedenen alpinen Vereinigungen zugewiesen wurden.

Als alpinpolitische „Kampfzone" erlangte die Innsbrucker Nordkette in den 1930er-Jahren eine neue Bedeutung: Auf senkrechten Felswänden wurden Hakenkreuze aufgepinselt, deren Spuren uns noch in den 1950er-Jahren gezeigt wurden. In der 2010 erschienenen Biografie „Hias Rebitsch. Der Berg ist nicht alles" wird der Extremkletterer, der in den frühen 1930er-Jahren der NSDAP und der SA beigetreten war, als Urheber solcher Hakenkreuze geoutet. Rebitsch, Mitglied des AAKI und einer der besten Felskletterer der 1930er- und 40er-Jahre, ist aber auch Zeitzeuge der Front, die zwischen Deutschnationalen und Sozialdemokraten verlief, wenn in dem Buch seine Prügeleien mit „kämpferischen Roten", d. h. sozialdemokratischen Schutzbündlern, zitiert werden. An Rebitsch lässt sich schließlich auch die Enttäuschung festmachen, die manche anfänglich Begeisterte nach dem „Anschluss" erlebten. Er geriet mehrfach mit dem Regime in Konflikt und entging nur knapp einer Verhaftung. Vom Kriegseinsatz an der Eismeerfront holte ihn der mit der nationalsozialistischen Ausrichtung des Alpinismus beauftragte Paul Bauer an die Heeres-Hochgebirgsschule Fulpmes (mehr zu Rebitsch siehe Seite 164).

Zum lange konfliktreichen Verhältnis zwischen „Alpenverein" und „Naturfreunden" zum Abschluss eine erfreuliche persönliche Erfahrung. In den 1980er-Jahren begegnete ich, mittlerweile in Wien lebend, auf der Suche nach Kajakpartnern den „Naturfreunden" und trat diesem Verein bei. Das „Berg frei" klang zwar auch recht pathetisch, aber ein bisschen besser als das „Berg heil", und außerdem war der Grund für meinen Beitritt ja ein Serviceangebot einer Organisation, die sich – genauso wie der Alpenverein – vor allem als Dienstleistungsbetrieb offeriert. Wieder ein paar Jahre später lernten meine Wiener Kajakfreunde und ich die Paddler des Salzburger Kajakclubs kennen, der wiederum dem OeAV angehört. Es war nun zu unserer Erleichterung überhaupt kein Problem, dass wir Naturfreunde beim Alpenvereinsclub Mitglieder wurden.

Die Sonnwendfeuer auf der Nordkette, deren Organisator heute der „Sonnwendring" ist, werden übrigens inzwischen vom Stadtmarketing Innsbruck und den Nordkettenbahnen vermarktet: als Bergfeuer- und Lichterketten-Fest mit „musikalischen und kulinarischen Highlights".

Die Innsbrucker Nordkette als politische Kampfzone:
In den 1930er-Jahren malten NS-Alpinisten auf die Wände unter den Sattelspitzen wiederholt ein großes, weißes Hakenkreuz, das bis 1938 immer wieder überstrichen wurde.
© Stadtarchiv Innsbruck (Signatur Ph-21957)

Literatur:

Amstädter, Rainer: Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik, WUV-Universitätsverlag, Wien 1996.

Deutscher Alpenverein, Oesterreichischer Alpenverein, Alpenverein Südtirol (Hg.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2011.

Gidl, Anneliese: Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen, Böhlau Verlag Wien-Köln-Weimar 2007.

Hast du meine Alpen gesehen. Eine jüdische Beziehungsgeschichte, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems und des Jüdischen Museums Wien in Kooperation mit dem Oesterreichischen Alpenverein, hrsg. v. Hanno Loewy und Gerhard Milchram, Hohenems 2009.

Höfler, Horst (Hg.): Hias Rebitsch. Der Berg ist nicht alles, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien 2010.

Zebhauser, Helmuth: Alpinismus im Hitlerstaat. Gedanken, Erinnerungen, Dokumente (= Dokumente des Alpinismus), hrsg. v. Deutschen Alpenverein, Bergverlag Rother, München 1998.

Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945

Das neue Buch zur Geschichte des Alpenvereins zwischen dem Ende des Ersten und dem des Zweiten Weltkriegs geht auf die bereits vor 25 Jahren vielfach erhobene Forderung zurück, die belastete Geschichte des Alpenvereins zu bearbeiten. Belastet vor allem durch den Antisemitismus im Verein, der 1924 zum Ausschluss der Sektion Donauland führte, und durch die organisatorische Verbindung zum Nationalsozialismus von 1938 bis 1945.

Aus den Reihen des Alpenvereins erschienen und erscheinen seit vielen Jahren Beiträge zu diesen Themen, den „dunklen Kapiteln der Vereinsgeschichte", wie sie meist genannt werden, auch in mehreren Jahrgängen dieses Jahrbuchs. Diese verstreut vorliegenden Arbeiten erreichten jedoch nur selten Kreise außerhalb des Alpenvereins.

Die Erschließung der Vereinsarchive im Projekt Historisches Alpenarchiv gab den Anstoß, nach dem Zeitraum von der Gründung bis zum Ersten Weltkrieg (Anneliese Gidl: Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen, Wien 2007), nun auch den folgenden Zeitabschnitt von 1918 bis 1945 neu zu erforschen und einer breiten Öffentlichkeit vorzulegen. Neben der Politik sollten dabei auch die ständig wachsenden Tätigkeitsfelder des Alpenvereins nicht vernachlässigt werden.

Die drei Alpenvereine in Deutschland, Österreich und Südtirol haben sich im Herbst 2008 dazu entschlossen, diese Zeit von einem Autorenteam erforschen zu lassen, und die Mittel dafür bereitgestellt. Ein Wissenschaftlicher Beirat nahm wesentlichen Einfluss auf die Richtung der Arbeit. Innerhalb von drei Jahren haben die Autorinnen und Autoren mit dem Projektteam, begleitet vom Beirat und mit dem Rückhalt der Vereinsleitungen ausgestattet, das nun vorliegende Buch erstellt, das eine Reihe von neuen Forschungsergebnissen bietet und durch die reiche Bebilderung aus den Sammlungen der Alpenvereine weitere Einblicke in deren kulturelle Bedeutung gibt. Vom 23. 11. 2011 bis zum 24. 6. 2012 wird im Alpinen Museum des DAV auf der Münchner Praterinsel die gleichnamige Ausstellung zu sehen sein. Parallel dazu veranstalten die drei Alpenvereine ein umfangreiches Vortrags- und Diskussionsprogramm.

Deutscher Alpenverein, Oesterreichischer Alpenverein, Alpenverein Südtirol (Hg.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2011. Ca. 620 Seiten mit 500 großteils farbigen Abbildungen. Alpenvereinsausgabe nur für Mitglieder bei Direktbezug über die Alpenvereine: € 34,90. Buchhandelsausgabe: € 43,50 (D) / € 44,90 (A).

Edelweiß im Judenstern

Alpinhistorische DAV-Exkursion zum Friesenberghaus im Zillertal

>> Andrea Zinnecker

Wer in die Abgründe des alpinen Antisemitismus blicken will, muss hoch hinaufsteigen: zum knapp 2500 Meter hoch gelegenen Friesenberghaus am Zillertaler Hauptkamm. 1928 wurde die Schutzhütte vom Deutschen Alpenverein Berlin e. V. errichtet. Fast ein Jahrzehnt lang war es ein Refugium für jüdische Bergsteiger, die auf anderen Alpenvereinshütten nicht mehr erwünscht und durch den „Arier-Paragrafen" aus vielen Sektionen ausgeschlossen waren. Heute ist das Haus zugleich Mahnmal und Meilenstein auf dem weiten Weg vom Antisemitismus zur interkulturellen Begegnung am Berg.

Die Hälse werden im Gebirge frei *(Franz Kafka)*

5. September 2010. Es schüttet in Strömen auf der Fahrt ins Zillertal. Erst vor Ginzling reißt der Himmel auf. Je näher der Alpenhauptkamm rückt, desto besser wird das Wetter. Vom Parkplatz am Schlegeisgrund geht es für die Teilnehmer der Exkursion gut 700 Höhenmeter hinauf zum Friesenberghaus. Der Boden ist aufgeweicht und sumpfig, der Regen der vergangenen Tage hat kleine Sturzbäche geboren, der Hochfeiler auf der anderen Talseite verbirgt sich noch in Wolkenschleiern. Zirbenduft steigt in die Nase, bald kommt die idyllische kleine Friesenbergalm in Sicht, tief unten schillert der Schlegeisspeicher in rätselhaftem Türkis.

Über 1000 Meter beginnt das Dritte Reich

So hatte der Wortführer des alpinen Antisemitismus getönt, Eduard Pichl, Obmann der Sektion Austria, und damit den Judenhass im Deutschen

Eine Wegbiegung und die Almidylle wandelt sich in karge Hochgebirgswelt: Granit-Blockschutt, Wasserfälle, Steinmandl und die matschigen Schneereste des frühen Wintereinbruchs. Das Friesenberghaus ist schon in Sicht, doch der Weg zieht sich Kehre um Kehre und plötzlich wird es auch wieder von oben nass. Eisiger Regen peitscht den Exkursionsteilnehmern entgegen, und so ist jeder froh, als er sich dann im Seminarraum des Friesenberghauses gegen den warmen Kachelofen lehnen kann. Ein paar Teilnehmer sind schon früher eingetroffen und sitzen in der urgemütlichen und noch immer originalen Zirbelstube der Hütte auf ganz besonderen Stühlen. Denn erst auf den zweiten Blick ist zu erkennen, dass in den Stuhllehnen die Namen von Holocaust-Opfern eingraviert sind, die Mitglieder des Deutschen Alpenvereins Berlin waren. Andere Stühle tragen die Namen der Alpenvereinssektionen, die sich gegen den Antisemitismus ausgesprochen haben, zum Beispiel die Sektionen Aachen und Frankfurt.

16 Uhr, Seminarbeginn mit zwei Dutzend Interessierten aus Deutschland und Österreich von der Studentin bis zur Zahnärztin, vom Ingenieur bis zum Pädagogen. Auch Ber Neumann, der Vizepräsident der Israelitischen Gemeinde Innsbruck, ist mit seiner Frau heraufgewandert, um hier oben mehr über die Judenfeindlichkeit der Alpinwelt zu erfahren. Hüttenwirt Hubert Fritzenwallner stellt zunächst sein Haus und Friederike Kaiser, die Leiterin des Alpinen Museums in München, das Seminarprogramm vor. Als Referenten stehen nicht nur der Grazer Autor Martin Pollack und der österreichische Dokumentarfilmer Lutz Maurer zur Verfügung, sondern auch Bernd Schröder von der DAV-Sektion Berlin sowie Klaus Kundt, der als ehemaliger Vorsitzender der Alpenvereinssektion Berlin die Aufarbeitung des alpinen Antisemitismus maßgeblich initiiert und sich dafür eingesetzt hat, dass 2003 im Friesenberghaus eine „Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte gegen Intoleranz und Hass unter Bergsteigern" eingerichtet wurde.

Blick über den Friesenbergsee zum Friesenberghaus und zum wolkenverhangenen Hochfeiler am Zillertaler Hauptkamm.
Foto: B. Ritschel

Ein echtes Schutzhaus in knapp 2500 Meter Höhe. 1928 wurde mit dem Bau des Friesenberghauses begonnen. Links unten neben der Hütte steht der 2003 errichtete Gedenkstein.
Foto: A. Zinnecker

und im Oesterreichischen Alpenverein angefacht. Auf diese Weise wurde auch der Alpenverein lang vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten zum Wegbereiter des Antisemitismus. Bernd Schröder skizziert die Geschichte des Deutschen Alpenvereins Berlin und viele andere Facetten.

So hatte die DAV-Sektion Mark Brandenburg zum Beispiel schon seit 1899 keine jüdischen Bergsteiger mehr aufgenommen. Bereits 1919 wurde in der Hauptausschuss-Sitzung der Arier-Paragraf offen angesprochen und es den Sektionen ab 1921 freigestellt, ob sie diesen Paragrafen in ihre Satzung aufnehmen. Liberal gesinnte jüdische Alpinisten gründen daraufhin, sozusagen als Auffangbecken, die Sektion Donauland. Zu ihren rund 2000 Mitgliedern zählt auch der Psychiater und Bergführer Viktor Frankl. 1924 wird die Sektion Donauland bei einer außerordentlichen Hauptversammlung aus dem Oesterreichischen Alpenverein ausgeschlossen, mit einer Mehrheit von 89 Prozent.

Die Wiener Deutsch-Österreichische Tageszeitung fordert: „Reine Luft in den Bergen!" Die rassenpolitische Demagogie macht auch vor den Alpen nicht Halt. Jüdische Spitzenbergsteiger wie Paul Preuß oder Gottfried Merzbacher haben einst die Pionierzeit des Alpinismus geprägt. Doch schon die nächste Bergsteigergeneration ist ihrer Abstammung wegen im Gebirge nicht mehr erwünscht. Aus Protest gegen die antisemitische Strömung im Deutschen Alpenverein treten über 800 jüdische, christliche und republikanisch gesinnte Mitglieder aus der Sektion Berlin aus und gründen im April 1925 den „Deutschen Alpenverein Berlin e. V.". 1928 wird mit dem Bau des Friesenberghauses an einem der schönsten Aussichtsplätze der Zillertaler Alpen begonnen. Zehn Jahre später wird das – im wahrsten Sinn des Wortes – „Schutzhaus" durch die Nazis enteignet, der deutschen Wehrmacht in Verwaltung gegeben und gegen Kriegsende brutal geplündert.

Seit 1968 ist das Friesenberghaus wieder in der Obhut der AV-Sektion Berlin. 1980 wurde eine Tafel über der Eingangstüre angebracht, die an das dunkelste Kapitel der alpinen Geschichte erinnert. Die diffizile Aufarbeitung des Antisemitismus im Alpenverein aber war lange Zeit tabu. Erst 2001 hat der Hauptausschuss des DAV einstimmig bekundet: „… alles zu tun, dass der Ungeist von Intoleranz in jeglicher Form … keinen Platz mehr finden kann. Die damaligen Geschehnisse widersprachen dem Geist der Toleranz und bergsteigerischen Kameradschaft, dem sich der Alpenverein seit seiner Gründung im Jahre 1869 verpflichtet fühlte. Dass fünfzig Jahre später einem erheblichen Teil seiner Mitglieder die Bergkameradschaft aus rassischen, religiösen oder weltanschaulichen Gründen aufgekündigt wurde, ist dem DAV heute Mahnung, sich stets für Toleranz einzusetzen."

Diese Erklärung ist auch im kleinen Museum des Friesenberghauses nachzulesen. Vor der Hütte zieht seit 2003 zudem ein großer Gedenkstein die Blicke auf sich. Die Bronzeplakette auf dem Stein trägt Judenstern und Edelweiß. In der Mitte des Hexagramms wächst die Bergblume als ein Zeichen der Integration. Keine andere Alpenvereinshütte bildet einen derartigen Kristallisationspunkt alpiner Geschichte wie das Friesenberghaus.

Bronzeplakette mit Edelweiß und Judenstern. 2003 wurde im Friesenberghaus eine Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte eingerichtet.
Foto: A. Zinnecker

„Anklage Vatermord" in der Bergheimat der Berliner Juden

Zum Zillertal pflegten die jüdischen Bergsteiger schon immer eine ganz besondere Beziehung. Seit der Einweihung der Berliner Hütte 1879 hatte die Sektion Berlin engste Beziehungen ins Zillertal und nach 1900 insgesamt vier Hütten in dieser Region. Auch für Max Murdoch Halsmann, einen 49 Jahre alten Zahnarzt aus Riga, war das Zillertal Bergheimat. Im September 1928 – der Weg zum Friesenberghaus wurde gerade gebaut – kam er zusammen mit seinem 22-jährigen Sohn Philipp zum Wandern und Bergsteigen nach Ginzling. Im Zamser Grund, auf dem Weg von der Dominicushütte zum Breitlahner, stürzt Max Murdoch Halsmann tödlich ab. Trotz ungeklärter Umstände und fehlender Indizien wird sein Sohn Philipp noch am selben Tag festgenommen und des Vatermords bezichtigt. Es folgt eine Verurteilung wegen Mordes zu zehn Jahren, dann wegen Totschlags zu vier Jahren Haft. Die Affäre Halsmann schlägt europaweit hohe Wellen und ist symptomatisch für das antisemitische Klima der Zeit. Der Grazer Schriftsteller Martin Pollack, dessen Vater selbst ein hoher Gestapo-Offizier war, hat das Geschehen in seinem dokumentarischen Roman „Anklage Vatermord" aufgerollt, auch den großen Prozess in Innsbruck.

Pollacks Lesung geht den Exkursionsteilnehmern unter die Haut. Er beschreibt, wie in der Tatortskizze, die den Geschworenen vorgelegt wird, der angebliche Absturzort sogar mit einem Hakenkreuz markiert ist. Vorverurteilung statt Objektivität. Die beiden russisch sprechenden Juden aus Lettland, „Ostjuden" noch dazu, waren der antisemitisch infiltrierten Bevölkerung suspekt, obwohl fast der gesamte Tourismus im Zillertal von den jüdischen Urlaubern und Bergsteigern abhing. Anfangs wehrten sich die geschäftstüchtigen Zillertaler noch gegen die Einführung des Arier-Paragrafen und den Ausschluss der Juden aus der Sektion Zillertal. Doch bei der endgültigen Abstimmung 1923 gab es nur noch eine Gegenstimme. So scheint auch die Affäre Halsmann nur eine logische Konsequenz der antisemitischen Agitation zu sein. Philipp Halsmann wurde übrigens 1930 begnadigt, unter anderem auf Intervention von Sigmund Freud. Der junge Lette emigriert in die USA und macht Karriere als weltweit gefragter LIFE- und Vogue-Fotograf. Im Zillertal aber halten sich bis heute antisemitische Klischees, meint Martin Pollack. So habe ihm ein Bergführer allen Ernstes erzählt, dass es im Friesenberghaus damals vergoldete Wasserhähne gegeben hätte und alle Räume mit teuren Perserteppichen ausgelegt gewesen wären.

Die Nähe zum Universum habe ich in den Bergen kennengelernt

Dieser Satz stammt von Joseph Braunstein aus Wien. Der begnadete Violinist, Journalist und später berühmte Musikhistoriker war Hüttenwart des Friesenberghauses, Schriftwart der Sektion Donauland und selbst ein begeisterter Bergsteiger. An die sechzig Viertausender hat er in den Westalpen bestiegen und die Zeitschrift des Alpenver-

eins Donauland herausgegeben. Der renommierte österreichische Natur- und Bergfilmer Lutz Maurer hat ein Porträt über diese außergewöhnliche Persönlichkeit gedreht: „Der alte Mann und die Berge". Im Rahmen des Seminars im Friesenberghaus wurde dieser beeindruckende Film gezeigt. Für die Dreharbeiten kam der damals schon 102 Jahre alte Joseph Braunstein aus New York noch einmal in seine österreichische Heimat zurück. Braunsteins Mutter Blanka wurde 1942 in Treblinka vergast, ihm selbst gelang zwei Jahre zuvor die Flucht nach Amerika. Auf dem Weg übers Gebirge nach Genua hat Joseph Braunstein indirekt ein anderer Bergsteiger geholfen, verrät Lutz Maurer. So gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bayerischen Pater, Korbinian Steinberger, der, wie so viele Geistliche, ein passionierter Bergsteiger war – man denke nur an den bekanntesten, an Achille Ratti, der als junger Dechant im Aostatal die waghalsigsten Touren gemacht hat und dann Papst Pius XI. wurde. Pater Korbinian jedenfalls hatte einst beschrieben, wie er in einer mörderischen Gewalttour zu Fuß von Bayern über Nordtirol nach Südtirol gelangt ist und die Königsspitze bestiegen hat. Joseph Braunstein kannte diesen Bericht. Er rekonstruierte Steinbergers Route, ging sie nach, um die Richtigkeit von Steinbergers Angaben zu beweisen,

Eingang zum Friesenberghaus – für viele jüdische Bergsteiger ein Refugium und Fluchtpunkt in der Zeit des Nationalsozialismus.
Foto: A. Zinnecker

und verfasste darüber ein kleines Buch. Dieses Buch schickte Joseph Braunstein auch an den Vatikan und war bass erstaunt, als er nach ein paar Monaten ein Dankschreiben des Heiligen Vaters mit dem Apostolischen Segen bekommt. Fünfzehn Jahre später sollte dieser Brief des Papstes für ihn zum Lebensretter werden. Braunstein hatte bereits mehrfach das italienische Konsulat aufgesucht, doch es gab von der Gestapo die Anweisung, keine Juden mehr ausreisen zu lassen. Daraufhin kam ihm die Idee, das Schreiben aus dem Vatikan mitzunehmen. Als die Beamten das päpstliche Signum sehen, fallen sie auf die Knie, machen das Kreuzzeichen und lassen Braunstein ungehindert von Genua nach New York ausreisen.

Bergsteigen war einer der Beweggründe, die Schrecken des KZs zu überstehen *(Viktor Frankl)*

Auch für Viktor Frankl war das Bergsteigen mehr als nur eine sportliche Herausforderung. Das Gebirge wurde ihm zum „Lehrmeister des Lebens" und Überlebens, zum mentalen Zufluchtsort. Die jüdische Liebe zu den Bergen hat eine lange Tradition und ist eine historische Beziehungsgeschichte. Seit Moses, dem – wenn man so will – ersten aktenkundigen Bergsteiger der Geschichte, haben Generationen von Juden im Gebirge nach spirituellen Erfahrungen gesucht, die Grenzen der Vernunft ausgelotet und die Harmonie von Natur und Geist erlebt. Bis dann Anfang des 20. Jahrhunderts die Arisierung der Alpenvereine das Gebirge zum Kampfplatz von Ideologie und Politik machte. Kurz vor seiner Emigration notiert der Wiener Alpinist und Musiker Joseph Braunstein: „Die Alpen sind nicht mehr der Spielplatz von Europa, sondern ein soldatisches Übungsfeld, die grandiose Schaubühne der Natur ist keine moralische, sondern eine militärische Anstalt." Dabei ist der Blick von jüdischen Alpinisten kein anderer als der von christlichen Bergsteigern: Es ist derselbe bürgerliche Blick auf die Alpen, dieselbe Faszination und Herausforderung, aber er ist in dem Moment zu etwas anderem geworden, als Alpenvereine begonnen haben Juden auszuschließen. Am Berg ist jeder gleich, meint man, doch gerade weil sie so viel Leidenschaft wecken, sind die Berge ein Ort, an dem auch um Identität gerungen und Zugehörigkeit verweigert wird – ein kulturgeschichtliches Phänomen, das sich zugleich mit der Faszination verbindet, die Juden genauso gegenüber den Bergen empfinden wie Nicht-Juden.

Steinmandl-Sammelsurium, alpiner Ort der Kraft oder jüdischer Friedhof – das 2667 Meter hohe Petersköpfl, der Hausberg des Friesenberghauses, ist jedenfalls stein-reich.
Foto: B. Ritschel

Es ist ein kulturgeschichtliches Phänomen: Nicht nur die alpine Elite des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts war durch jüdische Bergsteiger geprägt, ebenso das Genre des Bergfilms. Jüdische Produzenten und Komponisten wie zum Beispiel Paul Dessau und Henry Sokal haben maßgeblich zur Blüte des heroischen Bergfilms in den 1920er- und 30er-Jahren beigetragen, mit legendären Filmen wie „Sturm am Montblanc", „Der Weiße Rausch", „Das Blaue Licht", um nur einige zu nennen.

Der Lange Weg zur Begegnung

Antisemitismus im Alpenverein: Die alpinhistorische Exkursion des DAV zum Friesenberghaus hat auch gezeigt, dass es möglich ist, sich vor Ort mit der ideologischen Vergangenheit auseinanderzusetzen, ohne den Zeigefinger moralisch zu erheben. Die Motivation, hier teilzunehmen, lag für viele darin, dass sie das deutsche Judentum als Teil der deutschen und österreichischen Geschichte sehen. Schließlich, so das Resümee, gibt es immer wieder Spannungsfelder in der Gesellschaft, die dazu führen, dass man Gruppen ausgrenzen möchte, und daher ist es immer gut, wenn man die gesamte europäische Geschichte betrachtet. Für den langen und schmerzhaften Weg von der rassen-ideologisch bedingten Ausgrenzung jüdischer Bergsteiger zur interreligiösen Begegnung am Berg steht das Friesenberghaus – als Mahnmal der Vergangenheit und Symbol für die Zukunft. Edelweiß und Judenstern symbolisieren die Hoffnung auf eine neue Blüte von Offenheit und Toleranz.

Noch immer sehr nachdenklich steigen die Teilnehmer der Exkursion am nächsten Morgen vom Friesenberghaus durch frischen Schnee auf das 2667 Meter hohe Petersköpfl, den Hausberg der Hütte, zugleich eine Etappe auf dem Weg zum Hohen Riffler. Berühmt ist das Petersköpfl wegen seiner unzähligen Steinmänner in allen Größen und Formen. Es ist nicht auszuschließen, dass hier einst auch jüdische Bergsteiger Stein auf Stein gelegt haben, wahrscheinlich aber waren es Säumer und Schmuggler, die hier ihre Zeichen hinterlassen haben. Wie dem auch sei – für Hüttenwirt Hubert Fritzenwallner ist das Petersköpfl dank seiner Steinmandl zu einem alpinen Ort der Kraft geworden, für viele Teilnehmer der Exkursion vielleicht auch zu einem Ort des Innehaltens und der Reflexion über das tags zuvor Gehörte.

150 Jahre Alpenverein

Worüber Menschen streiten, zeigt, was ihnen wichtig ist: eine Standortbestimmung entlang von Verwerfungslinien.

>> Luis Töchterle

2012 wird der Alpenverein 150 Jahre alt. Dieses Jubiläum feiern der Oesterreichische Alpenverein und seine Sektion Austria, die als Gründersektion gilt. Der Deutsche Alpenverein und der Alpenverein Südtirol waren mit ihm als DuOeAV über viele Jahrzehnte vereint. Vor einem Regal mit allen Alpenvereinsjahrbüchern (ununterbrochen seit 1865) stehend, macht mich die Aufgabe, einen Text zu diesem Jubiläum zu schreiben, klein und ehrfürchtig.

Das Jahr 1862

Was fällt Ihnen zum Jahr 1862 ein? Was war damals in Ihrer Heimatgemeinde los, was ist in unserem Land, in der Welt geschehen? Eine eher unauffällige Zeit? Das turbulente Jahr 1848 wird vielleicht aus dem spontanen Geschichtswissen auftauchen, mit Revolutionen in großen Teilen Europas. Oder die Krönung von Österreichs populärem Kaiser Franz Joseph. Aber 1862?

Persönlich erzählte Geschichte greift ebenfalls viel zu kurz. Heute alte Omas und Opas sind meist nach dem Ersten Weltkrieg geboren, ihre Kindheitserinnerungen beginnen oft mit Mangel, Not und Wirtschaftskrise. Zwischen ihnen und 1862 liegen noch einmal zwei Generationen, da wurden erst ihre Großeltern geboren.

Der Fußballclub 1860 München zielt da schon näher. Die Münchner Löwen begannen also damals zu brüllen? Verein? Fußball? Jenseits des Ozeans waren die Fronten viel ernster. Die konföderierten Südstaatler lagen mit den Yankees im erbitterten Sezessionskrieg.

Was war das für eine Zeit? Zwischen Kitsch und Krieg mag die Menschheit gependelt haben, genauso wie heute. Kaiserin Sisi zankte sich mit ihrer Schwiegermutter, wie die Kaiserkinder zu erziehen seien, anderswo explodierten todbringende Granaten. Heute füllen sich die Nachrichten mit Informationen von einer Königsbraut, vom Songcontest, der arabischen Revolution und der Fukushima-Katastrophe.

Mein „weiser" Schrank voll alter Bücher gibt interessante Hinweise darauf, was damals daheim im Stubaital vorging. Zwei junge Wissenschaftler, Pfaundler und Barth, begannen zielstrebig die hiesige Gebirgswelt zu erforschen, bepackt mit allerlei Messgeräten. Etwa drei Jahre lang drangen sie in entlegene Winkel und Gletscher vor und stiegen auf hohe Gipfel, wie die Östliche Seespitze oder die Pfaffenschneide. Das Ergebnis ihrer wissenschaftlichen Arbeiten erschien 1865 als Buch. Eine fleckige, zerfledderte Ausgabe davon steht auch in meinem Schrank: „Die Stubaier Gebirgsgruppe – hypsometrisch und orografisch bearbeitet". Beigelegt sind Panoramaskizzen, Lithografien und eine mehrfach gefaltete Karte.

Die beiden gingen meist in Begleitung eines ortskundigen Neustifter Führers, Alois Tanzer vulgo Urbas Loisl. Dieser führte außer ihnen auch andere Leute, etwa den kauzigen Wiener Kaufmann Joseph Anton Specht. Dieses Duo erstieg 1862 erstmals die Schaufelspitze und im Jahr drauf, ein paar Tage, nachdem Tanzer mit den zwei Innsbrucker Gelehrten bis zur Pfaffenschneide gekommen war, auch den höchsten Stubaier Gipfel, das Zuckerhütl. Vergleichbares geschah in diesen Jahren in fast allen anderen Ostalpentälern. Die Welle der Bergbegeisterung war aus Frankreich und der Schweiz herübergeschwappt, wo besonders auch Briten alpinistisch aktiv waren. Die Namen mancher Akteure tauchen immer wieder auf: Wissenschaftler, Künstler, Abenteurer, einheimische Führer. Sie stiegen, vermutlich verständnisloses Kopfschütteln bei den einheimischen Bauern auslösend, auf fast alle Alpengipfel und berichteten darüber. Man kannte sich offenbar untereinander, war in wechselnder Kombination miteinander unterwegs. Heute würde man so ein Phänomen wohl eine „Szene" nennen. Kontakt und Austausch erfolgten in regelrechten Szenetreffs, wie im neuen Pfarrhaus des Venter Kuraten Franz Senn oder in Talgasthöfen, die teils heute noch existieren, wie etwa dem Hotel Emma im Pustertaler Niederdorf.

Am häufigsten trafen sich diese „Alpinisten" natürlich dort, wo sie lebten, arbeiteten oder studierten, also in München, Prag oder Wien. Drei bergbegeisterte Wiener Jus-Studenten, Grohmann, Mojsisovics und Sommaruga, begannen 1861 mit Ruthner, einem bergsteigerisch sehr erfahrenen Anwalt, über die Gründung eines Alpenvereins nachzudenken. Politische Umstände und Zeitgeist führten damals zu vielen Vereinsgründungen, nicht nur unter Fußballern. Ein britischer Alpine Club mit bergsportlicher Ausrichtung war bereits 1857 gegründet worden. Vor 150 Jahren, im November 1862, war es schließlich auch am Festland so weit: Der Oesterreichische Alpenverein wurde Realität.

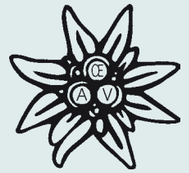
1880

1919

1938

1953

1966


1977

1998

2012

Cleavages: Spalten und Brücken

Bruchlinien, Spalten oder Streitpunkte, englisch „cleavages“, verwenden Politikwissenschaftler zur Erklärung von Parteiensystemen oder Wahlergebnissen. Gestritten wird auch in Vereinen oft mit kaum nachvollziehbarer Leidenschaft, sie scheinen nach der großen Politik dafür die zweitbeste Bühne zu sein. Spannungen halten soziale Gruppen auf Dauer noch stärker zusammen als Harmonie, manchmal allerdings werden sie zur Zerreißprobe.

Worüber Menschen streiten, zeigt deutlich, was ihnen wichtig ist. Worüber Tausende Funktionäre und Mitglieder in 150 Jahren Alpenverein verschiedener Meinung waren, füllt Zigtausende Seiten von Protokollen und Publikationen. Eine Auswahl dieser Auseinandersetzungen eröffnet vielleicht einen neuen Blick auf die bewegte Vereinsgeschichte. Harmoniebedürftige mögen Angst haben, dass dieser Blick Negatives in den Vordergrund rückt. Jubiläen und Geburtstagsfeiern fokussieren ja gerne die großen Leistungen, beschwören das Gemeinsame und kehren Konflikte unter den Teppich. Ein derart robuster sozialer Koloss wie der Alpenverein hält es aber locker aus, an seine empfindlichen Nerven tasten zu lassen.

Wie bei einem großen Gletscher bleiben manche Spaltenzonen auch im Alpenverein recht ortsfest. Markante Geländeformen im Untergrund sorgen dafür, auch wenn die Zeit darüberfließt. Solche Brüche zeigen sich zwischen Interessengruppen, oft verlaufen sie noch weiter, mitten durch die Seele des einzelnen Alpenvereinlers.

In der politischen Cleavage-Theorie gelten Auseinandersetzungen zwischen Zentralismus und Föderalismus oder zwischen Stadt und Land als Klassiker. Diese Konfliktlinien begleiten und charakterisieren auch den Alpenverein von Anfang an. Die beschriebene Wiener Gründung war als Zentralverein konzipiert. Bald danach folgte der neugegründete Schweizer Alpenclub einem föderalen Prinzip. Er strukturierte sich in örtliche Sektionen und diese Idee rief auch in Österreich Reformer auf den Plan. Doch die Erstarrung des auf Wissenschaft und Veröffentlichungen fixierten Wiener Vereins war so schnell erfolgt, dass nur eine Neugründung Bewegung ins Spiel brachte und sogar „Überläufer“ zur Folge hatte. 1869 gründeten Senn, Hofmann, Trautwein und Stüdl in München den Deutschen Alpenverein nach Schweizer Vorbild. Der neue Stammverein mit seinen Zweigvereinen – welch überzeugende Wachstumsmetapher! – war vom Start weg erfolgreicher, vor allem wegen seiner Präsenz im Berggebiet. Kluge Köpfe beider Organisationen summierten das gemeinsame Potenzial zum DuOeAV. Durchgesetzt hatte sich das föderalistische Konzept, das bis heute gilt. Die paritätische Aufteilung der Einnahmen aus den Mitgliedsbeiträgen auf Sektionen und Hauptverein scheint eine erfolgreiche Balance zu ermöglichen. Die Sektionen nahe am Mitglied und die bundesweite Aktivität des Hauptvereins erlauben ein wirksames Doppelpass-Spiel. Ganz außer Diskussion ist sie aber auch heute noch nicht.

Kontinuierlich abgenommen hat die Bedeutung wissenschaftlicher Betätigung im Alpenverein. Ein letztes Überbleibsel, der Gletschermessdienst, reicht bis fast an das Gründungsdatum zurück und beschert seinen Protagonisten in Zeiten auffälliger Klimaentwicklung höchste mediale Aufmerksamkeit. Auch die Alpenvereinskartografie bildet eine großartige Konstante, die angesichts von GPS und technologischen Revolutionen zu tiefgreifenden Anpassungen gefordert ist.

Integrierte Gegensätze

Die Auseinandersetzung zwischen Stadt und Land zeigt sich erst beim genaueren Hinsehen. Grob lässt sie sich mit den unterschiedlichen Interessen zwischen Groß- und Kleinsektionen übersetzen. Hier Sektionen mit Mitgliederzahlen jenseits von 10.000, professionell geführten Geschäftsstellen und vielen Hütten – dort wesentlich weniger Mitglieder, die sich vielfach untereinander kennen, rein ehrenamtlich geführt und gemanagt, mit vielleicht einer, zwei oder auch ohne Hütte. Die Rechenmodelle für ein ausgewogenes degressives Stimmrecht in der Jahreshauptversammlung sind mittlerweile Legende, Diskussionen um einen Ausgleichsfonds für Hüttenbesitz ebenso. Subtiler ist der Diskurs, ob Mitgliederwachstum oder Elite in der Zielperspektive höher zu stellen sind oder die Orientierungssuche zwischen Dienstleistungsverein und Wertegemeinschaft.

Recht heftig flackert immer wieder der Konflikt zwischen „Beton und Programm“ auf. Als Beton-Fraktion gelten dabei jene Funktionäre, deren Glückseligkeit bei der Eröffnungsfeier eines neuen Bettentrakts „ihrer“ Hütte den Höhepunkt erreicht. Bauen macht froh. Kaum zu glauben, wie zufrieden man(n) ein frisch montiertes Blechdach überm Klofenster streicheln kann. Das noch fundamentalere Ereignis eines vollständigen Hüttenneubaus ist ja heute selten geworden, in der Vereinsgeschichte trieb die Aussicht darauf seltsame Blüten. Wer etwa in einer Festschrift der Sektion Teplitz blättert, bekommt eine Ahnung, welche Energien sie früher ausgelöst hat. Mit Diplomatie und Intrigen hat man um die besten Hüttenbauplätze gerittert. Ins Gezerre um die Bau-Optionen auf der Pfaffennieder und dann sogar noch auf dem Bechergipfel waren die Sektionen Teplitz, Hannover und München verwickelt. Die Nürnberger hatten schon früher aufgegeben und sich einen anderen Ort gesucht.

Auf der anderen Seite dieses Grabens stehen oft die Tourenführer, Jugendleiter oder vielleicht die Volkstänzer. Sie meinen, primäre Aufgabe des Alpenvereins seien Aktivitäten, und versuchen vergeblich Hütten als Mittel zum Zweck abzustufen. Ihr Alpenvereinsbild ist mit Kletterwänden, klimpernder Ausrüstung, bunten Events und Betriebsamkeit ausgemalt. Messgrößen über den jeweiligen Spielstand in dieser Partie sind die Reihung der Tagesordnungspunkte auf der Vorstandssitzung, die aufgewendete Sitzungszeit und natürlich die Geldverteilung.

Oder-Fragen *beantwortet der Alpenverein fast immer mit* ***UND***

Aus diesem Gegensatzpaar resultieren heute die relevantesten Vereinsleistungen. Dort mit Arbeitsgebieten die Übernahme von flächendeckender Verantwortung, mit Hütten und Wegen die tragende Infrastruktur für den Bergtourismus. Hier ein gewichtiger Beitrag zur Volksgesundheit mit jährlich vielen Millionen erlebnisreichen „Tagen draußen", mit wehender Edelweißfahne vom Gipfel des Everest bis zu Siegerpodesten von Kletterbewerben. Die „Aktionisten" seien daran erinnert, dass in einem Gründungsdokument nachzulesen ist: „Der Alpenverein ist kein Bergsteigerverein." Also genau das kontradiktorische Gegenteil des oft pathetisch vorgetragenen Zentralsatzes heutiger Festreden. Und die Betonfraktion hat heute ihre liebe Not, das gebaute Vereinserbe überhaupt zu halten.

Sehr nah an dieser Auseinandersetzung liegt der Interessensunterschied zwischen Alt und Jung, zwischen Tradition und Zukunftsorientierung. Allein das Publikum einer Jahreshauptversammlung zeigt so unterschiedliche Typen, dass man kaum glauben mag, sie gehörten dem gleichen Verein an. Neben der vorherrschenden Selbstinszenierung als Graubart mit Steireranzug oder dirndlbarocker Landadel tummeln sich Rastalockige mit tiefhängenden Jeans und sacktragende Emanzen. Anders gesagt, von weitem erkennbare ÖVP-Vizebürgermeister tagen friedlich vereint mit basisdemokratischen Baum-Umarmerinnen.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde die Parteipräferenz von Alpenvereinsmitgliedern erhoben. Das Ergebnis war recht ähnlich wie jenes der vorangegangenen Nationalratswahl. Der Alpenverein passt also nicht annähernd in das landesweit gängige Rot-Schwarz-Schema. Vielmehr schillert er so vielfältig und bunt, dass fast jeder und jede irgendwo das eigene Spiegelbild erkennen kann. Er eignet sich offenbar bestens als Projektionsfläche für unterschiedliche Gesellschaftsentwürfe. Dazu passt auch die Tatsache, dass er kein Leitbild definiert, mit dem „Andersgläubige" ausgegrenzt werden.

So mancher Organisationsentwickler muss wohl seine gängigen Glaubenssätze anzweifeln, wenn er die unglaublichen Mitgliederzuwächse der letzten Jahrzehnte erklären sollte. Kein ausformuliertes Leitbild, keine langfristige strategische Schwerpunktbildung, keine schriftlich festgehaltenen Kern-Kompetenzen, keine zielorientiert aufgestellte Struktur, kein einheitliches Erscheinungsbild. Oder-Fragen beantwortet der Alpenverein faktisch fast immer mit Und. Jeder Funktionär wird das Erfolgsgeheimnis anders erklären. Wir alle verstehen die Welt eben nur aus unserem eigenen Wissen und Tun, und in wenig unterscheiden sich die Menschen so sehr wie darin.

Grenzen und Trennungen

Dennoch ist dieser Verein alles andere als beliebig. Mit seinen Forderungen nach Eigenverantwortung, seinen Positionen zu Naturschutz und Raumordnung stemmt er sich widerborstig gegen massive wirtschaftliche und politische Interessen. Vielleicht ist er dabei deshalb so überzeugt und überzeugend, weil er im internen Diskurs tiefes Erfahrungswissen erworben hat. Nach einer fast rauschhaften Phase der Erschließung mit Hütten und Wegen begannen sich noch vor dem Ersten Weltkrieg mahnende Stimmen gegen den Massentourismus zu erheben. Seit 1927 steht die „Erhaltung der Ursprünglichkeit und Schönheit des Hochgebirges" in seiner Satzung. Das war ein hart erstrittener Paradigmenwechsel, noch wenige Jahre zuvor verstand man sich als Lobby für den alpinen Tourismus, der damals noch „Fremdenverkehr" hieß. Mit der gleichen Satzungsänderung wurde auch erstmals die Förderung des Jugendwanderns verankert. Die Jugendbewegung hatte wie alle großen gesellschaftlichen Veränderungen auch im Alpenverein ihre Spuren hinterlassen. Heute ist daraus eine gut aufgestellte Jugendorganisation geworden, die ihre Autonomiebereiche selbstbewusst absteckt und dennoch in allen Vereinsebenen gut integriert ist.

Ein Konflikt, der den Alpenverein in eine Zerreißprobe geführt hat, war die Auseinandersetzung zwischen fanatischen Antisemiten und jenen Menschen, denen Judenhass ein Gräuel war. Diese jahrelange und heftige Auseinandersetzung endete mit dem „Kompromiss", die „jüdische" Sektion Donauland auszuschließen und dafür auf weitere Agitation und die vollständige Einführung des Arierparagrafen zu verzichten. Die damaligen Umtriebe, verklumpt mit der späteren Rolle des Vereins als Nazi-Institution, stellen ein Trauma dar, dessen Aufarbeitung noch nicht abgeschlossen ist. Mit Transparenz, unvoreingenommenem Hinschauen und respektvoller Erinnerung an die Holocaust-Opfer sollte sie gelingen.

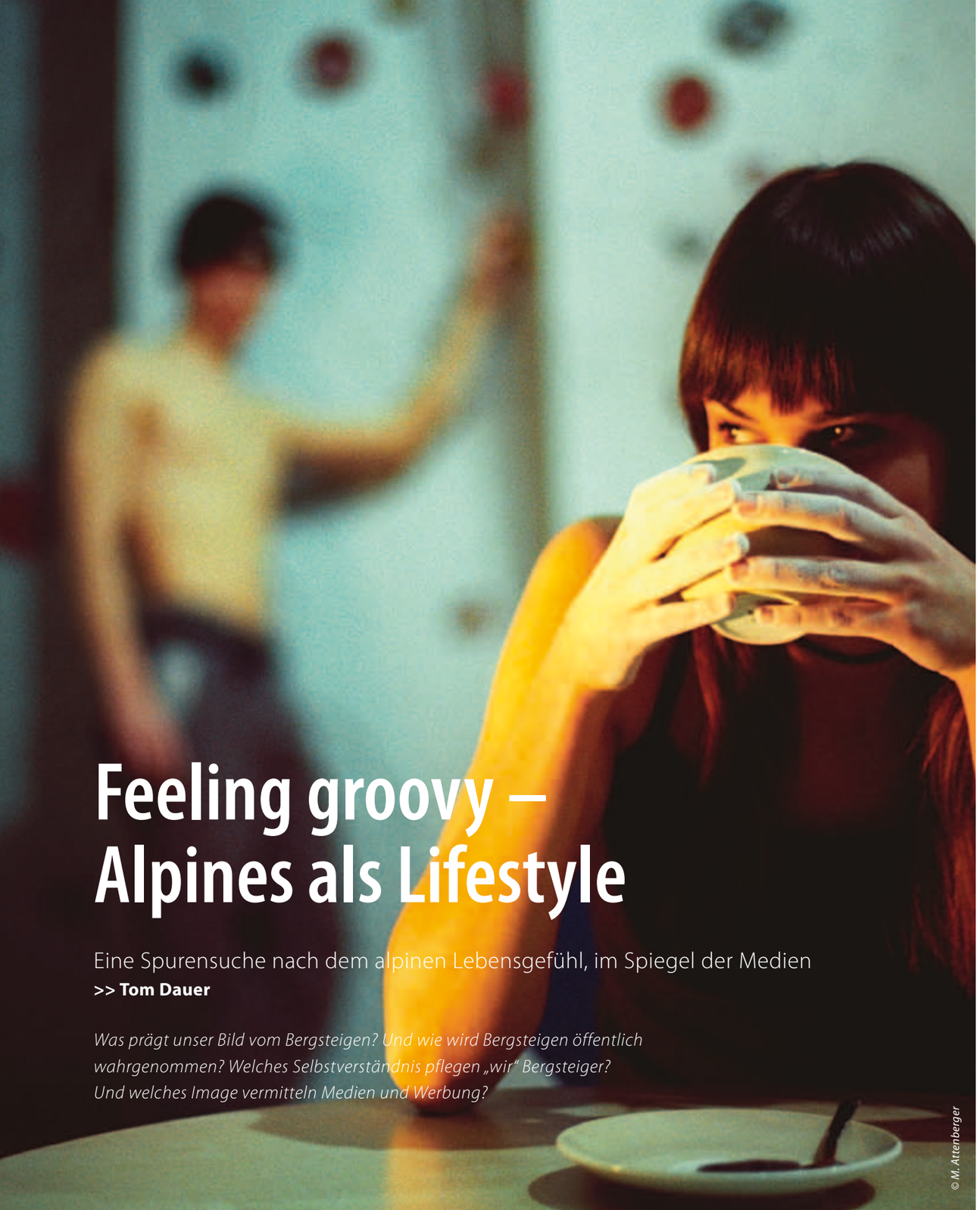
Auch andere Auseinandersetzungen haben nicht in einer harmonischen Integration geendet. Nachdem der Alpenverein die Entwicklung und Förderung des Bergführerwesens über fast hundert Jahre zu einer zentralen Vereinsaufgabe gemacht hatte, emanzipierte sich diese Berufsgruppe Anfang der 1960er-Jahre als selbstständige Organisation. Heute ist das Verhältnis partnerschaftlich entspannt. Eine ähnliche Rolle hat der Alpenverein bei der Entwicklung der Bergrettung gespielt. Auch hier stehen sich heute befreundete Organisationen gegenüber, die vielfach durch Personalunion von Funktionären verflochten sind. Irgendwie skurril überlebt das Ritual, dass der Alpenverein heute noch verdiente Bergretter, also Angehörige einer anderen Organisation, mit seinem Grünen Kreuz auszeichnet. Die Aufgabe mit einem einzigen Satz zu beschreiben, was der Alpenverein ist, habe ich so zu lösen versucht: „Ein alpiner Verein mit einem sozialen, ökologischen und kulturellen Auftrag und reicher Tradition".

Ein alpiner Verein ist jedenfalls viel mehr als ein Bergsport-Verein oder ein Berg-Sportverein. Aus dem sozialen, ökologischen und kulturellen Auftrag erklären sich viele historische und gegenwärtige Leistungen, die weit über Hütten, Wege und Bergführer hinausreichen. Dazu gehören zum Beispiel Programme zur Integration behinderter Menschen oder Publikationen und Veranstaltungen, die Gesellschaft und Zukunftsperspektiven kritisch reflektieren, oder die tatkräftige Hilfe bei der Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern.

Unterwegs wohin?

Die „reiche Tradition" überfordert oft beschleunigten Zeitgeist und Erbsenzählerei. Alte Bücher, Ausstellungen und andere Zeugnisse vergangener Mühen widersetzen sich der Einsicht durch ökonomischen Pragmatismus und dem Diktat schnellen Konsums. Man darf gespannt sein, was wohl in fünfzig Jahren über „200 Jahre Alpenverein" geschrieben wird. Ob's dann überhaupt noch Jahrbücher, Geschriebenes und einen Alpenverein geben wird?

Die abgebildeten Vereins- und Bergführerzeichen stellte das Alpenverein-Museum Innsbruck zur Verfügung.



Feeling groovy – Alpines als Lifestyle

Eine Spurensuche nach dem alpinen Lebensgefühl, im Spiegel der Medien

>> Tom Dauer

Was prägt unser Bild vom Bergsteigen? Und wie wird Bergsteigen öffentlich wahrgenommen? Welches Selbstverständnis pflegen „wir" Bergsteiger? Und welches Image vermitteln Medien und Werbung?

© M. Attenberger

Vorab

Vor ziemlich genau einem Vierteljahrhundert schrieb ich einen Text über die Geschichte des Münchner Klettergartens Buchenhain, der tatsächlich in einer überregionalen Zeitung veröffentlicht wurde. Ich war darauf sehr stolz. Der Artikel brachte mir überschwängliches Lob ein – von meiner Mutter und von meinem Deutschlehrer. Und er verursachte mir eine Menge Ärger.

Das DAV Kletter- und Boulderzentrum in der bayerischen Landeshauptstadt – heute die größte Kletteranlage der Welt – existierte damals lediglich in den Köpfen einiger Visionäre, weshalb sich die überschaubare Münchner Kletterszene regelmäßig an den abgespeckten Konglomeratfelsen im Isartal traf. Nachdem der Text erschienen war, wurde ich dort von meinen Kletterkollegen schwer angegangen. Manche redeten mir ins Gewissen. Manche argumentierten. Andere beschimpften mich. Und immer lautete der Tenor der Vorwürfe: Wer über die Berge, über das Bergsteigen, über das Klettern schreibe, der brauche sich nicht wundern, dass immer mehr Menschen bergsteigen und klettern wollten. Und dies, so lautete der unausgesprochene Konsens, gelte es natürlich zu vermeiden.

Rock'n'roll

Wie gesagt, das war vor 25 Jahren. Zu einer Zeit also, in der die Rede vom Bergsteigen als Lebensphilosophie – die im 20. Jahrhundert nur selten und eher am Rande der Gesellschaft zu hören gewesen war – zu einem vielstimmigen Chor anzuschwellen begann. Das führte dazu, dass der Bergsport – denn ein Sport ist das Bergsteigen trotz allem – in ein Stadium der Selbstreflexion eintrat, in dem sich zum bloßen Tun das Reden und Denken darüber gesellte. Das ist eine Entwicklung, die durch andere kulturelle und subkulturelle Phänomene hinlänglich bekannt ist: Sobald eine soziale Bewegung eine kritische Masse erreicht, wird sie – und macht sie sich in den meisten Fällen auch selbst – zu einem Objekt der öffentlichen, sprich medialen Beobachtung. Wobei die Selbstreflexion zugleich den Versuch darstellt, das eigene Tun – in diesem Fall das banale Emporsteigen auf Gipfel, an Wänden und Graten, kletternd oder gehend, mit Ski oder ohne – in einen wie auch immer gearteten Begründungszusammenhang zu stellen.

In den meisten Fällen führt das Durchleuchten vormals in sich geschlossener Szenen und das folgende ökonomische Ausschlachten sowie das wissenschaftliche Erklären für die Mitglieder dieser Szenen zu einer paradoxen Situation. Das ist umso stärker der Fall, wenn die Popularisierung eines Randphänomens – wie des Bergsteigens, oder etwas allgemeiner gesprochen: des Berglebens – den Nerv der Zeit trifft. Denn in eben dem Maße, in dem das Bergsteigerleben als Inbegriff eines freien, wilden Lebens in der Natur gefeiert wird; in dem es als Gegenentwurf zum Alltäglichen und als Emblem des Authentischen aufgeladen wird; in eben diesem Maße wird es zu einer erstrebenswerten Lebensart für eine weitaus größere Zahl von Menschen, als sich dies die einzelnen Mitglieder der Berggemeinde vielleicht wünschen würden.

Tatsächlich aber ist der alpine Lebensstil, der bis heute mit idealisierten Vorstellungen von Freiheit, Echtheit und Abenteuer in Verbindung gebracht wird, längst zum Rock'n'Roll der Moderne geworden: Es gibt wenige Ambitionierte, die ihn in aller Konsequenz leben. Es gibt viele Träumer, die ihn gerne leben würden, es aber dabei belassen, sich mit seinen Insignien zu schmücken. Und es gibt immer mehr Clevere, die aus der Differenz von Wollen und Können, von Wunsch und Wirklichkeit, mit der die meisten Bergbegeisterten sich arrangiert haben, Profit schlagen.

Alpinstil

Heute würde sich wohl kaum ein Gesinnungsbergsteiger noch darüber aufregen, dass das Thema Berg regelmäßig in Fachmedien, in Tageszeitungen und Monatszeitschriften, in Fernsehsendungen und Radioreportagen, in Websites und Blogs aufgegriffen wird. Dass es genügend Grund gäbe, sich über die Art und Weise zu echauffieren, in der über Berge und Bergsteiger geredet und geschrieben wird, ist ein anderes Thema; das hier aber ebenso wenig zur Debatte steht wie die historische Entwicklung der Berg-Berichterstattung in Print- und digitalen Medien. Außer Zweifel steht, dass diese in den vergangenen beiden Jahrzehnten quantitativ zugenommen hat. Aus der Sicht des Medienschaffenden wirkt sich das so aus: Während man als schreibender Kletterer oder kletternder Schreiber verantwortlichen Redakteu-

ren bis vor wenigen Jahren noch erklären musste, warum ein Text über das Wandern, das Skitourengehen oder das Eisklettern auch ein Mainstream-Publikum interessieren könnte, so verteilen eben diese Redakteure heute regelmäßig Aufträge, die da beispielsweise lauten: „Schreiben Sie uns doch mal einen schönen Text über die Faszination des Berglaufs." Und an den Kiosken liegen vermehrt Titel aus, die das Thema Berge und Bergsport aufgreifen: Das Magazin „Geo Special" etwa brachte 2010 zwei Ausgaben heraus, die sich Gebirgen widmen – eine behandelte die Alpen („Unterwegs in unserer nahen Wildnis"), die andere den Himalaja („Hoch und heilig – Die wundersame Welt ganz oben"). Natürlich ging es in den landeskundlich, historisch, kulturell und gesellschaftlich orientierten Heften nicht nur um das, was man in den Bergen als Tourist tun kann – aber es ging eben auch darum. Und mit einem zwischen Be- und Verwunderung oszillierenden Text über „Das Sterne-Camp", das nepalesische Mount-Everest-Basislager, wurde zum Beispiel auch das neuzeitliche Massenphänomen des Höhenbergsteigens gekonnt seziert. Vielleicht auch, weil sich in der Beschreibung des Mikrokosmos Bergsteigerwelt allgemeine gesellschaftliche Zustände und Tendenzen sehr gut zuspitzen lassen.

Dass das lange Zeit als ausschließlich bodenständig empfundene Thema Berge inzwischen auch für feinsinnige Kulturjournalisten interessant ist, bewies die Redaktion der Schweizer Zeitschrift „Du" im Mai 2010 mit einem hintergründigen Heft, das „Gestatten, heile Welt – Und ewig lockt die Alpenromantik" betitelt war. Untersucht wird darin unter anderem, wie tief sich die Vorstellung einer heilen Bergwelt in unserem Denken und Fühlen eingegraben hat, seit das Heidi die Alm ihres Großvaters verlassen und in eine Frankfurter Stadtwohnung ziehen musste. Ein Prozess, der längst nicht abgeschlossen ist, denn bis heute vermengen sich die Motive der Alpendarstellung „zu einem wilden Potpourri aus Mythen, Klischees und Geschichten, die je nach Interesse neu zusammengemischt und als felsenfeste Wahrheiten verkauft werden". Die Alpen und das Alpine als ein Konstrukt menschlicher Wahrnehmung – auch das ein Ansatz, der angesichts des aktuellen Boheis um Entschleunigung und Entdigitalisierung die „Renaissance von Bergromantik und Gesundheitskult" und die „Wiederentdeckung der Alpen als Energie- und Rückzugsort" erklären kann.

Man blättere mit dieser Hypothese im Kopf auch einmal durch Zeitschriften wie „Country", „Landlust" oder „ALPS – Das Magazin für alpine Lebensart": Die Bergwelt, die darin beschrieben wird, dient fast ausschließlich als seelischer Wohlfühlort, der sich durch Genussorientierung, Familienfreundlichkeit, Traditionsbeflissenheit, stilvolles Bauen und Wohnen sowie nachhaltigen Tourismus auszeichnet. Ein Bild, das sicherlich ebenso überzeichnet ist wie die gebetsmühlenhaft vorgetragenen, apokalyptischen Szenarien, in denen die Alpen zum Schauplatz aller möglichen und unmöglichen Katastrophen werden.

Das Bergsteigen ist zum Rock'n'Roll der Moderne geworden. Für manchen Star der Szene fehlt nur der rote Teppich.
Foto: M. Attenberger

Selbstbilder

Es sind jedoch nicht nur die Berge selbst, die hinter verschiedenen, je nach Interesse rosa bis schwarz gefärbten Folien gesehen werden. Es sind auch die Menschen, die sich in alpinem Umfeld bewegen:

Bis Edmund Hillary und Tenzing Norgay den Gipfel des Mount Everest bezwungen hatten, wollten sie nicht ruhen. (Kathmandu, 1953.)

Warum sollte Ihre Bank sich Tenzing Norgay zum *Vorbild* nehmen?

Man sagt, dass Genialität zu einem Prozent aus Inspiration und zu 99 Prozent aus Fleiß besteht.

Wir denken, es gibt eine dritte Komponente.

Teamwork.

Wie Edmund Hillary und Tenzing Norgay der Welt bewiesen haben, brauchen auch die außergewöhnlichsten Talente Unterstützung, um absolute Höchstleistungen zu erbringen.

Das gilt für die Finanzwelt selbstverständlich genauso wie fürs Bergsteigen.

Weil wir alle wissen, dass das Klima an den Finanzmärkten ebenso launisch sein kann wie das im Himalaja.

Dass die Folgen von Ignoranz und Leichtsinn verheerend sein können.

Aber die Belohnung für den Erfolg ebenso atemberaubend.

Bis Sie Ihren finanziellen Zielen ein Stück näher sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen.

Wir werden nicht ruhen UBS

Wealth Management · Asset Management · Investment Banking www.ubs.com/wirwerdennichtruhen

Die Verwendung von Namen oder sonstiger Bezeichnungen Dritter in dieser Werbung erfolgt mit der entsprechenden Genehmigung. Ort und Datum gemäss Legende weisen darauf hin, wo und wann das Bild aufgenommen wurde. © UBS 2011. Alle Rechte vorbehalten.

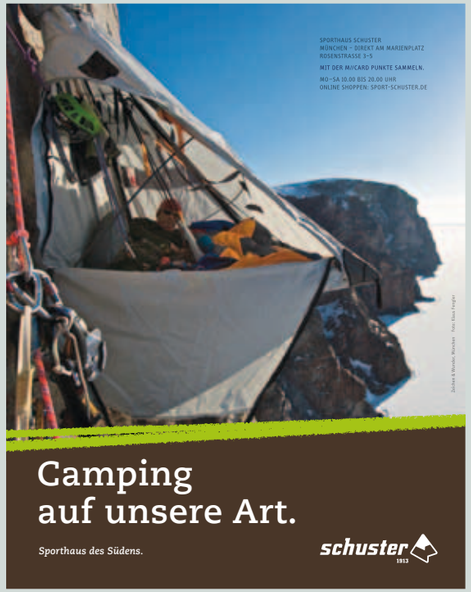
Alpine Themen und Mythen sind längst fester Bestandteil der Werbewelt. Die Botschaft ist eindeutig: Das Auf und Ab in den Bergen wird als kontinuierliches Auf interpretiert.
© mit freundlicher Genehmigung UBS Deutschland AG

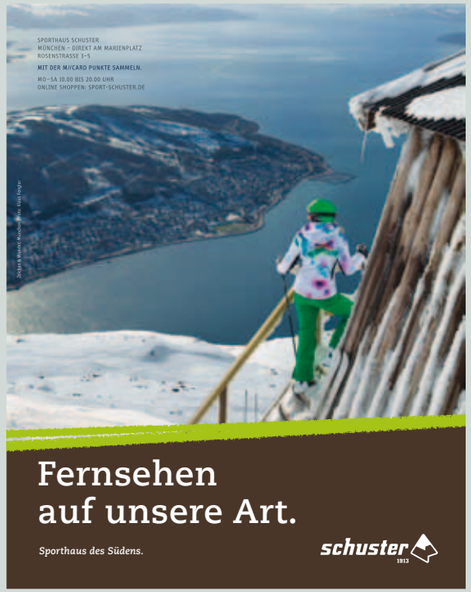
Wurde man als Bergsteiger vor einem Vierteljahrhundert oft als ein wenig rückständig, irgendwie altmodisch, vielleicht gar reaktionär betrachtet, so ist es heute schick, sich mit alpinen Attributen in Szene zu setzen. Heute wird der Alpinismus in seinen für jedermann nachvollziehbaren Varianten – Fitnesssport in der Halle, Breitensport im Klettergarten – als schmückendes Beiwerk der eigenen Biografie betrachtet. Ein Beispiel:

Im Sportteil der Süddeutschen Zeitung wurde am 4. Februar 2011 ein Porträt des damals noch bei Borussia Dortmund und heute bei Real Madrid unter Vertrag stehenden Fußballspielers Nuri Sahin veröffentlicht. Der Artikel über den Lüdenscheider Kicker war mit einem Foto illustriert, dass ihn im steirischen Sommertrainingslager zeigte: mit nacktem, muskulösem Oberkörper, beim Toprope-Klettern.

Das ist vermutlich kein Zufall. Es gilt in der Ball-Branche ja als ausgemacht, dass unter der Ägide des obersten deutschen Fußballlehrers Jogi Löw eine Spielergeneration heranwächst, die sich neben ihrem Können sowohl durch Weltgewandtheit und Cleverness als auch durch ihre Verwurzelung im heimischen Umfeld auszeichnet. Ein Kletterfoto passt da hervorragend ins Bild: Weil der Bergsport in den Medien heutzutage nicht mehr (nur) als verrückte Selbstgefährdung einiger Grenzgänger, sondern als gesellschaftlich sanktionierte, mit einem vertretbaren Risikoanteil auszuübende Ausgleichssportart gilt. Anders gesagt: Wer klettert, wird mit Eigenschaften in Verbindung gebracht, die heute als schick und als erfolgversprechend gelten.

Man stelle sich dagegen eine Geschichte über Günter Netzer oder Paul Breitner, über Klaus „Auge" Augenthaler oder Pierre „Litti" Littbarski vor. Vermutlich wäre niemand je auf die Idee gekommen, Spieler dieser Generationen in Verbindung mit vertikalen Aktivitäten zu bringen. Schnelle Autos, schöne Frauen, ein Che-Guevara-Poster, vielleicht ein Weißbier oder ein japanisches Manga – mit diesen Attributen hätte man Geschichten über Sahins Vorgänger geschmückt. Aber die spielten auch allesamt noch vor der Jahrtausendwende: Damals galt der Alpinismus – je nach Jahrzehnt – als Betätigungsfeld für Alm-Öhis und Ewiggestrige, für weltfremde Spinner und Öko-Aktivisten.





„Atmosphärische Imagemotive" entwarf eine Werbeagentur für das Sporthaus Schuster in München. Für den interessierten Beobachter entstand so bald der Eindruck, dass das Thema Berg auch im urbanen Raum omnipräsent ist.

© mit freundlicher Genehmigung Zeichen & Wunder, München

Interessant ist in diesem Zusammenhang übrigens auch, dass nicht nur die jungen, aktiven und körperlich gesunden Menschen – deren Idealfiguren wie geschaffen sind für den Körperkult der Gegenwart – mit Bergbildikonen in Verbindung gebracht werden. So zierte etwa ein Kletterer, der sich über eine Wirbelsäule abseilte, im Februar 2011 das Titelbild der Zeitschrift „Orthopress" – ein „Patienten- und Kundenmagazin für medizinisch und gesundheitlich Interessierte". Plakativ wurde mit dem Klettersportler das Titelthema der Ausgabe illustriert: „Knochen – Gerüst unseres Körpers".

Die Botschaft ist eindeutig: Wer sich in moderate, kontrollierbare Abenteuer wagt, wer aus sicherer Umgebung in unbekanntes Terrain aufbricht, wer tatkräftig und selbstbeherrscht unterwegs ist, dem wird ein gesundes und langes Leben gewiss sein. So fungiert der Berg- und Abenteuersport in zweierlei Hinsicht: als biografisches Beiwerk, mit dem die Abenteuer-Akteure ihre Coolness und Souveränität untermauern können. Und als Sinnbild für ein erfülltes und ausgeglichenes Leben, das das Auf und Ab in den Bergen als kontinuierliches Auf interpretiert.

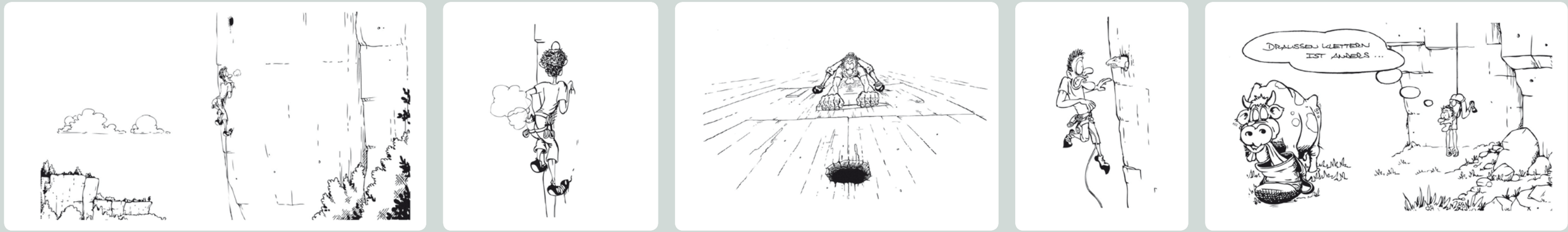
Werbewelten

Dass in den Reiseteilen überregionaler Tages- und Wochenzeitungen, dass in Zeitschriften und Fernsehsendungen inzwischen regelmäßig über Themen wie „Freerider – die Surfer der Steilwand" (Süddeutsche Zeitung, 10. Februar 2011), „75 Jahre Lawinenforschung in der Schweiz" (ARD-Mittagsmagazin, 17. Februar 2011) oder „Absturzgefahr – Klettersteige locken ins Verderben" (Bayerisches Fernsehen, quer, 21. Juli 2011) berichtet wird, ist nur ein Indikator für die Attraktivität des Bergsports, der Menschen aller Alters- und Gesellschaftsgruppen anzuziehen scheint.

Ein vielleicht noch wichtigerer Indikator ist das Zusammenspiel von Outdoorindustrie und Werbebranche, das in den vergangenen beiden Jahren zu einer zuvor nicht da gewesenen Kreativität geführt hat. Wer im Herbst 2010 offenen Auges durch die Münchner Innenstadt flanierte, sah ungewöhnliche Plakate an Stellwänden und Litfaßsäulen kleben: Sie zeigten Motive wie einen auf der Spitze stehenden Kletterschuh, unter dem stand: „La Sportiva statt La Traviata". Oder einen Kletterer, der sein Portaledge in einer senkrechten Granitwand aufgebaut hatte, versehen mit dem Spruch: „Camping auf unsere Art". Im Herbst 2010 und im Frühjahr 2011 waren diese Motive auch in überregionalen Zeitungen und Zeitschriften als Anzeigen geschaltet.

Verantwortlich für die Imagekampagne des Sporthauses Schuster zeichnete die Münchner Werbeagentur „Zeichen & Wunder", die die Produkte des alteingesessenen Bergsportgeschäfts als „elementare Bestandteile eines sportlichen Lebensstils" (Kletterschuhe!) in Szene setzen wollte. Darüber hinaus sollte mit „atmosphärischen Imagemotiven" (der Kletterer in der Wand) geworben werden. Für den interessierten Beobachter entstand so bald der Eindruck, dass das Thema Berg auch im urbanen Raum omnipräsent ist.

Zumal die Konkurrenz nicht schlief: Ebenfalls im Herbst 2010 schaltete Sport Scheck – zum ersten Mal in seiner 60-jährigen Unternehmensgeschichte – eine TV-Werbekampagne. Der witzig gemachte Spot vermittelte die Kernbotschaft: „Wir machen Sport." Und stellte den Konsumenten zugleich die rhetorische Frage: „Und was machst du?" Eine Frage, die verschiedene Slacktivisten in Internetforen zu dem Kommentar veranlasste: „Wir machen es immer und überall."



Diesen Eindruck wiederum kann man heute von der Outdoorbranche bekommen, die sich in einer Bergsteigerstadt wie München geballt präsentiert: Dort gibt es nicht nur die beiden bereits erwähnten Traditionshäuser. Ebenfalls in der Innenstadt eröffnete der Outdoor-Spezialist Globetrotter eine Filiale – inklusive einer „Erlebniswelt mit Regenkammer, Kanubecken, Kletterwand, einer Höhen-Kältekammer und einem einmaligen Klang-Raumkonzept". Die Marken The North Face und Mammut sind mit sogenannten Flagshipstores im urbanen Zentrum vertreten. Und längst hat das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage dazu geführt, dass sich die Outdoormarken im Bewusstsein der städtischen Konsumenten etabliert haben – heute kommt man auch mit einer Softshelljacke in die Clubs der Stadt.

Eine überzeugende Erfolgsgeschichte, die dafür sorgt, dass inzwischen auch immer mehr branchenferne Unternehmen mit ihren Werbemaßnahmen auf das Image – also auf das derzeit in den Köpfen der Menschen vorherrschende Bild – der Bergwelt und der sich darin bewegenden Aktiven setzen. Ein Beispiel aus dem Alltag: Mein Druckerpapier – Plano Spirit, 500 Blatt – ist in einen Umschlag gewickelt, der eine Kletterin in grünem Top und grauen Leggins zeigt. Auf dem Kopf hat sie einen weißen Helm. Und obwohl mir ihre Pose nicht ganz klar ist – sie kniet auf einem Bein, greift mit der linken Hand ins Seil, in der rechten hält sie eine Expressschlinge bereit, der Blick ist starr nach oben gerichtet –, so scheint sie in den Augen der Papiererzeuger beziehungsweise ihrer Marketingfachleute die richtige Werbefigur zu sein. Was allerdings ein Hersteller von Haarwaschmitteln – „Rote Karte für die Glatze" – mit dem Skitourensport zu tun hat?

Vermutlich nichts, außer dass es auch unter Skitourengehern Menschen mit „Kopfhautproblemen und erblichbedingtem Haarausfall" geben mag. Dennoch präsentierte sich das Unternehmen Alpecin im Winter 2011 als Sponsor eines Alpencrosses, der von Garmisch-Partenkirchen nach Meran führte: Zehn Sportler bildeten das „Team Alpecin", das sich eine Woche lang über 10.000 Höhenmeter und 250 Kilometer von Pass zu Pass mühte.

In anderen Sportarten ist die Verflechtung von Industrie und Aktiven seit langem gang und gäbe: Fußballstadien werden nach Versicherungen benannt, Brauseher steller leisten sich Formel-1-Teams, Snowboard-Unternehmen geben ihren eigenen Namen für eine Auswahl der besten Fahrer. Für den Bergsport stellt das Engagement eines Unternehmens dagegen ein Novum dar – und es wird spannend sein, die Entwicklung potenzieller Partnerschaften zu verfolgen. Immerhin führte die finanzielle Unterstützung in Sportarten, die sich ähnlich wie das Bergsteigen ohne strukturellen Unterbau auf Vereins- oder Wettkampfebene entwickelt haben – Surfen, Skateboarden, Snowboarden, Freeriden –, zu einer geradezu explosionsartigen Steigerung der sportlichen Leistungen.

Bis es so weit ist, kann der Shampoo-Hersteller sein Alleinstellungsmerkmal nutzen. In den Veröffentlichungen über das Abenteuer des Teams Alpecin – die vor dem Alpencross natürlich mit Medienpartnern arrangiert waren – wurde ein Vertreter des Unternehmens mit den Worten zitiert: „Am Material darf so ein Alpencross nicht scheitern, daher statten wir das Team erstklassig aus." Und es folgte eine Aufzählung all der weiteren Firmen, die die Skitourengeher mit ihren Produkten unterstützten. Ein Geben und Nehmen – und ein gängiges Muster auf Publizität basierender Kooperationen, das für einen unabhängigen Journalismus nicht unbedingt Gutes bedeutet.

Paradise

Angesichts all dieser Entwicklungen ist es vielleicht kein Wunder, dass die vor 25 Jahren im Diskurs der bergsteigenden Öffentlichkeit latent gewordene Befürchtung, die Berge und die Klettergärten könnten überlaufen werden, nun tatsächlich eine reale Grundlage hat. Zumindest scheint dies der Deutsche Alpenverein (DAV) so zu sehen, der auf den Lockruf eines medial inszenierten „Climbers' Paradise" – mit diesem Titel wirbt das Land Tirol für seine „5000 Alpinkletterrouten, 3000 Sportkletterrouten, 1500 Boulderprobleme" – mit einer Kampagne reagiert, die Neulingen den sicheren Schritt aus der Halle an die Naturfelsen ermöglichen soll.

Weil heute etwa die Hälfte der Anfänger das Klettern an der Kunstwand lernt und weil diese im Sinne einer „positiven und verantwortungsbewussten Entwicklung des Klettersports" an die Felsen herangeführt werden wollen, entwarf der DAV den griffigen Slogan „draußen klettern ist anders". Auf der dazugehörigen Website steht der Schnellkurs „Von der Halle an den Fels, Teil 1–3" zum Download bereit. Und weil natürlich auch die etablierten Verbände die Klaviatur der Massenmedien zu spielen verstehen, wird der Internetauftritt von einer Posterserie, von Fachartikeln im hauseigenen Mitteilungsblatt und von einem kurzen Filmtrailer flankiert.

Dahinter

Am 25. Juli 2011 erschien in der Tageszeitung, in der ich damals „meine" Buchenhain-Geschichte lesen durfte, ein Text mit dem Titel „Meditation am Fels". Es ging darin um das Bouldern, das derzeit einen unerwarteten Boom erlebe. Immerhin wies der Autor darauf hin, dass das spielerische Turnen am Fels kein neuartiges Phänomen ist, denn „schon vor hundert Jahren" trafen sich „auch in Buchenhain, am Isarhochufer südlich von München, Erstbegeher großer Alpenwände zum Training". So viel in einem Nebensatz; der Schwerpunkt des Textes lag auf dem Geschäftskonzept der Münchner „Boulderwelt", die derzeit als weltweit größten Boulderhalle gilt.

Dort sind nicht nur 20.000 Griffe zu etwa 700 Boulderproblemen verschraubt. Es gibt auch „dezente Lounge-Musik, Slacklines, Chill-Ecke, eine Outdoorwand, eine Kinder-Welt, Cappuccino, Weißbier und Pizza aus dem Steinofen bis nachts um elf". Dass der Betreiber der Halle die morgendliche Öffnungszeit unlängst auf sieben Uhr verschob, um dem großen Andrang gerecht zu werden, ist heute nur noch eine Randnotiz. So verändern sich eben die Dinge. Und die Art und Weise, wie sie erscheinen.

„draußen klettern ist anders". Bleibt zu hoffen, dass die Aufklärungskampagne des Deutschen Alpenvereins aufgeht und Felsneulinge den Comicstrip als Aufforderung verstehen, ihren alpinen Erfahrungsschatz zu erweitern.

© DAV, München, Zeichnungen: Erbse

Autorinnen und Autoren

Bolland, Max, geb. 1976, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer und Diplom-Sportwissenschaftler, lebt in Brannenburg im Inntal. Der Profibergführer verbringt auch seine Freizeit am liebsten in den Bergen der Welt, mit besonderer Vorliebe für Rissklettern in Utah, Nicht-Klettern in Patagonien, Abenteuerrouten in den Alpen oder auch kontemplative Stunden mit einem guten Buch in der Hand.

Buchroithner, Manfred, geb. 1950 in Wels, Diplom-Geologe (Dr. phil. habil.), Ordinarius für Kartografie an der Technischen Universität Dresden, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Erstbesteigungen und Erstbegehungen im afghanischen Pamir, den peruanischen Anden, Südtibet und Österreich. Seit 1975 Hochgebirgsforschung und vor allem -kartografie weltweit. Wissenschaftliche Fachbücher über Fernerkundungskartografie und Echt-3D-Visualisierung.

Christoph, Horst (71) ist Mitglied des Akademischen Alpenklubs Innsbruck und des Touristenvereins „Die Naturfreunde". Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Innsbruck, war Kulturredakteur des Nachrichtenmagazins „profil", seit der Pensionierung freier Journalist mit den Themenschwerpunkten Zeit- und Alpingeschichte. Lebt in Wien. Er war in seiner Jugend Alpinkletterer – eine ihm gut erinnerliche Route ist der Pichl-Weg an der Langkofel-Nordkante. Bis vor kurzem noch Ski-, Kajak- und Mountainbiketouren, immer noch Langlaufen und Schneeschuhwandern.

Cramer, Dennis, geb. 1970, studierte Deutsch, Evangelische Theologie und Sport an der PH Ludwigsburg. Heute ist er als Realschulkonrektor und Schulbuchautor tätig. Er lebt mit seiner Frau und den drei Kindern bei Schwäbisch Hall. Publiziert seit 1994 Reisereportagen und literarische Miniaturen zu alpinen Themen.

Dauer, Tom, geb. 1969, wuchs in Mexico City und München auf. Als Autor und Filmemacher arbeitet er am liebsten in den Gebirgen der Welt, weil er dort Leidenschaft und Beruf miteinander verbinden kann. Er klettert seit drei Jahrzehnten und fühlt sich in langen, alpinen Routen am wohlsten. Lebt mit seiner Familie auf einem Einödhof südlich von München, wo er immer öfter bei der Stallarbeit hilft.

Dick, Andi, geb. 1964, Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Mitglied des DAV-Lehrteams Bergsteigen und Sportklettern und Redakteur bei DAV Panorama. Er lebt mit Frau und Tochter Ronja (18) in Planegg bei München und freut sich an jeder Disziplin des Bergsports, mit Schwerpunkten auf Sportklettern, winterlichem Eis- und Nordwandklettern und langen Schrofenwanderungen. In seiner ehrenamtlichen Zeit beim DAV leitete er die Projektgruppe „Risiko".

Fink, Caroline, geb. 1977, lebt als freischaffende Autorin in Zürich, pflegt regelmäßige Zusammenarbeit mit verschiedenen Fachzeitschriften und Zeitungen, unter anderem der „Neuen Zürcher Zeitung". Grundlage für ihre Arbeit bildete ein Soziologiestudium an der Universität Zürich, während dem sie sich mit Zusammenhängen der Weltgesellschaft befasste und das Bergsteigen entdeckte. Im Anschluss daran arbeitete sie als Wirtschaftsredakteurin, entschied sich aber rasch dafür, lieber das in Texte und Bilder zu fassen, was sie bis heute am meisten mag: Bergtouren, raue Landschaften und Menschen, die inspirieren.

Freudig, Toni, geb. 1959 in Pfronten, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Skilehrer und Rettungsassistent. Autor des Buches „Bergrettung" sowie verschiedener Kletterführer. Bergsteiger seit den 1970er-Jahren, durchstieg zahlreiche berühmte Alpenwände und eröffnete etwa fünfzig Erstbegehungen, vorwiegend in den Tannheimer Bergen, wo er auch eine groß angelegte Sanierungsaktion von Kletterrouten initiierte. In Asien, Afrika und Amerika bestieg er achtzig Berge zwischen 5000 und 8000 Meter.

Gantzhorn, Ralf, geb. 1964, Diplom-Geologe, freischaffender Fotograf und Autor mehrerer Führer und Bildbände, lebt mit seiner Familie in Hamburg. Trotz norddeutscher Wurzeln seit über 30 Jahren im Gebirge unterwegs. Bei starker Vorliebe für Gebirge im Meer, egal ob Patagonien, Schottland oder Norwegen. Fragt man ihn aber nach dem schönsten Gebirge für Kletterer, wird er ohne zu zögern die Dolomiten nennen. Klassische Routen im sechsten und siebten Grad gefallen ihm dabei besonders gut – fester Fels vorausgesetzt.

Grigorian, Traian, geb. 1960, ist seit zwanzig Jahren freiberuflicher Outdoor-Journalist und spezialisiert auf MTB-Themen. Der gelernte Redakteur ließ sich zum DAV-Bikeguide ausbilden, um seine Reisepassion Teilnehmern seiner Touren vermitteln zu können. Italien und speziell den Alpenraum kennt er aufgrund von häufigen Reisen und geführter Touren mit dem Bike.

Grimm, Peter, Diplom-Bibliothekar, geb. 1929 im Sudetenland, in Oberbayern aufgewachsen, lebt im Ruhestand in Starnberg. Der Mitgründer der DAV-Bibliothek sowie der Bibliothek der Universität der Bundeswehr München publiziert seit 1952 als alpiner Fachjournalist; Spezialgebiet: Alpingeschichte. Er recherchierte und verfasste auch die ersten Wanderbücher für die Kanarischen Inseln. Zudem betreute er als Vorstandsmitglied des DAV die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins.

Höbenreich, Christoph, geb. 1968 in Innsbruck, der promovierte Tiroler Geograf, Sportpädagoge und staatlich geprüfte Berg- und Skiführer verbrachte auf dreizehn Expeditionen und Polarreisen über eineinhalb Jahre in der Arktis und Antarktis: Nordpol, Trans-Grönland, Antarktische Halbinsel, Franz-Josef-Land- und Südgeorgien-Durchquerung, Dronning Maud Land, Vinson Massiv (fünfmal am Gipfel) und leitete die US-Basis Vinson Basecamp. Heute Mitarbeiter der Sportabteilung im Amt der Tiroler Landesregierung. Lebt mit Jolanda und den beiden Söhnen in Thaur bei Innsbruck.

Höfler, Horst, geb. 1948 in München, der Allroundbergsteiger und Bergsportjournalist gilt als einer der besten Kenner der Alpinismusgeschichte. Er verfasste zahlreiche Bergbücher, darunter etliche Werke zu herausragenden historischen Bergsteiger-Persönlichkeiten wie u. a. Mathias Rebitsch. Dieser begeisterte ihn nicht nur als einer der besten und bis heute angesehensten Bergsteiger seiner Zeit, sondern vor allem auch als begnadeter Erzähler. In persönlichen Begegnungen und Gesprächen konnte er Mathias Rebitsch noch persönlich als vielschichtige, faszinierende Persönlichkeit kennen und schätzen lernen.

Hutter, Clemens M., geb. 1930, Dr. phil. (Ideologiegeschichte, Politologie, Volkskunde), staatlich geprüfter Skilehrer mit Praxis in den USA, im Libanon und in Chile. Ehemals außenpolitische Redaktion der „Salzburger Nachrichten", vier Jahre journalistische Arbeit in Entwicklungsländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens. Autor von ca. 45 Büchern, darunter neun Alpin-, Wander- und Skitourenführern.

Koch, Eduard, geb. 1959, Diplom-Geograf und staatlich geprüfter Bergführer, lebt bei München und arbeitet für die Sektion München und den Alpenverein. Er ist in den Bergen vielseitig unterwegs, aber sein Faible sind ungewöhnliche Skidurchquerungen und Canyoningtouren. Nachdem ihn seine Frau vor gut zehn Jahren zum Kajakfahren überredet hat, sind beide auch auf dem Wasser unterwegs, bevorzugt mit Kanu oder Seekajak in der Wildnis.

Koch, Ina, geb. 1960, Molekularbiologin, ist als Fachübungsleiterin Skihochtouren für die Sektionen München und Oberland tätig. Sie teilt die Liebe ihres Mannes zu Wildnistouren, zum Canyoning und zu Skidurchquerungen.

Köhler, Anette, geb. 1964, die aus Franken stammende Wahl-Innsbruckerin ist nach dem Studium der deutschen Literatur- und Musikwissenschaft als Verlagslektorin und Autorin vorrangig mit den Bergthemen beschäftigt. Redakteurin des Alpenvereinsjahrbuchs „Berg 2004". Seit Herbst 2004 betreut sie den Programmbereich „Erlebnis Berge" im Tyrolia-Verlag, für den sie nun erneut im Auftrag der Alpenvereine die Jahrbuchredaktion übernommen hat.

Lanthaler, Ulrike, geb. 1966 in Meran (Südtirol), arbeitet nach dem Wirtschaftsabitur seit 22 Jahren in der Südtiroler Landesverwaltung, Bereich Natur und Landschaft. Diesem ist sie trotz wechselnder Aufgaben immer treu geblieben und inzwischen für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

Roos, Martin, geb. 1967, gehört derzeit zu den Stammautoren des Jahrbuchs. Seine Stärke liegt darin, verworrene Themen zu entflechten, die oft an den Schnittstellen liegen zwischen Alpinismus, Tourismus, Soziologie, Geologie oder auch Bergmedizin. Die Dolomiten kennt der Autor ebenso gut wie seine derzeitige Wahlheimat (Ostspanien), über die er einen Wanderführer verfasst hat („Costa del Azahar"). Roos sattelte nach dem Studium der Biochemie auf (Wissenschafts-)Journalismus um und ist seit bald zwanzig Jahren freiberuflich tätig. www.genuancen.net

Runggaldier Moroder, Ingrid, geb. 1963, aus Gröden, studierte Germanistik und Anglistik in Innsbruck und ist als Übersetzerin ins Ladinische und als freie Publizistin tätig. Sie lebt mit ihrer Familie in Bozen. Mehrere Radio- und Fernsehproduktionen, Mitglied des Organisationskomitees des Internationalen Bergfilmfestivals von Trient, Kulturreferentin des Alpenverein Südtirol, Mitbegründerin und Mitherausgeberin der ladinischen Frauenzeitschrift *GANA. La Usc dles Ladines*.

Scheuermann, Manfred, geb. 1958 in Fulda, wohnt mit seiner Lebenspartnerin im Landkreis Starnberg. Der Diplom-Geograf und Diplom-Betriebswirt war Leiter von Trekkingreisen für den DAV-Summit-Club. Seit 1995 ist er im DAV für das Fachgebiet „Naturverträglicher Wintersport" zuständig. Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Koordination des DAV-Projektes „Skibergsteigen umweltfreundlich" und das Thema „Skitouren auf Pisten". Seit 1990 ist er Mitglied im DAV-Bundeslehrteam Natur- und Umweltschutz. Als Fachübungsleiter Skihochtouren ist er für die DAV-Sektion Fulda tätig und auch privat oft und gerne in den Bergen und auf Reisen unterwegs.

Schulze, Helmut, geb. 1966, Kletterer und Fotograf. Nach vielen Fernreisen rund um den Globus entdeckte er in den letzten Jahren die Alpen, vor allem aber die böhmischen Sandsteingebiete wieder. Für einen Dresdner Verlag fotografiert er seit dreizehn Jahren den Kalender „Klettern im Sächsischen Fels". Lebt in Dresden.

Spath, Stefan (46), arbeitet als freiberuflicher Journalist mit den Schwerpunkten Reisen, Wandern, Geschichte und Wellness. Der gebürtige Tiroler studierte Publizistik und Politikwissenschaften in Salzburg und Wien und begann seine journalistische Laufbahn 1989 bei der Austria Presse Agentur (APA). Das Wandervirus befiel ihn bei längeren Aufenthalten in Neuseeland und Australien, wo er auch das erste Mal mit dem Erbe Gustav Weindorfers in Berührung kam. Der Autor lebt in Wien.

Steinbach Tarnutzer, Karin, geb. 1966 und bei München aufgewachsen, war von Kindheit an in den Bergen unterwegs. Die Literatur- und Kommunikationswissenschaftlerin arbeitete in fünfzehn Verlagsjahren in München und Zürich mit zahlreichen Alpinisten und Bergbuchautoren zusammen. Seit 2001 lebt sie als freischaffende Journalistin (u. a. für „Panorama", „Neue Zürcher Zeitung"), Buchautorin und Lektorin in St. Gallen.

Töchterle, Luis, geb. 1950, seit 1978 Leiter des Jugendreferats und Verantwortlicher für die Mitarbeiterausbildung im Oesterreichischen Alpenverein.

Trojer, Florian, geb. 1975 in Bozen, studierte Geschichte an der Universität Innsbruck, seit 2006 Mitarbeit an verschiedenen Alpenvereinsprojekten im Bereich Archiv und Kultur, seit 2010 Sachbearbeiter im Referat Kultur des Alpenverein Südtirol.

Verra, Roland, geb. 1956 in Brixen, Pflicht- und Oberschule in St. Ulrich/Gröden, Studium der Modernen Sprachen und Literaturen an der Universität Padua; seit 1992 Schulamtsleiter der Ladinischen Schulen in Südtirol. Referententätigkeit bei nationalen und internationalen Tagungen und Seminaren über Minderheiten und Erziehungsfragen; Publizist und Autor zahlreicher Rundfunk- und Fernsehsendungen sowie verschiedener Werke zur Heimatkunde, Erziehung und Literatur.

Weiß, Ewald, geb. 1950 in Heilbronn, Grafikdesigner. War über 35 Jahre lang als Kletterer bis zum VI. Grad unterwegs und veröffentlichte zahlreiche Beiträge in den Magazinen „ALPIN", „Berge" und „DAV-Panorama".

Zinnecker, Andrea, geb. 1963, aus Marktoberdorf im Ostallgäu, Sternzeichen Stier mit Aszendent „Bergziege", war bis 2007 Allgäu-Korrespondentin des Bayerischen Rundfunks/Hörfunk und betreut seit 2008 als Redakteurin der Bergsteiger-Redaktion des Bayerischen Rundfunks die Sendungen „Rucksackradio" und „B 5 für Bergsteiger". Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte, Germanistik und Italianistik in Würzburg und Augsburg; Promotion über die Rezeption des Gründers der deutschen Volkskunde, Wilhelm Heinrich von Riehl, im Nationalsozialismus und daher interessiert am Themenkomplex NS-Ideologie und Antisemitismus.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die VerfasserInnen tragen Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

© 2011
Herausgeber: Deutscher Alpenverein, München, Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck, und Alpenverein Südtirol, Bozen
Jahrbuchbeirat: Andrea Händel (DAV), Georg Hohenester (DAV), Gerold Benedikter (OeAV), Oskar Wörz (OeAV), Franz Mock (AVS)

Redaktion und Herausgeber danken den Redaktionen von Panorama, Bergauf, Alpin und Klettern sowie den historischen Archiven im Alpenverein für die Unterstützung bei der Bildrecherche.

Inhaltliches Konzept, Text- und Bildredaktion: Anette Köhler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck
Grafisches Konzept: Gschwendtner & Partner, München
Digitale Gestaltung: GrafikStudio HM, Hall in Tirol
Coverabbildungen: Der steile Felsabbruch des Heiligkreuzkofels ins Gadertal (Abb. oben), Foto: A. Strauß;
Standplatzbau am Langkofel (Abb. unten), Foto: B. Ritschel; Umschlagrückseite: Das Rifugio Boè auf der Sellahochfläche, Foto: A. Strauß
Abb. Seite 2/3: Blick zum Monte Pelmo, Dolomiten, Foto: B. Ritschel
Abb. Seite 8/9: Paternkofel und Drei Zinnen im Morgenlicht, Foto: H. Ender
Abb. Seite 58/59: Blick vom Crozzon di Brenta u. a. auf Campanile Basso und Brenta Alta, Foto: R. Gantzhorn
Abb. Seite 88/89: Am Jubiläumsgrat zur Zugspitze, Foto: M. Attenberger
Abb. Seite 144/145: Am Kopftörlgrat, Wilder Kaiser, Foto: M. Attenberger/Agentur LOOK
Abb. Seite 180/181: Am Sass Rigais/Geislergruppe, im Hintergrund der Langkofel im Morgenlicht, Foto: B. Ritschel
Abb. Seite 218/219: Die Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen, Foto: B. Ritschel
Lithografie: AS-Design, Arzl im Pitztal
Druck und Bindung: L. E. G. O., Vicenza (Italy)

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C023419
FSC www.fsc.org

Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine internationale Non-Profit-Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Der Mitgliederausgabe dieses Buches liegt die Alpenvereinskarte „Brentagruppe" (ISBN 978-3-928777-04-9) im Maßstab 1:25.000 bei.
Diese und alle weiteren Alpenvereinskarten sind über die Alpenvereinsshops (z. B. www.dav-shop.de) und im Buchhandel erhältlich.

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
In Deutschland: GeoCenter Touristik Medienservice GmbH, Schockenriedstr. 44, D-70565 Stuttgart
In Österreich und Südtirol: Tyrolia-Verlag, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, www.tyrolia-verlag.at

ISSN 0179-1419
ISBN 978-3-937530-61-1 (DAV/Vertrieb Deutschland)
ISBN 987-3-7022-3159-0 (Tyrolia/Vertrieb Österreich und Südtirol)